Geschichte
des
Consulats und Kaiserreichs.

Von

M. A. Thiers,

Mitglied der Akademie, Deputirten und vormals Conseil-Präsidenten.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Friedrich Funck.

Zwölfter Band.

Mannheim,
Verlag von J. Bensheimer.

1856.

Schnellpressendruck bei L. Dietzsch in Darmstadt.

Erinnerung des Verfassers.

Nach funfzehn Jahren anhaltender Arbeit habe ich jetzt die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs vollendet, die ich im Jahre 1840 begonnen hatte. Von diesen funfzehn Jahren ist — mit Abrechnung desjenigen, in welchem die Begebenheiten mich genöthigt haben, außerhalb Frankreich zu leben — keins hingegangen, in welchem ich nicht all meine Zeit dem von mir unternommenen schwierigen Werke gewidmet hätte. Freilich könnte man schneller arbeiten; allein ich habe so viele Ehrfurcht für den Beruf der Geschichtschreibung, daß die Besorgniß, eine unrichtige Thatsache anzuführen, mich mit einer Art von Unruhe erfüllt. Ich kann dann nicht rasten, bis ich den Beweis für die mir zweifelhafte Thatsache gefunden habe; ich suche denselben überall, wo er sein kann, und lasse nicht nach, bis ich ihn entdeckt oder die Gewißheit erlangt habe, daß er nicht vorhanden ist. In letzterem Fall muß ich meinen Ausspruch thun wie ein Geschworner und spreche nach meiner innersten Ueberzeugung, stets jedoch mit äußerster Besorgniß mich zu täuschen. Denn nichts halte ich für verwerflicher, als wenn ein Mann, der von freien Stücken sich dem Beruf gewidmet hat, den Menschen die Wahrheit über die großen Begebenheiten der Geschichte zu sagen, sie aus Schwäche ver-

hüllt, aus Leidenschaft entstellt, aus Trägheit nach ihr räth statt forscht, wissentlich oder unwissentlich seinem Jahrhundert und den Zukünftigen Unwahrheiten verkündet.

Mit diesen Bedenklichkeiten habe ich die zahllosen Urkunden in den Staatsarchiven, die dreißigtausend Briefe Napoleons, die nicht minder zahlreichen seiner Minister, Generale, Adjutanten, selbst seiner Polizeiagenten, und endlich den größten Theil der im Schoos der Familien aufbewahrten handschriftlichen Denkwürdigkeiten gelesen, wiedergelesen und eigenhändig ausgezogen. Hierbei habe ich unter allen drei Arten von Regierung, die seit dem Beginn meines Werkes auf einander gefolgt sind, dieselbe Bereitwilligkeit und Freigebigkeit in Lieferung der erforderlichen Urkunden gefunden. So wenig wie unter der Republik und unter dem constitutionellen Königthum hat man unter dem Neffen Napoleons die Geheimnisse der kaiserlichen Politik mir vorenthalten. So glaube ich erfaßt und wiedergegeben zu haben nicht jene übereinkünftlich gemachte Wahrheit, welche die Zeitgenossen sich oft schaffen und den nachfolgenden Menschenaltern als echte Wahrheit überliefern, sondern die Wahrheit der Thatsachen, die man nur in öffentlichen Urkunden und zumal in den Briefen hochgestellter Leute findet. So habe ich manchmal ein Jahr gebraucht zu den Vorarbeiten eines Bandes, den ich in nicht mehr als zwei Monaten schrieb, und habe das Publicum warten lassen, welches einigen Werth auf die Ergebnisse meiner Forschungen legte.

Ich muß übrigens auch sagen, daß mit der ängstlichen Genauigkeit sich bei mir auch die Neigung verbunden hat, gründlich zu erforschen, wie man es in

einer der erregtesten Zeiten angefangen hat, um solche Massen von Menschen, Geld und Stoffen in Bewegung zu setzen. Die Geheimnisse der Verwaltung, der Finanz, des Kriegs, der Diplomatie haben mich angezogen und gefesselt, und ich habe gedacht, dieser rein technische Theil der Geschichte verdiente wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit von Seiten ernster Leser wie der dramatische. Nach meiner Meinung sind Lob oder Tadel für Großthaten insolange leeres Geschwätz, als sie nicht die ausführliche, bestimmte und deutliche Darstellung des Verlaufs derselben zur Grundlage haben. Bei dem Alpenübergang z. B. in Entzücken gerathen und, um seine Begeisterung dem Leser mitzutheilen, einen Wortschwall von Schnee und Felsen machen, das ist in meinen Augen ein kindisches und widerliches Gebahren. Ernsthaft, anziehend, wirklich geeignet Bewunderung hervorzurufen, ist nur die genaue und vollständige Darstellung des Hergangs der Dinge. Wie viel Wegstunden durch das Gebirg zu machen, wie viel Geschütze, Schießbedarf, Lebensmittel auf ungebahnten Wegen fortzuschaffen waren über ungeheure Höhen, wo die Thiere nicht mehr dienen, nur der Mensch noch seine Kraft und seinen Willen behält — das einfach gesagt mit der nöthigen Ausführlichkeit, ohne unnütze Einzelheiten, das ist nach meiner Ansicht die rechte Weise, ein Unternehmen, wie den Uebergang über den Bernhardsberg zu schildern. Mag dann nach einer genauen und vollständigen Schilderung ein Ausruf dem Erzähler entschlüpfen; derselbe wird anklingen in der Seele des Lesers, denn das entsprechende Gefühl ist in diesem bereits erweckt.

Dies sind die Ursachen der Langsamkeit, mit welcher ich diese Geschichte geschrieben habe und der Weitläufigkeit meiner Erzählungen. Hierbei finde ich mich veranlaßt, über Geschichte und Geschichtschreibung einige durch lange Uebung die Kunst und hohe Achtung ihrer Würde eingegebene Worte zu sagen.

Unter den Werken des Menschengeistes stehn mir die der hohen Dichtkunst am höchsten. Aber man wird mir zugeben, daß es Zeiten gibt, die geeigneter sind, dieselben zu genießen als zu schaffen. Ich glaube nicht, daß Homer oder Dante je besser verstanden worden sind als in unseren Tagen tiefer Gelehrsamkeit und tiefer Empfindung. Aber unsere Zeit, obwohl sie bedeutende Dichter und Maler aufzuweisen hat, konnte eben doch nicht diese zugleich kindlich einfachen und kraftvollen Gesänge hervorbringen, wie Florenz im dreizehnten Jahrhundert und das uralte Griechenland. Die menschliche Gesellschaft hat ihre Lebensalter, und jedes von diesen hat seinen eignen Beruf. Als vorzugsweise, nicht ausschließlich, unserem Zeitalter zukommend habe ich stets den Beruf der Geschichtschreibung betrachtet. Das Gefühl für Großthaten ist uns nicht abhanden gekommen, und wäre es der Fall, so müßte unser Jahrhundert uns dasselbe wiedergegeben haben; zugleich haben wir diejenige Erfahrung, welche uns den Maßstab für Schätzung und Beurtheilung derselben gibt. Darum habe ich mich von Jugend auf getrost geschichtlichen Arbeiten gewidmet, überzeugt das zu thun, wozu mein Jahrhundert besonders geeignet sei. Dreißig Jahre meines Lebens habe ich auf Geschichtschreibung gewandt, und selbst im Drang der öffentlichen Geschäfte habe ich meiner Kunst nicht entsagt.

Wenn ich Zeuge des Wankens der Throne war oder Mitglied von Reichsversammlungen, die durch die Worte gewaltiger Volksredner erschüttert, auch wohl durch die Menge bedroht wurden, und es blieb mir ein Augenblick zum Nachdenken, dann sah ich nicht sowohl diese oder jene vorübergehende Persönlichkeit, die einen Namen aus unserer Zeit trägt, als vielmehr die für alle Zeiten und Orte ewig dastehenden Gestalten, die einst zu Athen, zu Rom oder zu Florenz gehandelt hatten, wie die, welche eben vor meinen Augen lebte und webte. Ich war weniger gereizt und weniger beunruhigt, weil ich weniger überrascht war, weil ich nicht dem Schauspiel eines Tages beiwohnte, sondern dem ewigen Schauspiel, dessen Bühne Gott errichtet hat, indem er den Menschen mit seinen großen und kleinen, niedrigen und edlen Leidenschaften schuf, den Menschen, der sich stets gleich bleibt, stets in Bewegung ist, stets geleitet wird durch tiefbegründete unwandelbare Gesetze.

Ich kann also wohl sagen, mein Leben ist eine lange Geschichtsforschung gewesen, und abgerechnet die Augenblicke gewaltiger Erregung, wo der Drang die That verwirrt oder der Strom der Begebenheiten uns so fortreißt, daß das Ufer aus dem Gesicht verschwindet — abgerechnet solche Augenblicke habe ich fast stets beobachtet, was um mich her vorging, und es verglichen mit dem, was vormals geschehen war, um zu sehen, was sich Verschiedenes oder Gleiches fand. Diese lange Vergleichung ist meines Bedünkens die wahre Vorbereitung auf die Ausführung dieses Geschichtsepos — denn die Geschichte braucht nicht farblos zu sein darum, weil sie genau und unumstößlich sein soll, und der wirkliche Mensch, welcher zu einer

Zeit Alexander, zu andern Hannibal, Cäsar, Karl oder Napoleon heißt, hat seine Poesie, so gut wie der gedichtete Achilles, Aeneas, Roland oder Reginald, obwohl von anderer Art.

Die stete Beobachtung der Menschen und der Begebenheiten, oder wie die Maler sagen, die Beobachtung der Natur, genügt nicht; es gehört eine besondere Gabe dazu, um Geschichte zu schreiben. Worin besteht diese Gabe. Ist es Witz, Scharfsinn, Einbildungskraft, Darstellungsgabe, Kunst zu schildern? Es wäre wünschenswerth, alle diese Gaben zugleich zu haben, und jede Geschichte, in der sich auch nur eine dieser seltnen Gaben zeigt, ist ein schätzbares Werk und wird von der Nachwelt in Ehren gehalten. Ich behaupte, es gibt nicht eine, sondern zwanzigerlei Art Geschichte zu schreiben. Man kann sie schreiben wie Thukydides, wie Xenophon, wie Polybius, wie Livius, wie Sallust, wie Cäsar, wie Tacitus, wie Commines, wie Guicciardini, wie Macchiavelli, wie Saint-Simon, wie Friedrich der Große oder wie Napoleon. Auf jede dieser von einander ganz verschiedenen Weisen läßt sie sich vortrefflich schreiben. Ich würde Gott danken, wenn meine Leistung der des geringsten unter diesen Geschichtschreibern gleich käme, überzeugt, daß ich etwas Tüchtiges geliefert und ein Andenken meines kurzen Daseins hinterlassen hätte. Jeder von ihnen hat seine Eigenthümlichkeit. Der Eine erzählt in hinreißender Fülle, der Andere ohne Zusammenhang, sprungweise entwirft aber so im Vorbeigehen in wenigen Zügen Bilder, die sich niemals in dem Gedächtniß der Leser verwischen. Ein Dritter, weniger wortreich oder weniger befähigt zu schildern, aber ruhiger, besonnener,

dringt mit einem Blick, dem nichts entgeht, in die Tiefe der Begebenheiten und wirft auf sie ein nie verlöschendes Licht. Jeder von ihnen macht seine Sache gut. Gibt es aber nicht eine wesentliche, allen andern vorangehende Eigenschaft, welche die Vortrefflichkeit eines Geschichtschreibers bedingt? Ich denke ja, und sage: nach meiner Meinung ist dies die Verständigkeit.

Ich nehme hier dies Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung und will mich durch Anwendung desselben auf die verschiedensten Gegenstände näher erklären. Oft kann man von einem Kind, einem Handwerker, einem Staatsmann nicht sagen er ist geistreich, aber man bemerkt, daß er sogleich Alles faßt, was man ihm sagt, daß er das blos Angedeutete sieht und versteht, als Kind, wo es belehrt wird, als Handwerker, wo ihm etwas zu machen gegeben wird, als Staatsmann, wo es gilt, die Begebenheiten, ihre Ursachen und Folgen zu beurtheilen, die Sinnesart, Neigungen und voraussichtliche Handlungsweise der Menschen zu errathen, von nichts überrascht, durch nichts in Verlegenheit gebracht zu werden, obwohl oft mit Schmerz erfüllt über Alles. Dies nennen wir Verständigkeit. Diese unbewunderte Eigenschaft ist im Geschäftsleben mehr werth als alle glänzenden Begabungen, ausgenommen der schöpferische Geist, welcher die Verständigkeit in sich schließt, verbunden mit Glanz, Kraft, Tragweite und Raschheit.

Diese Eigenschaft, angewandt auf die großen Gegenstände der Geschichte, ist nach meiner Meinung die wichtigste Eigenschaft des Erzählers. Wo sie vorhanden ist, finden sich bald auch die andern, wofern zu der natürlichen Begabung die im Geschäftsleben ge-

wonnene Erfahrung hinzutritt. Mit dem, was ich Verständigkeit nenne, unterscheidet man leicht das Wahre vom Falschen, läßt man sich nicht durch leere Ueberlieferungen oder blinden Lärm in der Geschichte täuschen; man hat Urtheil; man erfaßt das eigenthümliche Gepräge jedes Menschen und jeder Zeit, man übertreibt nichts, man vergrößert und verkleinert nichts, man gibt jedem Bilde seine wahren Züge, beseitigt die Schminke als die unziemlichste Verzierung in der Geschichte, schildert richtig. Man ergründet die geheimen Triebfedern, begreift und macht begreiflich, wie die Dinge zu Stand gekommen sind. Man macht die so verschiedenen Gegenstände der Diplomatie, der Verwaltung, des Kriegs, des Seewesens der großen Mehrzahl der Leser verständlich, weil man ihren gemeinverständlichen allgemeinen Theil erfaßt hat. Ist es so gelungen, der zahlreichen Einzelheiten Herr zu werden, aus welchen eine umfassende Erzählung bestehen soll, dann ergibt sich die Ordnung, in welcher sie darzustellen sind, in der wirklichen Aufeinanderfolge der Begebenheiten. Denn der, welcher das sie verknüpfende geheimnißvolle Band, die Weise, in der eine aus der andern erstanden ist, erfaßt hat, der hat zugleich die schönste, weil natürlichste, Anordnung der Erzählung ausfindig gemacht. Steht er dabei nicht ohne Gefühl da vor großen Auftritten im Völkerleben, dann wird er lebendig zu verschlingen und mit Leichtigkeit zu verknüpfen wissen, wird dem Strome der Zeit seinen Fluß, seine Gewalt, seine Anmuth lassen, keiner seiner Bewegungen Gewalt anthun, keine seiner Krümmungen verändern. Endlich wird ihm das wichtigste Erforderniß nicht fehlen, die Billigkeit; denn nichts schlägt

mehr die Leidenschaftlichkeit nieder als tiefe Kenntniß der Menschen. Diese beseitigt darum nicht alle Strenge (das wäre schlimm); aber wenn man die Menschenart und ihre Schwächen kennt, wenn man weiß, was sie beherrscht und fortreißt, dann ist man nachsichtiger gegen den Menschen, der sich durch die tausend auf die Seele einwirkenden Reize überwältigen ließ. Man haßt darum das Böse nicht weniger, man verehrt darum nicht minder den, dessen Herz trotz allen Verlockungen stets für das Gute, Schöne und Große schlug.

Die Verständigkeit ist also, meiner Meinung nach, die glückliche Fähigkeit, in der Geschichte das Wahre vom Falschen zu scheiden, die Menschen richtig zu schildern, die Geheimnisse der Politik und des Krieges aufzuhellen, in lichtvoller Ordnung zu erzählen, mit einem Wort: ein rechter Darsteller zu sein. Ich darf wohl sagen, ein klarer Kopf, wie ich ihn im Auge habe, bedarf fast keiner Kunst um Meisterwerke zu liefern; er braucht oft nur dem natürlichen Drange zu folgen, Begebenheiten, die großen Eindruck auf ihn gemacht haben, Andern mitzutheilen. Man erlaube mir von tausend Beispielen, die ich anführen könnte, nur zwei auszuwählen. Guicciardini und Friedrich den Großen.

Guicciardini hatte sich nie träumen lassen, daß er zum Schriftsteller bestimmt sei, und hatte keinerlei Schule eines solchen durchgemacht. Sein Leben war stets ein Leben der Thätigkeit gewesen in Unterhandlungen und in der Verwaltung, einige Male auch im Krieg. Aber er war einer der klarsehendsten Köpfe, die es je gegeben hat, zumal in öffentlichen Angelegenheiten. Sein Gemüth war von Natur und aus Lebensüberdruß etwas düster. In seiner Zurückgezogenheit verfiel er aus

Mangel an anderer Beschäftigung auf den Gedanken, die Begebenheiten seiner Zeit, von denen er zum Theil Augenzeuge gewesen, niederzuschreiben, und er that es mit einer Ausführlichkeit, Markigkeit und Urtheilsschärfe, die seiner Geschichte einen Rang unter den schönsten Denkmälern des Menschengeistes anweist. Seine Sätze sind lang, verwickelt zuweilen etwas schwerfällig, und doch bewegt sich in ihnen die Erzählung wie der Gang eines lebhaften Menschen, der rasch ist, auch wenn die Beine schlecht sind. Im Besitze tiefer Kenntniß der Menschennatur entwirft Guicciardini von allen Personen seines Jahrhunderts Bilder, die ewig dauern werden, weil sie wahr, einfach und kräftig sind. Mit diesen Vorzügen verbindet er den mürrischen und verdrüßlichen Ton eines Mannes, den der Anblick tausendfältiger Erbärmlichkeiten verstimmt hat. Ich möchte sagen, sein Ton ist allzu mürrisch, denn der Geschichte ziemt heitere Ruhe; aber er berührt darum nicht unangenehm, denn man spürt in demselben, wie in der düsteren Strenge des Tacitus, die Traurigkeit des Ehrenmannes.

Friedrich der Große, der in seinem Leben nicht traurig war, war leidenschaftlich für das Schriftthum eingenommen, und diese Liebe für Geisteswerke, die ihn in so manchen Augenblicken der Verzweiflung aufrecht erhielt, ist einer der edelsten Züge in seinem Wesen. Am Abend verlorner Schlachten fand er ein Trost darin Verse zu schreiben, die nicht schlecht waren in ihrem Inhalt (denn sie enthalten eine Fülle von tiefen, sinnreichen, ansprechenden Gedanken), die aber schlecht waren in ihrer Form, da ihnen Maß, Anmuth und Wohlklang fehlten — Erfordernisse der Kunst, ohne

welche mit den schönsten Gedanken kein Gedicht zu machen ist. Friedrich war nicht nur ein schlechter Versemacher; die Schriftstellerei überhaupt war bei ihm stets nur Erholung gewesen; seine Feder hatte höchstens dann und wann ein Gedicht, ein Flugblatt oder eine Epistel geliefert. Die Kunst ein Buch zu schreiben war ihm so fremd, wie die der Rechtschreibung. Und doch hat er uns eine Geschichte seines Hauses und seiner Regierung hinterlassen. In dieser enthüllt er die feinen Fäden seiner Diplomatie, die großen Entwürfe seines Feldherrngeistes, schildert die Wechselfälle einer fast fünfzigjährigen Laufbahn, die unnennbaren Schwankungen der Politik in einem Jahrhundert, wo Weiber die Länder beherrschten, während Denker die Geister lenkten, die steten Wechsel eines Krieges, in welchem er, bald Sieger, bald besiegt, doch immerdar mit Ruhm bedeckt, sich stets von dem Schicksal bedroht sah, dem Hasse dreier Weiber und der Uebermacht dreier Reiche zu erliegen. Diese Geschichte ist in schlechtem Französisch und in einem wunderlichen Styl geschrieben, nichtsdestoweniger gibt sie ein klares, belebtes und fast durchgängig wahres Bild jener merkwürdigen Zeit, welche nur durch Friedrich und durch einige französische Schriftsteller groß war. Friedrich liefert in seiner Geschichte kein Muster, wie man Französisch schreiben soll, aber für seinen Zweck schreibt er genügend gut; seine Darstellung ist nicht kunstgerecht, aber einfach, geordnet und anziehend; er entwirft meisterhafte Characterbilder, und er würde ein ausgezeichneter Richter sein, wenn er die Billigkeit und Würde eines Richters hätte. Aber mit der Zügellosigkeit seiner Zeit verbindet er noch die eigne Zügellosigkeit seines Witzes, und da er alle Kö-

nige, die er gedemüthigt, ihre Feldherren, die er besiegt, ihre Minister, die er überlistet hatte, verachtet, da er sich nur in der Gesellschaft von Schriftstellern wohl fühlt (obwohl diese ihm oft durch ihre Eitelkeit lächerlich wurden), da er geneigt ist, sich und Andere schlechter zu machen, als sie waren, da er Mäßigung und Anstand bei Seite setzte, hat er der Geschichte den Ton der Lästerung gegeben. Und dennoch wird die von ihm hinterlassene unvergänglich bleiben, er ihr das Gepräge der tiefsten Verständigkeit und des gesundesten Sinnes gegeben hat.

Von Cäsar sage ich nichts, denn er war einer der gewandtesten Schriftsteller seiner Zeit, eben so wenig von Napoleon, denn er wurde es. Die beiden obigen Beispiele genügen zum Beweis meines Satzes, daß wer das Verständniß der Menschen und Dinge besitzt, den wahren Beruf zur Geschichtschreibung hat.

Aber, wird man mir einwenden, ist denn die Kunst nichts? genügt denn der Verstand allein zu Allem? Kann der Erste Beßte, welcher bloß diese Erkennungsgabe besitzt, darstellen, schildern, erzählen, wie man es von einem Geschichtschreiber verlangt? Ich möchte gern mit Ja erwiedern, wenn ich nicht für passend hielte, diese allzu entschiedene Behauptung einigermaßen zu beschränken. Begreifen ist beinahe, aber doch nicht vollständig, Alles. Eine gewisse Kunst der Darstellung, Schilderung, Farbengebung, Vertheilung von Licht und Schatten, eine gewisse Befähigung zu schreiben ist doch auch erforderlich bei Erzählung der Weltbegebenheiten, mag sie in griechischer, lateinischer, italiänischer oder französischer Sprache geliefert werden. Es muß aller-

dings mit der Verständigkeit sich Uebung, Berechnung, Kunst verbinden.

Der Mensch ist ein endliches Wesen, und die Aufgabe ist nicht viel geringer, als seine Seele mit der Unendlichkeit zu erfüllen. Die Begebenheiten, welche ihm zu schildern sind, fallen oft an tausend verschiedenen Orten vor, nicht bloß in Frankreich, wenn französische Geschichte behandelt wird, sondern zugleich in Deutschland, in Spanien, in Rußland, in Amerika, in Indien; und doch kann der Erzähler und der Leser sich im Geiste nur auf einem Punkt in einem Augenblick befinden. Friedrich der Große kämpft in Böhmen, aber gleichzeitig wird auch in Thüringen, Westfalen, Polen gestritten. Auf dem Schlachtfeld, wo er Alles leitet, kämpft er auf dem linken Flügel; aber auf dem rechten wird gleichfalls gekämpft; ebenso in der Mitte und überall. Wenn man nun auch mit klarer Einsicht die Verkettung der Begebenheiten im Allgemeinen gefaßt hat, so gehört doch eine gewisse Kunst dazu, um von einem Ort zum andern überzugehen, um den Faden untergeordneter Begebenheiten wieder aufzunehmen, den man um der größeren willen hatte fallen lassen müssen. Man muß sich bald rechts, bald links, bald rückwärts wenden, ohne den hauptsächlichen Auftritt aus den Augen zu verlieren, ohne die Handlung stille stehen zu lassen, und ohne doch auch etwas zu übergehen, denn jedes Uebergehen einer Thatsache ist ein Verstoß, nicht nur gegen die äußerliche Richtigkeit, sondern auch gegen die innere Wahrheit, und fast immer wird eine übergangene Thatsache, so geringfügig sie auch sei, eine Lücke in der Reihe der Ursachen oder Wirkungen bilden. Und doch ist der Geschichtschreiber

verbunden, das endliche Geschöpf, welches ihm zuhört und stets nach dem Unendlichen strebt, zu schonen; das neugierige Wesen, welches Alles wissen will, und nicht die Geduld hat, Alles zu lernen. Der Leser, der Mensch, jeder von uns sagt immer: Laß mich Alles wissen, es soll mich keine Anstrengung der Aufmerksamkeit verdrießen.

Es ist also eine gewisse Kunst, die Darstellung bühnengerecht zu machen, erforderlich, und zu dieser gehört Uebung, Berechnung, Kenntniß der Verhältnißmäßigkeit, und Gewohnheit sie zu beobachten. Aber das ist nicht Alles; es gilt auch zu schildern, zu beschreiben, in einem Character den hervorstechenden wesentlichen Zug zu fassen, in einem Auftritt den Hauptumstand; es gilt, die Farbe mit Maß zu vertheilen, mit der gehörigen Abstufung, sie nicht zu verschwenden, so daß keine übrig bleibt für die Stellen, welche starke Färbung erfordern. Und da das Mittel, mit dem all dies geschieht, die Sprache ist, so muß man sie mit der zierlichen und ernsten Würde zu schreiben wissen, welche großen und kleinen Dingen geziemt, so daß jene in hohem, diese in leichtem Tone vorgetragen werden und zugleich bestimmt und deutlich. Dazu gehört unleugbar Kunst und oft vollendete Kunst. Demnach muß sich mit dem Verständniß der Dinge eine gewisse Fertigkeit der Behandlung, der gefälligen Anordnung auch der kleinsten Einzelheiten, Würde und Einfachheit verbinden, wobei der Erzähler bald auf blutigen Schlachtfeldern, bald in den Cabinetten der Diplomatie weilen, ja zuweilen selbst in ein Frauengemach eindringen muß, um Staatsgeheimnisse zu finden, und

dann wieder sich in schmutzige Gassen versetzen, in denen sich eine tolle, rasende Wühlerei bewegt.

Ich gebe also zu, daß Kunst sich mit der Verständigkeit verbinden muß, ich will aber nun auch zeigen, daß die oben bezeichnete Verständigkeit leichter als jede andere Fähigkeit zu jener schwierigen Kunst hinführt. Die Geschichte ist von allen Erzeugnissen des Geistes das reinste, ernsteste, zugleich das erhabenste und das bescheidenste. Ihre stolze und demüthige Muse mit dem klaren Auge liebt ein schmuckloses Gewand.

Die Geschichtsdarstellung erheischt Kunst, aber das Uebermaß oder die Ersichtlichkeit der Kunst raubt ihr Würde und Wahrheit, denn so scheint sie täuschen zu wollen und verliert alles Vertrauen. Auf der Bühne des Trauerspiels mag der Schrecken, auf der des Lustspiels das Lachen übertrieben werden; im Heldengedicht, im Weihgesang, im Hirtenlied mögen die Gestalten vergrößert und verschönert werden, so daß die Helden stets unerschrocken, die Schäferinnen stets hübsch erscheinen: in der Dichtung ist Täuschung erlaubt, aber diese Täuschung ist kein Trug, denn sie gibt sich nicht für thatsächliche Wahrheit aus (wiewohl ich auch den Dichtern rathen möchte, wahr zu sein, wenn auch nicht genau). Wenn aber die Geschichte in den Sachen, in der Form, in der Färbung lügt, dann ist es nicht zu ertragen. Die Geschichte sagt nicht: Ich bin Dichtung — sie sagt: Ich bin Wahrheit. Gesetzt ein weiser, verständiger, von seinen Kindern geliebter und geachteter Vater versammelte diese und spräche: Ich will euch erzählen, was mein Großvater, mein Vater und ich gethan haben, um unserer Familie das Vermögen und die Stellung zu verschaffen, welche sie ge-

nießt, ich will euch unsere guten Handlungen und unsere Mißgriffe, kurz alles schildern, was euch belehren und auf die Bahn des Glücks und der Ehre führen kann. Ließe es sich begreifen, daß ein solcher Vater vor seinen andächtig zuhörenden Kindern seine Erzählungen ausschmückte, wissentlich verdrehte und so seinen Lieben eine falsche Vorstellung von den Geschäften, Freuden und Leiden des Lebens gäbe?

Die Geschichte soll eine ihre Kinder belehrende Mutter sein. Anspruchsvolles Wesen, Uebertreibung, Schminke, Klingklang sind an ihr unerträglich, mag man dergleichen sich auch in andern Künsten gefallen lassen. Im Entwurf, in der Ausführung, in den Charakterbildern, in der Sprache muß sie wahr, einfach und nüchtern sein. Bei welcher geistigen Begabung werden sich nun aber diese Eigenschaften besser bewahren lassen, als bei klarem Verstand, der die Dinge so sieht, wie sie sind, und geneigt ist, sie wiederzugeben, wie er sie aufgefaßt hat. Das vollkommene Verständniß der Dinge läßt deren natürliche Schönheit fühlen und so lieben, daß keine Neigung aufkommen kann, etwas hinzu oder ab zu thun, sondern nur die Ueberzeugung: die vollkommene Geschichtskunst besteht im treuen Wiedergeben. Man erlaube mir einen Vergleich zur Verdeutlichung.

Rafael hat theils Bilder aus der Einbildungskraft, besonders heilige Familien, theils nach dem Leben gemalt. Die feinsten Kenner sind in Verlegenheit, ob sie diese oder jene vorziehen sollen. Ich sage nicht, sie werden sich am Ende für die Bilder nach dem Leben entscheiden — wer möchte wagen, über diese göttlichen Werke abzusprechen? — wohl aber denke ich:

sie werden am Ende keine Rangverschiedenheit zugeben, so daß die bewundertsten heiligen Jungfrauen nicht über die Bilder nach dem Leben gestellt werden, weil die Poesie in jenen nicht die Lebenswahrheit in diesen überstrahlt. Aber wie konnte es dem großen Rafael gelingen, z. B. das merkwürdige Bild von Leo X. eines der vollkommensten Werke der Menschenhand (im Palast Pitti zu Florenz), hervorzubringen? Wollte er eine heilige Jungfrau malen, dann suchte er in den Schätzen seiner Einbildungskraft nach den reinsten Zügen, die ihm vorgekommen waren, reinigte diese noch mehr, fügte die eigne aus seiner Seele geschöpfte Anmuth hinzu und schuf so einen der bezaubernden Köpfe, die man nicht vergessen kann, sobald man sie einmal gesehen. Wollte er dagegen ein Bild nach dem Leben malen, dann trug er weder zusammen noch reinigte er, dann verzichtete er aufs Erfinden. Im Gesicht eines alten Kirchenfürsten mit dicker rother Nase, mit dem Ausdruck der Sinnlichkeit in den kleinen stechenden Augen gewahrte er nichts häßliches oder abstoßendes; er suchte darin die Natur, bewunderte sie in ihrer Wirklichkeit, änderte nichts an ihr und brachte seinerseits nichts weiter hinzu, als die Richtigkeit der Zeichnung, die Wahrheit der Farbe, das Verständniß des Lichtes. Diese Vorzüge verlieh ihm eine richtige Beobachtung der Natur; denn selbst in der Häßlichkeit hat die Natur Richtigkeit der Zeichnung, Schönheit der Farbe und Macht des Lichtes.

Die Geschichte ist Bild nach dem Leben, wie die heiligen Jungfrauen Rafaels Dichtungen sind. Wie ein Lebensbild Rafaels Freude an der Natur und an

den Schönheiten der Wirklichkeit, und das Bestreben sie, wie sie eben sind, wiederzugeben voraussetzte, so erfordert die Weltgeschichte Beobachtung der Thatsachen mit dem Auge eines die Natur betrachtenden Malers, der diese selbst in einem häßlichen Gesicht bewundert und bloß durch treue Wiedergabe eine Wirkung erstrebt.

Für die Geschichte gibt es Malerisches wie für die zeichnende Kunst; es findet sich bei genauer Beobachtung der Menschen und der Begebenheiten. Man schlage unsere Geschichte auf, betrachte Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV., Ludwig XV., ihre Minister, ihre Kebsen, ihre Beichtväter, Richelieu, Mazarin, Louvois, Colbert, Choiseul, die Montespan, die Maintenon, die Pompadour, Letellier, Fleury, Dubois, — man gehe von diesen mächtigen, anmuthigen, schwachen oder häßlichen Gestalten zu den Helden über, zum feurigen Condé, zum weißen Türenne, zum glücklichen Villars, wie die Nachwelt sie nennt, — und weiter von diesen untergebenen Helden zu den Heldenherrschern Friedrich und Napoleon. Man betrachte diese Gestalten wie im Louvre der Geschichte aufgehängte Bilder, beobachte sie in ihrer Größe und Erbärmlichkeit, in ihrem verführerischen und abstoßenden Wesen — und gewiß wird man eine Art von Schauer fühlen beim Anblick dieser Gestalten, wie Gott sie gemacht, ähnlich dem Gefühl von dem man sich vor einem Lebensbild von Rafael, Tizian oder Velasquez ergriffen fühlt. In ihren wahren, bald erhabenen, bald wunderlichen, bald plumpen Zügen ist die malerische Schönheit der Natur zu finden. Heinrich IV. mit seinem umfassenden Geist, ritterlichen und berechnenden Muth, seiner Anmuth, Güte, List, seiner sinnlichen Neigungen, Ludwig XIII. mit

seiner linkischen Aengstlichkeit, seinem Muth, seiner Unterwürfigkeit, seiner Auflehnung gegen den gewaltigen Minister, dem er den Glanz seiner Regierung verdankt, Ludwig XIV. mit seiner Eitelkeit, seinem gesunden Verstand, seiner Größe, Ludwig XV. mit seiner Selbstsucht, die sich betäubt, ohne blind zu sein, Richelieu mit seinem unbarmherzigen gewaltigen Geist, Mazarin mit seiner Geduld und Scharfsicht, Condé mit seinem von Verständigkeit durchdrungenen Feuer, Türenne mit seiner zur Kühnheit sich erhebenden Besonnenheit, Villars mit seiner Gabe, die Gelegenheit zu benutzen, Friedrich mit seinem anmaßenden Geiste, Napoleon mit seinem himmelstürmenden Titanensinn — haben sie nicht alle in ihrer Geschichtlichkeit etwas Schönes, an dem durch Zusatz oder Wegnahme zu ändern ein Verbrechen wäre! Was ist erforderlich, um diese Gestalten darzustellen? Man muß sie verstehen. Sobald man sie versteht, fühlt man keine andere Begier, als sie zu betrachten, um sie wiederzugeben, wie sie sind, sie wiederholt zu betrachten, um gewiß zu sein, daß man keine Falte des Unglücks, der Zeit oder der Leidenschaften, die zur vollen Wahrheit des Bildes gehören, übersehen hat.

Das vollkommne Verständniß der Dinge führt zu der innigen Wahrheitsliebe, welche Maler und Bildhauer Liebe zur Natur nennen, an der man nichts ändern will, weil man nichts findet, das über ihr stände. In der Dichtung wählt man den Stoff ohne ihn zu ändern, in der Geschichte darf man nicht einmal wählen, sondern nur anordnen. Muß man in der Dichtung wahr sein, so muß man es noch viel mehr in der Geschichte. Nimmt der Geschichtschreiber sich vor, anziehend, dramatisch, sinnvoll zu sein, stolze Bilder zu

zeichnen, die gleichsam aus dem Rahmen der Erzählung hervorspringen, sich dem Gedächtniß einprägen, erschüttern, so wird er gewiß nichts von all dem erreichen, sondern eine gezwungene Erzählung, übertriebene Schilderungen, und statt lebensvoller Gestalten, Gliedermänner schaffen. Wenn er hingegen, anstatt auf Bühnenwirksamkeit und Malermäßigkeit sein Absehen zu richten, nur sich angelegen sein läßt, genau zu sein, dann wird er einen Zeitraum mit seinen Personen, deren Eigenschaften, Fehlern, Streitigkeiten sorgfältig erforschen und weiter sich angelegen sein lassen, das Erforschte einfach wiederzugeben. Tritt eine Person auf, so wird er sie so schildern, daß ihr Verhalten sich aus ihrer Gemüthsart erklärt, jedoch nicht bei der Schilderung selbstgefällig verweilen. Sind Streitigkeiten zu schildern, so wird er berichten, was nöthig ist, um Ursachen und Ziel derselben oder die Unverträglichkeit der Streitenden begreiflich zu machen; nicht aber wird er aus seiner Darstellung ein Trauerspiel machen. Der Gang der Geschichte muß wie der Gang der Welt sein: sie muß auf geschäftliche Einzelheiten eingehen und darf Geräth und Werkzeug nicht übersehen, da in der Wirklichkeit nicht alles Schauspiel, Ausbruch von Leidenschaft und Schwertstreich ist. Den großen Entscheidungen geht langes Plänkeln vorher, den blutigen Treffen, Zusammenbringung von Mannschaft, Geld und Heergeräth. Das alles muß in der Geschichte aufgeführt werden, wie es in der Wirklichkeit stattgefunden hat. Und ist der Geschichtschreiber lediglich bedacht gewesen wahrhaftig zu sein, so wird seine Geschichte gleich den Begebenheiten, da sie sich zutrugen, anziehend, voll Handlung, mannigfaltig, belehrend sein, aber nicht mehr als

sie und nicht anders als sie. Der Geschichtschreiber braucht sich nicht zu beunruhigen mit dem Gedanken, daß sein Gegenstand schwierig, trocken oder dunkel sei, denn Gott hat das Schauspiel der Welt und den Menschengeist für einander gemacht. So wie man dem Menschen die Welt zeigt, heftet er den Blick darauf; um sie zu erkennen darf er nur keine Dunkelheiten hineintragen. Wer irgend einen Theil der Geschichte nimmt und die Thatsachen darin genau, in ihrer natürlichen Ordnung, ohne falschen Schmuck erzählt, wird eine fesselnde und selbst malerische Darstellung liefern. Wofern er nicht um der Erzählung die strenge Form eines Lehrgebäudes zu geben, die Thatsachen willkürlich anordnet, vielmehr ihre natürliche Verkettung beachtet, wird seine Darstellung den erforderlichen anziehenden Fluß haben. Sie wird sich bewegen, wie ein lebendiges Wasser, das die Fluren durchströmt, das, groß oder klein, mit reizenden oder unbedeutenden Ufern, schon in seinen Windungen um Hügel oder in seinem Verschwinden hinter Gehölzen eine gewisse Anmuth hat. Und wie der Strom in ebenen Boden langsamer fließt, über abschüssige Stellen aber herabstürzt, so wird auch die rechte Geschichtsdarstellung je nach den Gegenständen abwechselnd rasch oder ruhig sein.

Nach dem bisher Gesagten brauche ich wohl kaum noch zu sagen, wie die Schreibart der Geschichte sein soll. Die wesentlichste Eigenschaft derselben ist, daß sie sich nicht bemerklich macht. Kürzlich sind unter den Meisterwerken der Gewerbthätigkeit unserer Zeit Spiegel von einer Größe und Reinheit ausgestellt worden, vor denen die Venetianer des fünfzehnten Jahrhunderts beschämt die Augen niederschlagen müßten, denn man

erblickt in ihnen die zahllosen im Weltausstellungsgebäude enthaltenen Gegenstände ohne die mindeste Abweichung in den Umrissen, ohne die geringste Schwächung der Farbe. Ich habe Beschauer, welche die prächtigen Rahmen der Spiegel betrachteten, fragen hören, wofür diese Rahmen wohl bestimmt seien, weil sie das Glas gar nicht bemerkten, und erst als sie auf dies aufmerksam gemacht wurden, fanden sie die Reinheit der Spiegel zu bewundern. Wenn man in einem Spiegel das Glas bemerkt, so fehlt diesem die Eigenschaft vollkommner Durchsichtigkeit. Aehnlicher Weise ist eine Geschichtschreibung mangelhaft, wenn sie sich neben oder von dem Inhalt bemerklich macht, denn sie soll bloß diesen vor die Seele führen. Aber die vollkommne Durchsichtigkeit erfordert eine Kunst, die gelernt sein will. Es ist nicht bloß eine gemeine oder eine hochtrabende Sprache zu vermeiden, sondern auch der Mißklang, und letzteren zu umgehen ist oft unmöglich, da er in unvertauschbaren Eigennamen liegt. Einfach, klar, bestimmt und da, wo es sich um große Anliegen der Menschheit handelt, erhaben muß die Geschichtsdarstellung sein. Die vollendetsten Verse können nicht mehr Mühe kosten, als ein einfacher Erzählungssatz, der eine fachliche Einzelheit darstellen soll, ohne alltäglich oder widerlich zu erscheinen. Und wer hat nun die Geduld und die Hingebung für eine Mühe, die unbeachtet bleiben soll? Nur der gesunde Verstand, welcher begreift, daß es hier gilt Alles zu zeigen, nur nicht das Ich.

Ich habe bereits angedeutet, daß nur der klare Verstand gerecht sein kann. Man erlaube mir, dies näher auszuführen.

Wenn der Gedanke eine unrichtige Thatsache anzuführen, mich mit Scham erfüllt, so thut dies nicht minder der Gedanke ungerecht zu sein gegen die Menschen. Wenn man selber beurtheilt worden ist, oft von Leuten, die weder die Sachen, noch die Personen, noch die Fragen kannten, über welche sie absprachen, so empfindet man Scham und Ekel sich solchen Richtern gleichzustellen. Ueber Menschen, die ihr Blut für ein oft undankbares Land vergossen oder ihr Leben unter den quälenden Sorgen der Leitung seiner Geschäfte hingebracht haben, gesetzt auch, daß Ehrgeiz eine ihrer Triebfedern war, über solche Männer und den Werth ihres Blutes und ihrer schlaflosen Nächte, ohne Sachkenntniß, unbekümmert um Wahrheit mit einem Federstrich abzuurtheilen ist ein Frevel. Bei seinen Lebzeiten mag ein Mensch sich Ungerechtigkeit gefallen lassen, denn da wird durch die Schmeichelei die Verkleinerung aufgewogen, wiewohl leere Schmeichelei edlen Gemüthern keinen Ersatz für die Bitterkeit dieser geben kann. Aber nach dem Tod hat jeder Anspruch auf Gerechtigkeit ohne Schmeichelei und Anschwärzung, und wem sie vorenthalten wurde, für den können sie wenigstens seine Kinder verlangen. Aber wer darf sich vermessen, in der Geschichte die Wagschalen der Gerechtigkeit mit untrüglicher Hand zu halten? Leider Niemand, denn es ist die Wage Gottes in Menschenhand. Welche verwickelte Räthsel werden dem Beurtheiler geboten, der gerecht sein will. Ein Mann hat große Dinge vollbracht; aber hat er Alles selber gethan? hat er nicht Mitarbeiter gehabt, nicht Vorgänger, die ihm den Weg bahnten? Alexander hatte hinter sich seinen Vater Philipp, dessen Lob er nur mit Unwillen hören konnte.

Dem großen Friedrich hatten sein Vater und der Fürst von Anhalt-Dessau das preußische Heer geschaffen. Napoleon hatte von der französischen Revolution ein unvergleichliches Heer überkommen. Mancher Mensch hat viel Unheil gestiftet; aber lag die Schuld bloß an ihm oder auch an seiner Zeit? ist er nicht fortgerissen worden, durch Leidenschaften die seine Zeitgenossen mit ihm theilten? Und wenn er Menschenblut vergossen hat, muß man da nicht das Zeitalter in Anschlag bringen, in welchem er das Unglück hatte, solches zu thun? In unserm Jahrhundert, wo man den Werth der Menschenleben zu schätzen weiß, wiegt ein Tropfen Blut fast so schwer, wie Ströme desselben im dreizehnten Jahrhundert. Ein Feldherr von erprobtem Muth, von raschem, klarem Blick, geräth an einem Unglückstag in Verwirrung und richtet ein Heer zu Grunde. Ein sonst stets weiser Mann läßt sich an einem Tag der Schwäche oder Unbedachtsamkeit gröblich hintergehen. Es ist keine Kleinigkeit, in solchen Fällen die verschiedenen Umstände abzuwägen. Die Urtheile werden immer schwieriger, je mehr man sich der Gegenwart nähert.

Nach zehn Jahren gräulicher Verwirrung tritt ein mit Ruhm bedeckter junger Mann auf, wirft die bestehenden Gesetze über den Haufen und nimmt sich die höchste Gewalt. Durch seine Weisheit, seine Umsicht, seine wohlthätige, wunderbare Wirksamkeit wird er der Abgott seines Landes und die Bewunderung der Welt. Aber von seinem Glück berauscht, wirft er sich auf Europa, demüthigt, unterwirft, unterdrückt es, treibt es zur Empörung und stürzt, bedeckt mit unvergleichlichem Ruhm, in einen Abgrund in welchen Frankreich mit ihm sinkt. Wie soll man über dies wunder-

volle Leben urtheilen. Hatte er Recht einen Herrscherstab zu ergreifen, den zu nehmen Alles um ihn her ihn einlud? Welcher Mensch würde einer solchen Einladung widerstanden haben? Liegt sein Fehler nicht vielmehr in dem Gebrauch, den er von der höchsten Gewalt machte? Aber wenn man die Anmaßung der höchsten Gewalt entschuldigt und nur die Anwendung derselben tadelt, da vergißt man doch wohl, daß in der gewaltthätigen Erwerbung derselben der Keim zu ihrer gewaltthätigen Anwendung lag. Und wenn er durch Mißbrauch des Sieges die Welt gegen sich aufregte, lag die Schuld da bloß an ihm oder auch an der Welt, gegen die er kämpfte? Hat jenen furchtbaren Kampf, der mehr Blut gekostet hat, als je in einem Jahrhundert geflossen ist, er allein zu verantworten? oder seine Gegner allein? oder beide zu gleichen Theilen, der Sieger mit seinem unersättlichen Ehrgeiz, der Besiegte mit seinem unversöhnlichen Groll?

So finden sich in einem einzigen Leben eine Menge der schwersten Räthsel. Wie sind sie zu lösen? Das erste Erforderniß ist Unterdrückung jeder Leidenschaft. Wie aber ist ein solches Wunder zu wirken? Soll der Beschauer, der auf der Weltbühne die ausgezeichnetsten Personen mit ihrer Größe und Kleinheit, ihren furchtbaren oder lächerlichen Zügen auftreten sieht, nie erregt werden, weder Unwille, noch Liebe, noch Haß, noch Lachlust empfinden? Dies wäre zu viel verlangt, aber Unterdrückung jedes Gefühls und Unterdrückung der Leidenschaften ist zweierlei. Zur Leidenschaftslosigkeit gelangen wir am ersten durch anhaltende Beschäftigung mit der Geschichte. Wer stets über die menschlichen Dinge nachdenkt, sie durchdringt und begreift,

mit den Menschen der Vergangenheit und Gegenwart lebt, sich ihre Schwächen erklärt, indem er seine eigne betrachtet, der wird durch Bekanntschaft mit dem Menschenwesen, wenn auch nicht unempfindlich doch gerecht und billig, und die Bitterkeit schwindet aus seinem Herzen. Mag er je nach seinen Neigungen Vorliebe für Türenne oder Condé, für Richelieu oder Mazarin haben, seine Vernunft wird über seinen Neigungen stehen und die Urtheile fällen, welche der schwache Mensch geben kann, bis Gott urtheilt. Die natürliche Hinneigung mehr zur Milde oder mehr zur Strenge wird sich nur in der Form, nicht im Inhalt eines gerechten Urtheils verrathen. Weder Tacitus noch Guicciardini waren von heiterer Gemüthsart; aber ihre Urtheile haben darum keine ungerechte Bitterkeit. Also Verständniß der menschlichen Dinge führt nicht nur zur Klarheit, Ordnung und Gründlichkeit, sondern auch zur Gerechtigkeit in der Darstellung.

Ich habe fünfundzwanzig Jahre im öffentlichen Leben zugebracht und über dreißig in Erforschung der Geschichte, vorzugsweise desjenigen Theils der Geschichte, deren Ende mit dem Beginn meiner Jugend zusammenfällt. Nachdem ich die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, habe ich die des Consulats und des Kaiserreichs zu schreiben versucht. Meine Geschichte der Revolution ist bekannt; die Zahl der verbreiteten Abdrücke beweist, daß die Zeitgenossen sie gelesen haben. Von der Geschichte des Kaiserreichs ist ein großer Theil erschienen, den Schluß werde ich demnächst erscheinen lassen. Was die Welt über diese urtheilen wird, weiß ich nicht; ich denke aber sie wird das Gepräge der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit darin fin-

den. Ich habe sie begonnen im Jahr 1840 unter einem König, dem ich mit Liebe gedient habe, obwohl ich ihm in einigen Stücken widerstand. Ich habe diese Geschichte fortgesetzt unter der Republik und vollende sie unter dem vom Neffen des Mannes, dessen Thaten ich schildere, wiederhergestellten Kaiserthum. Hoffentlich wird niemand in dieser Geschichte eine Spur der verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung finden, nicht nur was den Inhalt, sondern auch was den Ton betrifft. Wer die großartigsten Begebenheiten, ungewöhnliches Glück oder Unglück, mit unberechenbaren Folgen, Erscheinungen von unvergänglicher Schönheit oder Schrecklichkeit vor Augen hat, und in demselben Augenblick an sich denkt, der beweist eine Schwäche, von der ich mich stets frei gewesen zu sein dünke. Ich hoffe also, man wird nicht wahrnehmen, daß ich bei Niederschreibung einer Stelle, im Besitz der Gewalt war, bei Abfassung einer andern geächtet, bei einer dritten in glücklicher Zurückgezogenheit lebte, daß vielmehr überall ruhiger Verstand, wohlwollende Gesinnung und der Wille gerecht zu sein durchblicken wird. Meine persönlichen Ansichten sind darin nicht verleugnet; man wird sie im letzten Band unverändert wie im ersten finden.

Ich habe stets die wahre Größe geliebt, die, welche über die Grundlage des Möglichen nicht hinausgeht, und die wahre Freiheit, die, welche sich mit der Schwäche der menschlichen Gesellschaften verträgt. Diese Gefühle habe ich mit auf die Welt gebracht und sie werde ich auch noch im Augenblick des Todes haben. Ihrer habe ich mich nicht entäußert, als ich die Geschichte Napoleons zu schreiben unternahm, und ich denke auch

nicht, daß ihr Vorhandensein die richtige Beurtheilung des Helden beeinträchtigt hat, vielmehr meine ich, sie haben dieselbe gefördert. Ich habe in der Weltgeschichte keinen Sterblichen gefunden, der gewaltigere und mannigfaltigere Fähigkeiten in sich vereinigt hätte, und nachdem ich das Ende seiner Laufbahn betrachtet habe, ändere ich meine Ansicht nicht. Aber als ich seine Geschichte begann, dachte ich, wie ich jetzt bei Beendigung derselben denke, daß der Mißbrauch dieser wunderbaren Fähigkeiten seinen Sturz herbeiführte, daß sein zügellos hochfliegender Geist sein und unser Unglück heraufbeschwor. Mit der freudigen Bewunderung seines großen, lebendigen, feurigen Wesens habe ich stets das Bedauern verbunden, daß sein maßloser Sinn und die ihm gelassene Freiheit demselben zu folgen, ihn gestürzt haben. Vom Standpunkt des Dichters aus erscheint er dadurch nur noch anziehender; aber auf dem Standpunkt des Vaterlandsfreundes verdient er dafür ein strenges Urtheil. In jedem Abschnitt seiner Laufbahn habe ich mich jedoch bemüht, ihn so darzustellen, wie er war, und so wird man ihn gewiß auch in meinen letzten Erzählungen finden. Man wird sehen, wie er in den Jahren 1811 und 1812 die Verblendung über sein Glück bis zum Wahnsinn treibt, sich ins weite Rußland vertieft, in der Ausführung des gewaltigen Planes zu diesem heillosen Unternehmen ermattet, während des Rückzugs sogar durch einen unerwarteten Schlag entmuthigt wird, aber an der Beresina sich wieder aufrafft und vom Unglück gestachelt im Jahr 1813 wunderbare Fähigkeit entwickelt, um das untreu gewordene Glück wieder zu fesseln. In diesem Jahr verblendet er sich noch über die Weltlage und

verfolgt eine tolle Politik, während er höchste Bewunderung verdient als Feldherr, zumal an den Unglückstagen, die aus völliger Unkenntniß bisher ganz falsch beurtheilt worden sind. Noch größer erscheint er im Jahr 1814, wo er sich nicht mehr täuscht, weder über Europa, noch über sich selber, wo er weiß, daß er gegen Alle allein steht, und nun zum ersten Mal gegen seine weisesten Rathgeber Recht hat, indem er lieber unterliegen will, als Frankreich kleiner, denn bei seiner Thronbesteigung, hinnehmen, richtig fühlend, daß das besiegte Frankreich besser unter das Scepter der Bourbonen paßt, als unter das seine. Darum kämpft er, nur noch auf seine Kunst vertrauend, nur noch mit wenigen Kriegern, die geschworen haben, unter der Fahne zu sterben, und für einen Augenblick wiegt er, so vereinzelt, in der Wagschale des Schicksals so schwer wie Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit. Wer bei einem solchen Anblick Lust fühlen könnte, Dies oder Jenes zu vergrößern oder zu verkleinern, der würde beweisen, daß er ein kindischer Mensch ist, ein Vorwurf, der mir doch wohl nicht gemacht werden wird.

Die Größe Napoleons steht außer Frage, aber nicht so unantastbar ist die ihm gelassene Macht, Alles zu wollen und zu thun. Meine Ansicht hierüber ist nicht im Jahr 1855 oder 1852 entstanden, sondern an dem Tag, wo ich angefangen habe zu denken. Alles zu können, was man wollen mag, halte ich für das größte Unglück. Wer in Napoleon blos einen großen Geist sieht, der sieht nicht Alles; er hatte auch einen äußerst gesunden Sinn. Und doch gerieth er am Ende in die tollste Politik. Willkürgewalt vermag Alles über ihren Besitzer: sie hat sogar Napoleons ge-

sunden Sinn verwirrt. Diese meine Ueberzeugung wird man in meiner Erzählung stets ausgedrückt finden; ich hege sie bereits seit vierzig Jahren. Wer sie für ein Vorurtheil hält, dem sage ich, daß sie mein lebenslängliches Vorurtheil ist. Ich kenne die Gefahren und die Jämmerlichkeiten der Freiheit; wer sollte sie besser kennen, als die, welche sie zu gründen versucht haben, ohne daß es ihnen gelungen wäre. Aber schlimmer als die Mißbräuche der Volksfreiheit ist die einem einzelnen Menschen — wäre er auch der weiseste und beste — gelassene Freiheit, alles Beliebige zu thun. Ich höre oft: Die Volksfreiheit hat dies oder jenes große Werk, dies oder jenes große Unternehmen verhindert. Aber langes Nachdenken hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß eine Regierung nur selten des Antriebs bedarf, gewöhnlich aber der Hemmung, weil sie nur selten in Unthätigkeit verfallen, viel häufiger aber versucht sein wird, in Unternehmungen und Geldverwendungen zu weit zu gehen, so daß etwas Hemmung nichts schaden kann. Aber wer soll diese zur Zügelung der Macht eines Einzigen bestimmte Freiheit zügeln? Darauf antworte ich: Alle. Die Gesammtheit kann auch manchmal irre gehen (das habe ich erlebt), aber sie irrt doch nicht so oft und nicht so völlig wie Einer.

Ich sehe, daß ich mich vergesse und beeile mich zu versichern, daß ich niemand überreden will. Meine Absicht war nur, eine Meinung zu begründen, welche wiederholt in dieser Geschichte ausgesprochen ist. Diese Meinung ist weder durch Alter und Erfahrung bei mir erschüttert, noch durch persönliche Verhältnisse gekräftigt worden. Wenn ich von meiner Person sprechen wollte,

dann müßte ich sagen, ich bin nie glücklicher gewesen, als seitdem ich, in Ruhestand versetzt, mich meinem ursprünglichen Geschäfte ruhiger Betrachtung der Begebnisse widmen kann. Manche werden mir das nicht glauben; das steht ihnen frei, so wie es mir frei steht, ihnen nicht zu glauben, wenn sie versichern, daß sie ohne Eigennutz die Vortrefflichkeit der unbeschränkten Herrschgewalt lehren.

Man verzeihe mir, daß ich einen Augenblick von den Höhen der Geschichte in das Feld der Tagesfragen herabgestiegen bin. Ich wollte nur die in meinem Buch stets durchschimmernde Ansicht und mein Festhalten an einer seit meinen frühsten Jahren gefaßten Ueberzeugung rechtfertigen. In diesen letzten Bänden wird man eine glühende Bewunderung Napoleons, eine noch glühendere Liebe für Frankreich finden und dabei einerseits das Bedauern, daß der außerordentliche Mann Alles hat thun dürfen, sogar sich zu Grund richten, andererseits Dankbarkeit dafür, daß er uns den Ruhm und eine Saat von Helden hinterlassen hat, die aufgegangen ist und die Sieger von Sewastopol geliefert hat. Die aus seiner Schule hervorgegangenen Krieger sind auch ohne ihn so groß und glücklich gewesen, wie ihre Vorgänger es mit ihm waren. Mögen sie es stets sein, und mögen unsere Heere stets siegen, von welcher Regierung immer sie auch Befehle empfangen mögen. Der größte Trost dafür, daß man in seinem Vaterland nichts ist, besteht darin, zu sehen, daß dies Land in der Welt ist, was es sein soll.

Paris, 10. October 1855.

A. Thiers.

Achtunddreißigstes Buch.

Sperre des Festlandes.

Lage des Kaiserreichs nach der Vermählung, welche die Höfe von Frankreich und Oestreich verbindet. — Napoleon will den Frieden benutzen, um die Gemüther in Europa zu beruhigen und den Krieg mit Spanien und England zu beendigen. — Er vertheilt unter seine Verbündeten die verfügbaren Gebiete zwischen Rhein und Weichsel, um dann Deutschland räumen zu können. — Vertheilung der französischen Heere in Illyrien, Italien, Westfalen, Holland, die Normandie, der Bretagne mit dem dreifachen Zweck der Sperre des Festlandes, des Kriegs gegen Spanien und der Ersparniß. — Finanzschwierigkeiten. — Napoleon will, daß Spanien einen Theil der Kosten trage, die es verursacht. — Seine Absicht ist die Engländer zum Frieden zu zwingen durch eine große Niederlage in Spanien und durch die Sperre des Festlandes. — Stand der Seefrage, und schwierige Stellung der Amerikaner zwischen Frankreich und England. — Amerikanisches Embargogesetz und Verhaftung aller Schiffer der Union in den Häfen des Reichs. — Maßregeln Napoleons, um den Engländern die Küsten des Festlandes zu sperren. — Seine Forderungen an Holland, die Hansestädte, Dänemark, Schweden und Rußland. — Widerstand Hollands. — Während dieser verschiedenen Arbeiten beschäftigt sich Napoleon auch mit Beendigung der religiösen Streitigkeiten. — Wegbleiben mehrerer Cardinäle von der Vermählungsfeier Napoleons und strenges Verfahren gegen dieselben. — Lage der Geistlichkeit und des Papstes. — Bemühungen, eine einstweilige Verwaltung unbesetzter Kirchenstellen zu schaffen, und Widerstand der Geistlichkeit dagegen. — Gemüthart und Verhalten der Cardinäle Fesch und Maury und der Herren Duvoisin und Emery. — Stellung, welche Napoleon dem Papstthum im neuen abendländischen Reich zugedacht hatte. — Absendung zweier Cardinäle nach Savona, um mit Pius VII. zu unterhandeln, und Beabsichtigung einer Kirchenversammlung im Falle zu

großen Widerstandes. — Weiterer Verlauf der holländischen Angelegenheit. — Napoleon will, daß Holland dem englischen Handel jeden Zugang sperre und mit seiner Seemacht Frankreich wirksameren Beistand leiste. — König Ludwig weist alle Mittel von der Hand, welche dies doppelte Ergebniß sichern könnten. — Er faßt einen Augenblick den Gedanken, sich gegen seinen Bruder aufzulehnen und den Engländern in die Arme zu werfen. — Besser berathen verzichtet er darauf und reist nach Paris, um zu unterhandeln. — Vergebliche Versuche zu einer Verständigung. — Nichts mehr von Holland noch von seinem Bruder hoffend, fühlt sich Napoleon geneigt, dies Land mit Frankreich zu vereinigen, und spricht sich darüber offen gegen seinen Bruder aus. — Durch den Schmerz seines Bruders hierüber erschüttert, faßt er den Gedanken, im Stillen mit England zu unterhandeln und die Unabhängigkeit Hollands zuzusagen, falls England sich auf Friedensverhandlungen einlassen will. — Fouché betheiligt sich bei diesen Angelegenheiten und bezeichnet Labouchère als den Geeignetsten, eine Sendung nach London zu übernehmen. — Reise Labouchères nach England. — Das englische Cabinet hat nicht Lust, die Gemüther aufzuregen durch Eröffnung einer nicht ernsten Unterhandlung, und schickt Labouchère zurück mit der bestimmten Erklärung, daß jeder zweideutige Vorschlag unbeantwortet bleiben werde. — Die halb abgebrochene Unterhandlung wird von Fouché heimlich wieder aufgenommen ohne Theilnahme Napoleons. — König Ludwig ergibt sich in den Willen Napoleons und unterzeichnet einen Vertrag, demzufolge Holland an Frankreich Nordbrabant bis zur Waal abtritt, die Besetzung seiner Küsten durch französische Truppen bewilligt, die Aburtheilung von Prisen der französischen Verwaltung überläßt und sich verpflichtet, bis zum 1. Juli eine Flotte im Texel zusammenzuziehen. — Rückkehr Ludwigs nach Holland. — Reise Napoleons mit der Kaiserin nach Flandern, der Picardie und Normandie. — Große Arbeiten zu Antwerpen. — Napoleon entdeckt unterwegs, daß die Unterhandlung mit England ohne sein Wissen von Fouché heimlich wieder aufgenommen worden ist. — Fouché fällt in Ungnade und verliert seine Ministerstelle. — Verhalten Ludwigs nach seiner Rückkehr nach Holland. — Anstatt die Holländer zu beruhigen, regt er sie durch den öffentlichen Ausdruck der überspanntesten Gefühle auf. — Sein offener Widerstand die amerikanischen Ladungen auszuliefern, die Errichtung französischer Zollstätten, die Besetzung Nordhollands und die Zusammenziehung einer Flotte im Texel zu gestatten. — Beschimpfung der französischen Gesandtschaft durch das Volk zu Amsterdam. — Erzürnt befiehlt Napoleon dem Marschall Oudinot, mit fliegenden Fahnen in Amsterdam einzurücken. — Nach fruchtlosen Bemühungen, das Einrücken französischer Truppen in Amster-

dam zu verhindern, dankt König Ludwig zu Gunsten seines Sohnes ab und stellt diesen unter die Vormundschaft der Königin Hortensia. — Auf diese Nachricht verfügt Napoleon die Vereinigung Hollands mit Frankreich und macht aus diesem Königreich sieben Départements. — Seine Bemühungen, die Finanzen und die Seemacht dieses Landes wieder emporzubringen. — Umfassende Entwickelung des Continentalsystems in Folge der Einverleibung Hollands. — Neue Ordnung des Verkehrs in Colonialwaaren und Erlaubniß für die Besitzer solcher, sie gegen eine Abgabe von 50 Procent in Vertrieb zu setzen. — Nachforschungen angeordnet, um sie dieser Abgabe zu unterwerfen. — Aufforderung an die Staaten des Festlandes, sich dem neuen System anzuschließen. — Alle thun es außer Rußland. — Unübersehbare Wegnahme in Spanien, Italien, der Schweiz und Deutschland. — Schrecken aller Correspondenten Englands. — Wiederherstellung der Beziehungen mit Amerika unter der Bedingung, daß Amerika seine Beziehungen mit England abbricht. — Lage des Welthandels zu jener Zeit. — Wirksamkeit und Gefährlichkeit von Napoleons Maßregeln.

Nachdem Napoleon bei Wagram Oestreich besiegt, nachdem er die letzten Aufstände in Deutschland gedämpft, Eroberungen in Galicien, Oestreich, Illyrien gemacht und dieselben seinen Verbündeten in Polen, Deutschland und Italien zugetheilt, nachdem er sein im Norden, Westen und Süden so weit sich erstreckendes Reich auch noch weiter nach Osten ausgedehnt hatte, nachdem er Gemahl einer Erzherzogin geworden war, die er nicht zu entführen brauchte, schien er wieder auf dem Gipfel menschlicher Größe zu stehen, von dem seine Feinde gehofft, seine Freunde gefürchtet hatten, ihn herabsteigen zu sehen. Die Welt, welche nach dem Schein urtheilt, war geblendet und mußte es wohl sein, denn mit Ausnahme von Rußland, wo man ihm jedoch viel Willfährigkeit zeigte, und von Spanien, wo der Aufstand des Volkes ihm die äußersten Enden der Halbinsel streitig machte, war das ganze Festland von Europa ihm unterwürfig in grenzenloser Demuth der

Fürsten und Völker. England, durch die See geschützt, entzog sich allein noch dieser Herrschaft; aber Frankreich, obwohl des Seekriegs überdrüssig, fürchtete diesen nicht und hoffte, daß die See nicht ewig für das Land unüberwindlich sein würde.

Betroffen von diesem Anblick fühlte die royalistische und clericale Partei, welcher es am schwersten fällt, zur Einsicht zu kommen und sich zu unterwerfen, ihre Kräfte schwinden und suchte sich an das Kaiserhaus anzuschließen. Viele ihrer Mitglieder, welche früher Verachtung gegen dasselbe gezeigt und über es gelästert hatten, waren kürzlich in Dienste am Hof getreten. Zur Entschuldigung dieser Schwäche oder auch wohl in gutem Glauben verbreiteten sie die abenteuerlichsten Gerüchte. Napoleon, so hieß es bei ihnen, war durch die Heirath mit Marie Louise ein Verwandter der Marie Antonia geworden und stand im Begriff auf der Bahn der guten alten Zeit zurückzukehren, das Andenken Ludwigs XVI. zu Ehren zu bringen, die Königsmörder aus der Regierung, auch wohl aus dem Land zu entfernen und sich mit den Personen des alten Hofs zu umgeben. Moreau, der bei den Anhängern der Bourbonen gar beliebt war, würde demnächst zurückgerufen und zum Marschall und Herzog von Hohenlinden erhoben werden [1]). Aus dem Munde der Republikaner war es schwer etwas zu vernehmen, denn sie schienen gar nicht mehr vorhanden zu sein, und die wenigen noch übrigen entzogen sich im Dunkel dem Vorwurf geirrt und gefrevelt zu haben. Aber da, wo sie

---

[1]) Die Polizeiberichte waren einen Monat lang mit diesen Gerüchten angefüllt.

gestanden hatten, erwuchs eine Neigung zu prüfen und zu tadeln, welche für die nahe Zukunft einen ganz anderen Zustand der Gemüther als den vorhandenen voraussehen ließ, obwohl für den Augenblick die Lust zur Unabhängigkeit sich kaum merklich machte und von dem Zauber der Macht Napoleons völlig überwogen ward.

Unter dem blendenden Scheine jedoch bemerkten denkende Köpfe allerlei bösartige Wirklichkeiten. Durch die Heirath mit einer Erzherzogin hatte Napoleon den Argwohn, alle alten Fürstenhäuser stürzen zu wollen, bedeutend entkräftet und den Haß Oestreichs einigermaßen besänftigt; allein er hatte ihm nicht den geringsten Ersatz für die seit funfzehn Jahren erlittenen Verluste gegeben. Eben so wenig hatte Preußen von ihm die geringste Linderung seines Unglücks, noch Deutschland einen Ersatz für seine Demüthigung empfangen. Durch sein Verfahren bei seiner Heirath und durch die Zurückweisung der Uebereinkunft wegen Polen hatte er Rußland tief verletzt, und ihm zugleich durch seine enge Verbindung mit Oestreich Anlaß zum Mißtrauen gegeben. Die nach und nach vollzogene Einverleibung Toscanas, der Legationen und Roms hatte das Gefühl der Italiäner verletzt. Der Krieg mit Spanien war eine stets blutende Wunde, der Haß Englands die Ursache unabsehbarer Feindseligkeiten. Um den Schwierigkeiten dieser Lage zu begegnen, mußte er im Norden, Osten und Süden Heermassen unterhalten, deren Kosten seit dem Frieden mit Oestreich wieder ganz auf Frankreich fielen, und deren stete Ergänzung für die Familien eine unversiegbare Quelle des Schmerzes wurde. Endlich hatte er durch seinen Streit mit dem Papst zwar nicht eine Kirchenspaltung, aber doch ein fast un=

auflösbares Gewirr von Händeln veranlaßt. Von seinen Feinden wurden all diese Uebelstände erkannt, denn sie bemühten sich sie zu finden; von seinen Freunden wurden sie übersehen, weil diese sie nicht sehen wollten. Für die wenigen Besonnenen, die so selten Gehör finden, lagen sie zweifellos vor. Napoleon selber erkannte sie zuweilen recht wohl, und sie würden für ihn nicht zu unübersteiglichen Schwierigkeiten geworden sein, wenn sein stolzes, leidenschaftliches Wesen der Mäßigung Raum gelassen hätte und der Geduld, das volle Gelingen einer Unternehmung abzuwarten, bevor eine neue begonnen würde.

Hätte er sich z. B. angelegen sein lassen, Oestreich durch die Aussicht auf Wiedererlangung der illyrischen Länder, mit denen er doch nichts anfangen konnte, besser zu stimmen und durch die wirkliche Rückgabe zum treuen Bundesgenossen zu machen, hätte er Deutschland durch völlige Räumung beruhigt, hätte er den steten Einverleibungen Einhalt gethan, hätte er nicht die Verschärfung der allgemeinen Sperre zum Anlaß neuer Uebergriffe genommen, hätte er nach Spanien eine überwältigende Masse von Streitkräften gebracht und das Gewicht seiner eignen Person, auf jeden andern Krieg verzichtend, bevor der dortige beendigt wäre, hätte er damit den Engländern Niederlagen zu Land bereitet, die sie zum Frieden nöthigten, hätte er die religiösen Gefühle, denen er anfangs so bedeutend geschmeichelt hatte, geschont und den Papst zu einer von diesem gewünschten Verständigung gebracht, hätte er sein Reich nach Außen durch den Frieden, nach Innen durch einige den erwachenden Geistern gewährte Freiheit befestigt: dann hätte er dessen Sturz abwenden

können oder wenigstens das Bestehen seines allzuhoch aufgeführten Baues verlängern. Um seinem Reiche eine ewige Dauer zu geben, hätte er herzhaft auf unnatürliche Erwerbungen verzichten, und anstatt Präfecte nach Rom, Florenz und Laibach zu setzen, sich auf die Grenzen der Alpen, der Pyrenäen und des Rheins beschränken müssen, die damals kein Mensch uns streitig zu machen gedachte. Das so beschränkte Reich würde immer noch Genua, den Mont Cenis, den Simplon, Geni, Hüningen, Mainz, Wesel, Antwerpen und Vliessingen in sich begriffen haben.

Man kann wohl sagen, daß die Vorsehung, bevor sie das Verderben hereinbrechen läßt, wiederholte Warnungen gibt, um zum Nachdenken und zur Besserung zu veranlassen. Bei Eylau, bei Bailen und bei Eßling hätte Napoleon deutlich die Grenzen sehen sollen, die ihm als unüberschreitbar angedeutet waren. Wenn die Vorsehung ihm endlich den Sieg bei Wagram zum Schluß des schwierigen Feldzugs in Oestreich bewilligte, wenn sie ihm eine Kaisertochter gab, ihm den Erben seines Reichs zu gebären, so schien sie ihm damit eine Frist zu rettender Umkehr zu geben. Er selber schien dies zu fühlen und demgemäß handeln zu wollen, denn nach Paris zurückgekehrt, zeigte er sich lediglich bemüht, Europa und besonders Deutschland zu beruhigen, den Krieg mit Spanien zu beenden, England zu entwaffnen, die Geldkräfte Frankreichs zu schonen, den Kirchenstreit beizulegen und der erschöpften Welt die ersehnte Rast zu gewähren. Aber zur Lösung dieser Schwierigkeiten brachte er dieselben Eigenheiten mit, durch die er sie hervorgerufen: er wollte den Knoten zerhauen statt ihn zu lösen. Da verließ ihn sein Glück, und sogar seine Geschicklichkeit schien ihm auszugehen.

Nach seiner Vermählung war eins seiner ersten Geschäfte, an seine Gesandten ein Schreiben zu erlassen, dessen Fassung er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten folgendermaßen angab: „Dies „Schreiben soll nicht gedruckt werden; es soll die Sprache „enthalten, welche meine Geschäftsträger zu führen „haben. Es soll darin heißen: Ein Hauptmittel der „Engländer zur Anfachung des Kriegs in Europa ist „ihr Vorgeben, daß Napoleon die Fürstenhäuser vernichten will. Diesen Vorwand, die Völker aufzu„regen und die Saat des Zwiespalts auszustreuen, der „Europa mit Blutvergießen erfüllt hat, habe ich ihnen „nehmen wollen durch die Wahl einer Gemahlin. „Nichts schien mir besser geeignet, Besorgnisse zu ver„scheuchen, als die Werbung um eine Erzherzogin von „Oestreich. Die glänzenden Eigenschaften der Erzher„zogin Marie Louise, von denen ich insbesondere be„nachrichtigt war, haben mir die Möglichkeit gegeben, „meiner Politik gemäß zu handeln. Die Werbung ist „angebracht und vom Kaiser von Oestreich genehmigt „worden. Der Fürst von Neufchâtel ist abgereist u. s. w. „Es ist mir lieb gewesen, auf diese Weise zwei große „Nationen vereinigen und einen Beweis meiner Achtung „für das Volk Oestreichs und die Bewohner Wiens „geben zu können. — Ferner ist mein Wille auszu„drücken, daß ihre Sprache den Banden der Verwandt„schaft, die mich an Oestreich knüpfen, angemessen sei, „jedoch nichts enthalte, was meine innige Verbindung „mit Rußland stören könnte.[1])"

---

1) Brief Napoleons an den Herzog von Cadore im Archiv des Staatssecretariats.

In diesen Zeilen war die ganze damalige Politik Napoleons enthalten, welche darin bestand, sich an Oestreich, mit dem er durch Heirath verknüpft war, anzuschließen, ohne sich darum Rußland zu entfremden, welches sein hauptsächlicher Verbündeter bleiben sollte. Er beschleunigte demgemäß die Räumung Oestreichs, zeigte sich nachsichtig beim Empfang der Brandschatzung, gestattete, daß zu Amsterdam von Oestreich ein Anlehen gemacht würde und begünstigte dasselbe durch unmittelbare Einwirkung. Ebenso hörte er gefällig einige Andeutungen in Betreff der Bestimmung der illyrischen Länder an, deren Herausgabe für den Wiener Hof ein artiges Hochzeitsgeschenk gewesen wäre. Dem Grafen Metternich, den Kaiser Franz nach Paris schickte, um die in Folge der Heirath erforderlichen neuen Beziehungen herzustellen, ließ er die beßte Aufnahme zu Theil werden.

Bei seinem Eintritt ins öſtreichische Cabinet, in welchem er fast vierzig Jahre geblieben ist, schlug Metternich eine von der seiner Vorgänger ganz verschiedene Politik ein, nämlich die des guten Verständnisses mit Frankreich. Um sie anzubahnen, kam er selber nach Paris. Er hielt für nöthig, die ersten Schritte der jungen Kaiserin an einem ihm genau bekannten Hof zu leiten; sodann wollte er sich überzeugen, ob der Eroberer geneigt sei, im Genuß einer glänzenden ehelichen Verbindung friedlichere Gesinnungen anzunehmen, oder ob er diese Verbindung als Ausgangspunkt für neue, größere Unternehmungen benutzen wollte. Einige Wochen hierauf verwandt schienen keine Zeitverschwendung zu sein, und gern ließ Kaiser Franz es geschehen, daß sein künftiger Minister

vor Uebernahme seines Amtes schließlich sich dieser nützlichen Sendung nach Paris unterzog.

Napoleon, der den Grafen Metternich früherhin geraume Zeit an seinem Hof gehabt hatte, nahm ihn zuvorkommend auf und ließ sich angelegen sein ihm zu gefallen. Vornehmlich wollte er ihn sehen lassen, daß die junge Kaiserin glücklich sei, damit er den Kaiser Franz über das Schicksal seiner Tochter beruhigen könnte. Eines Tags ließ Metternich sich beim Napoleon anmelden, als dieser bei der Kaiserin war. Er ward augenblicklich eingeführt und Napoleon führte ihn in das Gemach der Kaiserin, indem er sagte: „Sehen Sie mit eignen Augen, wie unglücklich Ihre Kaisertochter ist, und wie sie ihr Leben in lauter Angst hinbringt. Ich lasse Sie mit ihr allein, hören Sie aus ihrem Munde ihre Klagen und hinterbringen Sie dieselben Ihrem Herrn." — Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ den überraschten östreichischen Minister bei der Kaiserin. Diese schien sich ganz glücklich zu fühlen und sagte mit mehr Laune, als sie gewöhnlich zeigte: Vermuthlich denken die Wiener, ich fürchte mich vor meinem Gemahl. Sagen Sie ihnen nur, daß er sich mehr vor mir fürchtet, als ich vor ihm. — In der That hatte Napoleon Scheu, seiner jungen Gemahlin Zurechtweisungen zu geben, die manche, obwohl unter neuen Umgebungen entschuldbare Unbedachtsamkeiten von ihr nöthig machten; er ließ sie ihr durch Meneval oder den Erzkanzler zukommen. — Nachdem Metternich fast eine Stunde lang mit der Kaiserin gesprochen hatte, ward angeklopft, und Napoleon trat ein und sagte mit derselben Munterkeit: „Hat die Frau Ihnen nun Alles erzählt? hat sie ihr Herz

ausgeschüttet? Ist sie wegen ihrer Heirath zu bedauern? Schreiben Sie Alles, was Sie erfahren haben, dem Kaiser Franz, ohne etwas zu mildern oder zu verschweigen." Sodann nahm er den künftigen Minister Oestreichs mit sich, um mit ihm von den Weltangelegenheiten zu sprechen. Aber hier, wo er auf diese oder jene Macht zu sprechen kam, auf die Zukunft und auf seine Absichten, ließ er sich Aeußerungen entschlüpfen, welche Groll, Hochmuth und verwegenen Ehrgeiz verriethen, so daß der Zuhörer, welcher beruhigt werden sollte, vielmehr erschreckt ward. Napoleon glich hier dem Löwen, der einen Augenblick unter der streichelnden Hand geschlummert hat, aber plötzlich zähneknirschend auffährt, wenn plötzlich eine Vorstellung anderer Art seine furchtbaren Triebe erweckt.

Schwieriger waren die Beziehungen mit Rußland, welches durch die eilige Abbrechung der Unterhandlung um die Hand der Großfürstin Anna verletzt, wegen der Annäherung Frankreichs an Oestreich besorgt und durch die Zurückweisung des Abkommens wegen Polen argwöhnisch gemacht war. In Bezug auf den fast augenblicklich zurückgezogenen Heirathsantrag war Caulaicourt beauftragt in Petersburg zu sagen, daß die Zögerung des russischen Hofes und mehr noch die unreife Jugend der Großfürstin Anna Napoleon bestimmt hätten, die östreichische Erzherzogin zu nehmen, welche das wünschenswerthe Alter mit hoher Geburt und guter Erziehung verbinde. Aus dieser Ehe seien bereits herzliche Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Wien entsprungen und würden noch mehr entspringen, aber durchaus keine Aenderung im System der politischen Verbindungen, welches unverändert bleibe,

da es auf dem innigen Einverständniß des östlichen und des westlichen Kaiserthumes beruhe. Napoleon wünsche glücklichen Erfolg der russischen Waffen gegen die Türken und einen Friedensschluß, der dem Kaiser das linke Donauufer mit der Moldau und Walachei sichere, gemäß der geheimen Uebereinkunft zu Tilsit. In Betreff Polens sei Napoleon bereit, sich schriftlich zu verpflichten, keinen Versuch zur Wiederherstellung des alten Königreichs Polen zu begünstigen, da ihm die neuerliche Vergrößerung des Großherzogthums Warschau genüge; nur die unbedingte vorgreifliche Verpflichtung, Polen nie wiederherzustellen, könne er nicht übernehmen, denn diese Wiederherstellung stehe weder in seiner noch in des Kaisers Alexander Hand, sondern lediglich in der Hand Gottes. „Ich kann mich verpflichten," ließ er sagen, „das, was in Gottes Absicht liegen mag, nicht zu veranlassen, nicht zu fördern, ich kann mich aber nicht anheischig machen, es zu hindern." — Diese seltene Bescheidenheit kam ihm zu statten, um die Zumuthungen seiner Gegner abzuweisen. Wie er aber nie unterlassen hatte, bei den größten Freundschaftsbezeugungen die Spitze seines Degens zu zeigen, so fügte er auch jetzt hinzu: obwohl er lebhaft die Fortdauer seines innigen Verhältnisses mit Rußland wünsche, würde er es doch höchst ungern sehen, wenn Rußland die Donau überschreiten und Bulgarien ganz oder zum Theil verlangen wollte. Und zur Vergeltung des Zugeständnisses der erfolgten Einverleibung Finnlands und des voraussichtlichen Erwerbs der Donaufürstenthümer erwarte er beharrliche Strenge gegen England in Sperrung der russischen Häfen, mit einem Wort die treue Leistung des in Tilsit und wiederholt

in Erfurt zugesagten Beistandes, den er mit den größten Opfern bezahlt habe. Alles dies wurde mit einem Gemisch von Höflichkeit, Freundlichkeit und hohem Ton gesagt, welches eine ganz zufriedengestellte Macht nicht verletzt haben würde, das aber nicht geeignet war, die merklich abgekühlte Freundschaft eines Bundesgenossen neu zu beleben.

Zu Petersburg hörte Rumänzow, wie zu Paris Kurakin diese Erklärungen mit dem Scheine großer Befriedigung an, denn Alexander, der einen verständigen Stolz hatte, mochte ein Mißvergnügen nicht sofort merken lassen, damit es nicht als Verdruß über die vereitelte Heirath gedeutet würde, welche er zudem gar nicht gewünscht und deren Antrag er nur darum angehört hatte, um sich den Erwerb des linken Donauufers besser zu sichern. Den Absichten seines Kaisers gemäß hatte Kurakin am Tag der Vermählung, obwohl von einem heftigen Gichtanfall angegriffen, sich mit Gold und Edelsteinen und Spitzen bedeckt in die Kapelle des Louvre tragen lassen und unter den heftigsten Schmerzen eine lebhafte Freude zur Schau getragen, sich in Lob ergießend über die Haltung und Schönheit der neuen Kaiserin, so daß selbst Metternich über die endlosen Complimente des russischen Diplomaten in Verlegenheit gerieth und ihm erwiderte: „O ja, sie ist recht schön, aber hübsch ist sie nicht." [1])

Immer frisch an der Arbeit beschäftigte sich Napoleon nun weiter mit Beendigung der Angelegenheiten Deutschlands, in der verständigen Absicht, es zu räumen. Durch den Frieden mit Oestreich, war ihm

---

1) Bericht des Herzogs von Rovigo an den Kaiser.

Tyrol zugefallen, dessen Unterwerfung während der Unterhandlungen zu Altenburg vollendet worden war, ferner Salzburg und etliche Orte diesseits des Inn. Von seinen früheren Eroberungen hatte er noch Baireuth, Hanau, Fuld, Erfurt, Magdeburg und Hannover in Händen. Er beschloß alle diese Eroberungen sofort abzugeben, einen Theil ihres Werthes sich in Geld oder in Ausstattungen für seine Generale ersetzen zu lassen, und dann allmählig seine Truppen herauszuziehen, mit Ausnahme der zum Schutz des Königreichs Westfalen erforderlichen. Zur Beschwichtigung des Grolles der Deutschen und der Besorgnisse der andern Mächte wäre es wünschenswerth gewesen, auch Westfalen zu räumen; doch konnte der Abzug von 100—200,000 Franzosen über den Rhein als eine Aenderung zum Besseren angesehen werden, und minder anstößig erschien das Verbleiben französischer Truppen in der Umgebung eines französischen Königs und an den Küsten der Hansestädte, denen Kraft und Wille zur Absperrung gegen den brittischen Handel fehlte.

Seine Eroberungen am Inn und in Oberöstreich überließ er, wie es am passendsten war, an Baiern, deßgleichen Salzburg, Deutschtirol und denjenigen Theil von Welschtirol, welcher nicht zur zweckmäßigen Abgränzung des Königreichs Italien erforderlich war. Außerdem beschenkte er Baiern mit Regensburg, welches der Fürst Primas abgab, und mit dem von Preußen genommenen Baireuth, zur Entschädigung für seine Anstrengungen und seinen Aufwand im letzten Krieg. Baiern ward hierdurch so vergrößert, daß Napoleon ihm billig die Abtretung von 150,000 Seelen an Würtemberg zumuthen konnte, welches seinerseits 25,000

an Baden und 15,000 an Darmstadt abzugeben hatte. Durch diese Veränderungen wurden die Gebiete abgerundet: Würtemberg erhielt Ulm, wie Baiern Regensburg und Baireuth.

Napoleons Verbündete empfingen diese Vergrößerungen mit der Verpflichtung auf jeden Ersatz der Unterhaltskosten französischer Truppen in Baiern, Würtemberg und Baden zu verzichten. Die Räumung dieser Länder hatte der Marschall Davout zu leiten, dessen Ordnungsgeist und Rechtlichkeit vor Mißbrauch sicherten. Davout zog die französischen Truppen von Wien nach Salzburg, von da nach Ulm, von Ulm nach Westfalen. Baiern mußte in den neuerworbenen Ländern die an französische Officiere gemachten Verleihungen anerkennen, wofern es nicht vorzog, sie nach einem gegebenen Maßstab abzukaufen; es mußte ferner 30 Millionen in Wechseln auf lange Sicht an den französischen außerordentlichen Schatz liefern, um der Erschöpfung desselben durch den letzten Krieg zu begegnen. Das waren bedeutende Lasten für Baiern, aber sein Gewinn war auch glänzend. Bei der Wiedererstattung Tirols empfahl Napoleon dem König von Baiern, diesem Lande eine befriedigende Verfassung zu geben, und von Baden verlangte er bei Ueberlassung pfälzischer Gebiete eine anständige Behandlung der Katholischen. Man bemerkt bei Napoleon, daß, sobald nicht die Leidenschaft den Eroberer verblendete, der weise Staatsmann sogleich zum Vorschein kam.

So waren die Verbündeten in Süddeutschland befriedigt, und ihre Gebiete geräumt. In Mitteldeutschland war die Stellung des Fürsten Primas und Kanzlers des Rheinbundes, ehemaligen Kurfürsten von

Mainz, zu befestigen. Diesem überließ Napoleon die Fürstenthümer Fuld und Hanau, wogegen derselbe Regensburg an Baiern, einige kleine Gebiete an Darmstadt und Nassau und den Rheinzoll, der ihm nur einen unsicheren Ertrag gewährte, an den außerordentlichen Schatz Frankreichs abtrat zur vollständigeren Ausstattung der Fürstenthümer Eßling, Wagram und Eckmühl, die für Massena, Berthier und Davout zur Belohnung ihrer Dienste im letzten Krieg geschaffen waren. Das neue Großherzogthum Frankfurt, welches so dem Fürsten Primas gebildet wurde, diente zugleich zur künftigen Entschädigung des Vicekönigs Eugen, dessen Adoption eine hoffnungslose war, seitdem Napoleon ziemlich sichere Hoffnung hatte, mit Marie Louise einen Leibeserben zu erzielen. Die früher in Aussicht gestellte Nachfolge im Königreich Italien vertrug sich nicht mit der Absicht Napoleons, dies Reich mit Frankreich eng verbunden zu behalten, so daß im beßten Fall Eugen für seine Lebenszeit auf die Stellung eines Vicekönigs rechnen, seiner Nachkommenschaft aber nichts hinterlassen konnte. Napoleon liebte den bescheidenen Eugen, der zwar bei Sacile Fehler gemacht, aber bald darauf sich als wackeren Krieger gezeigt hatte. Er glaubte ihm um so mehr einigen Ersatz schuldig zu sein, da er ihm durch die Scheidung von seiner Mutter Josephine so wehe gethan hatte. Und solchen Ersatz forderte geradezu Eugens Gemahlin Auguste von Baiern, welche den Kaiser ohne Umschweife fragte, ob er sie darum aus einem der ältesten Fürstenhäuser genommen habe um sie einem Manne von nicht fürstlicher Herkunft und ohne Erbtheil für sich und seine Kinder zu geben. Napoleon befriedigte seinen Stief-

sohn und dessen Gemahlin, indem er ihnen die Nachfolge im Großherzogthum Frankfurt sicherte, welche bei der schwachen Gesundheit des Fürsten Primas nicht lange auf sich warten lassen konnte.

Mit seinem Bruder Hieronymus, König von Westfalen, hatte Napoleon verschiedene Streitfragen zu regeln. Derselbe hatte im kürzlich beendigten östreichischen Krieg nicht seine Zufriedenheit erworben, nicht als ob er im Gefecht keinen Muth gezeigt hätte, sondern weil er spät im Feld erschienen war, weil er mehr für überflüssige, als für nützliche Sachen ausgab, weil er nicht so regierte, daß er den Deutschen gefallen konnte, und weil er den mit Gütern in Westfalen beschenkten französischen Kriegsmännern allerlei Schwierigkeiten machen ließ, die Napoleon nicht dulden mochte. Da jedoch in Napoleons Augen Hieronymus der einzige wahre Kriegsmann unter seinen Brüdern war, und da er ihn sonst stets gehorsam und ergeben gefunden hatte, so war er auch ferner im Ganzen nachsichtig gegen ihn, obwohl er zuweilen ihn, wie die andern Mitglieder seiner Familie, mit Härte behandelte. Er beschloß, ihm Magdeburg abzutreten und das ansehnliche Gebiet von Hannover. Dadurch ward der Friede mit England nicht sonderlich erschwert, denn so wie diese Macht sich seit mehreren Jahren gewöhnt hatte, die Jonischen Inseln, Malta, das Vorgebirg der guten Hoffnung und andere Eroberungen als englisches Eigenthum anzusehen, obwohl kein Vertrag sie ihr zuerkannte, so schien sie sich auch in den Verlust Hannovers gefunden zu haben und dies Land nicht mehr als englisch zu betrachten. Die königliche Familie freilich hielt fest an ihrem väterlichen Erbe,

aber die Nation betrachtete den Verlust desselben eher als eine Erleichterung. Für die Erwerbung von Hannover mußte Hieronymus sich verpflichten, während der Dauer des Kriegs ein französisches Heer von 18,500 Mann in Westfalen zu erhalten und zu besolden, ferner in zinstragenden Schatzscheinen, die in einigen Jahren einzulösen wären, die rückständigen Brandschatzungen Hannovers zu entrichten und endlich alle an französische Kriegsleute in Hannover gemachte Verleihungen anzuerkennen, deren jährlicher Gesammtertrag sich auf beinahe elf Millionen belief. Unter diesen Bedingungen wurde Hieronymus Gebieter der Kurfürstenthümer Hessen und Hannover und des Herzogthums Westfalen, mit der Hauptstadt Cassel und der Gränzfestung Magdeburg, nächst dem König von Preußen der bedeutendste Fürst in Deutschland.

Hiernach blieb im inneren Deutschland nur noch Erfurt mit einigen umschlossenen Gebieten in französischen Händen. Sie waren dem König von Sachsen zugedacht, und nach ihrer Abtretung wäre der Zustand Deutschlands für die Dauer des französischen Kaiserreichs geregelt gewesen.

Das Verbleiben eines französischen Heeres im Königreich Westfalen war nicht im Einklang mit der Absicht Napoleons, Deutschland zu räumen, um den Volkshaß zu beruhigen; aber zwei Umstände hinderten ihn für jetzt, dieser weisen Absicht vollkommen gemäß zu handeln, einmal der Zustand Preußens und dann die Ausführung der Decrete von Mailand und Berlin, welche die Sperrung des Festlandes verfügten. Preußen hatte sich als eine unglückliche und in ihrer Handlungsweise schwankende Macht gezeigt. Es betheuerte zwar

seine Unterwürfigkeit unter die harten Bedingungen des Tilsiter Friedens und Ergebung in sein Schicksal, es hatte die größte Beeiferung gezeigt, den Aufstand Schills zu unterdrücken, aber im Grund des Herzens theilte es die Gefühle des vaterlandliebenden Empörers, den es verfolgen ließ, und für einen Augenblick hatte es die Hoffnung genährt, von dem Joch, das auf Deutschland lastete, befreit zu werden. Nichts war natürlicher, und wir müssen selbst sagen: gerechter; denn den Haß gegen Fremdherrschaft müssen wir stets billigen, auch wenn wir die gehaßten Herrscher sind. Nur hatte Preußen in diesem natürlichen Gefühl verschiedene unbesonnene Schritte gethan. Es hatte unter dem Vorwand, das vertragsmäßige Hülfsheer für Frankreich zu stellen, seine Regimenter ergänzt, Pferde aufgekauft und Truppen zusammengezogen. Mit diesem Vorwand konnte Napoleon nicht getäuscht werden, der es höchlich übel nahm, daß Preußen die ihm schuldigen Gelder zu Rüstungen verwendete, so daß es bald nach dem Ausbruch des östreichischen Kriegs für 22 Millionen Wechsel, die für den außerordentlichen Schatz auf es gezogen waren, hatte protestiren lassen. Napoleon hatte sich anfangs deßhalb nichts merken lassen, aber nach dem Wiener Frieden hatte er mit dem ihm eignen Nachdruck Zahlung begehrt, in einem Ton der keine Weigerung zuließ. Obwohl der preußische Hof hartnäckig in Königsberg blieb, theils aus Schmerz, theils aus Berechnung, war er doch in Napoleons Hand und mußte wenigstens etwas bezahlen. — Ihr habt, sagte Napoleon, abermals die Gelegenheit versäumt, euch von eurem Falle zu erheben, dadurch daß ihr im rechten Augenblick eure aufrichtige Gesinnung gegen

Frankreich gezeigt hättet. Hättet Ihr voraus sehen wollen, daß der letzte von Oestreich gemachte Kriegslärm diese Macht nur zu Niederlagen und zu neuen Gebietsverlusten führen konnte, so würdet ihr, ohne eure Truppen zu vermehren, ohne euch unnöthige Ausgaben zu machen, mir das schuldige Hülfsheer von 15,000 Mann gestellt, eure 22 Millionen Wechsel eingelöst und mir so bewiesen haben, daß ihr entschieden zu der Politik des Bündnisses mit Frankreich zurückgekehrt seid, von der ihr nie hättet abgehen sollen. Alsdann würde ich euch vermuthlich den Rest der schuldigen Brandschatzung erlassen, und euch wieder zu einer Größe ähnlich der verlornen erhoben haben. Vielleicht wären Magdeburg, vielleicht Hannover der Lohn für diese Rückkehr zu besseren Gesinnungen gewesen. Aber anstatt mir beizustehen, habt ihr mir gedroht, anstatt euer Geld zur Bezahlung eurer Schuld an mich anzuwenden, habt ihr es in Rüstungen gegen mich vergeudet; jetzt, wo ich Sieger bin, sollt ihr eure Mißgriffe, zwar nicht durch neue Gebietsverluste büßen, aber wenigstens durch Erfüllung eurer Verbindlichkeiten gut machen. Indem ihr die Abzahlung verzögert, zwingt ihr mich, Besatzungen in den Oderfestungen und, als Rückhalt für diese, Truppen an der Elbe zu lassen. Diese Besetzung macht mir Kosten und, was mir noch unangenehmer ist, bildet eine Entfaltung meiner Streitkräfte in Deutschland, die mit meinen politischen Absichten im Widerspruch steht. So seid ihr es, die die Beruhigung der Gemüther verhindern und mir eben so viel in der öffentlichen Meinung, wie in meiner Kasse schaden. Das Ding muß ein Ende nehmen, und zwar in Jahresfrist; wo nicht so mache ich mich be-

zahlt, nehme eine eurer Provinzen, etwa Schlesien, und gebe sie dem, der mir mein Geld schafft.

Mit dieser Erläuterung begleitete Napoleon die ausführlichen Rechnungen, deren Bezahlung er verlangte. Preußen war noch immer 86 Millionen schuldig. Napoleon verlangte hiervon 48 Millionen in zwölf monatlichen Abträgen von 4 Millionen, die übrigen 38 Millionen mittels eines Anlehens in Holland, welches er selber für Preußen zu Stande zu bringen übernahm. Preußen versprach Alles, behielt sich aber vor, gelegentlich die Erfüllung zu umgehen. Napoleon, wohl wissend, daß er vergebens auf Zahlung warten würde, wenn er die pfandweise behaltenen Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin herausgäbe, beließ in denselben die französischen oder vielmehr polnischen Besatzungen. In jeder derselben lag ein Regiment Polen, auf die Napoleon so gut wie auf Franzosen rechnen konnte, obwohl sie Unterthanen des Großherzogs von Warschau (Königs von Sachsen) hießen. Die Geschütz- und Baumannschaft, welche nicht den fünften Theil der Besatzungen bildete, bestand aus Franzosen. Die Seefestung Stettin jedoch erhielt wegen ihrer Wichtigkeit auch noch ein Regiment Franzosen von Davouts kleinem Heer. Danzig, die ehemalige polnische Reichsstadt, war durch den Tilsiter Frieden wieder von Preußen frei geworden und scheinbar unabhängig: der Vertrag bestimmte, daß es, falls der Seekrieg es erforderte, französische Besatzung erhalten sollte, denn eine solche Stadt, welche die Weichsel beherrschte, durfte nicht der Ueberrumpelung durch die Engländer ausgesetzt sein. Demgemäß legte Napoleon zwei polnische Regimenter hinein und noch zwei französische, eins zu

Fuß und eins zu Roß, nebst der erforderlichen französischen Geschütz- und Baumannschaft, und als Befehlshaber ließ er dort den General Rapp. Auf diese Weise blieb Napoleon auch im Frieden Herr der Weichsel und Oder, behielt also Preußen in seiner Hand und hatte zugleich eine tüchtige Operationsbasis für den Fall eines neuen Kriegs mit Rußland. Die Schulden Preußens, die bedrohliche Nähe der Engländer und die Nothwendigkeit, die Küstensperre gegen diese zu handhaben, rechtfertigten die Behauptung dieser vorgeschobenen Posten, die freilich mit dem Streben, die Gemüther zu beruhigen, nicht im Einklang war.

Den nothwendigen Rückhalt dieser vorgeschobenen Posten im Ostseegebiet bildete der Heertheil Davouts an der Nordsee. Dieser war zugleich und zunächst bestimmt, die Hansestädte zum Abbrechen ihres Verkehrs mit England zu nöthigen und selbst Holland, welches der Küstensperre so beharrlich widerstrebte, als ob es von einem deutschen oder englischen König regiert wäre. Wenn auch die Regierungen diese Sperre handhaben wollten, so trieben doch die Einwohner fortwährend den Schleichhandel, trotz aller zur Unterdrückung desselben angewandten Strenge. Das schien das Beispiel Hollands zu beweisen, wo Napoleons Bruder König war, und doch der englische Handel fast ungestörten Fortgang hatte. Napoleon beschloß jetzt, wo er Frieden und verfügbare Truppen hatte, diesem Handel in eigner Person einen Vernichtungskrieg zu machen, den er als den für England empfindlichsten betrachtete. In dieser Rücksicht konnte keiner seiner Verbündeten mit Grund etwas dagegen einwenden, daß er Truppen zu

Hamburg, Bremen und Emden hielt, wie in Stettin und Danzig.

Nächst der Absperrung der Ost- und Nordseeküsten hatten die von Napoleon angeordneten Truppenbewegungen in andern Richtungen den Zweck theils von neuem ein Lager bei Boulogne zu bilden, theils die Heere in Spanien zu verstärken, theils endlich dringend nöthige Ersparnisse zu machen. Das durch Marmont von Zara nach Wien geführte Heer von Dalmatien hatte er nach Laibach zurückgehen lassen, und seine Unterhaltung legte er den illyrischen Provinzen auf, welche jährlich 12—13 Millionen aufzubringen hatten, abgesehen von 7—8 Millionen in verkäuflichen Kammergütern. Das Heer von Italien war in seine alten Standorte in Friaul, im Venetianischen und in der Lombardei zurückgekehrt, wo es bisher vom französischen Schatz erhalten worden war. Italien zahlte dafür an Frankreich 30 Millionen jährlich als Hülfsgeld, diese deckten aber nicht völlig den Aufwand. Die während der Unterhandlung des Wiener Friedens nach der Donau gezogenen Verstärkungen, hatten allmählig wieder die Richtung nach Spanien eingeschlagen. Die drei Corps von Davout, Massena und Oudinot, welche den Kern des großen Heeres bei Regensburg, Eßling und Wagram gebildet hatten, waren aus Oestreich nach Baiern und Schwaben zurückgezogen worden, wo ihr Unterhalt mit Vergrößerungen der dortigen Fürsten bezahlt war. Das Corps von Oudinot, bestehend aus einer Division alte Regimenter des bei Eßling gefallenen Saint-Hilaire, und aus zwei Divisionen vierte Bataillone, ward aufgelöst und an den Küsten Frankreichs vertheilt, nämlich die Regimenter der Division Saint-

Hilaire zwischen Cherbourg, Saint-Malo und Brest, um England zu bedrohen, die vierten Bataillone zwischen Rochefort und Bordeaux, mit der Bestimmung nach Spanien, wo ihre Regimenter standen, in den Fall zu ziehen, daß die neulich abgegangene Verstärkung von 100,000 Mann nicht ausreichte. Das Corps Massenas, die tüchtigen aber nicht zahlreichen alten Divisionen Molitor, Legrand, Boudet und Carra Saint-Cyr in sich begreifend, rückte aus Schwaben nach dem Main, von da an den Rhein und abwärts nach dem Lager von Boulogne, nach Brabant und an die Grenzen Hollands. Die bedeutendste dieser vier Divisionen kam nach Emden, um der Besatzung der Hansestädte die Hand zu reichen.

Zur Besetzung des Nordens von Deutschland wurde das Corps Davouts bestimmt, welches das schönste, tüchtigste und beßt eingerichtete war. Dadurch, daß er es stets in nördlichen Ländern verweilen ließ, wollte Napoleon diesem Corps sein kräftiges Wesen, seine kriegerischen Sitten bewahren und es allmählig fast zum Vergessen der Heimath gewöhnen. Von diesen an strenge Ordnung gewöhnten Truppen erwartete er, daß sie, die Rechtlichkeit ihres Oberbefehlshabers zum Muster nehmend, am beßten der Bestechung widerstehen würden, der sie Seitens der Schleichhändler ausgesetzt waren. Und sollte es nochmals nöthig werden, dem großen Reiche des Nordens einen Stoß beizubringen, dann war das unbezwingliche dritte Corps bestimmt, den Kopf des Mauerbrechers zu bilden. Denn leider hegte Napoleon, weil er theils seine, theils Anderer künftige Gedanken vorausahnte, neben den ernstlichsten Friedenswünschen zugleich Kriegsplane, welche früher

oder später seine beßten Entschließungen, der Welt Ruhe zu gönnen, wieder rückgängig machten.

Die drei Divisionen Morand, Friant, Gudin wurden, obwohl ihre Einrichtung fast nichts zu wünschen übrig ließ, noch einigermaßen umgestaltet, indem ihnen ein Regiment von der Division Saint-Hilaire zu ihrer Vervollständigung zugetheilt und der Stand einer jeden auf fünf Regimenter zu Fuß, von je vier Bataillonen, erhöht ward, wobei die Geschützmannschaft zur Bedienung von mehr als achtzig Stücken nicht mitgerechnet war. Zugegeben wurden ihnen die Kürassierdivision Bruyère, die Division leicher Reiterei unter Jacquinot und ein bedeutender Belagerungspark. Die Kosten für dies herrliche Corps wurden auf das Königreich Westfalen, auf die Hansestädte und auf die als Pfand behaltenen Plätze vertheilt. Der General Gudin bekam Hannover zu bewachen, Morand die Hansestädte, Friant Magdeburg und die Elbe. Der Marschall Davout nahm seinen Sitz zu Hamburg und hatte, während seine Ranggenossen die Ruhe des Friedens genossen, im rauhen Norden die Aufgabe, seine Krieger zu schulen und die strengen Gesetze der Sperre zu handhaben.

Die Divisionen schwerer Reiterei, welche gewöhnlich unter Davout gedient hatten, kehrten, mit Ausnahme der von Bruyère, welche im Norden blieb, nach Frankreich zurück. Die Kürassiere Espagne, jetzt Kürassiere Padua, wurden auf den Friedensfuß gesetzt und in die futterreiche Normandie verlegt. Die früheren Carabiniers und Kürassiere Saint-Germain wurden in Lothringen und Elsaß vertheilt. Die dienstuntauglichen Leute wurden mit Belohnungen nach Hause entlassen, und die kaum ausgebildete junge Mannschaft ward in

die Depots zurückgeführt, um von da bald in Marsch-cadres nach Spanien geschickt zu werden. Die Reiter-regimenter wurden so von dem durchschnittlichen Stand von tausend Mann, auf den Napoleon sie gebracht hatte, auf den von etwa 600 Mann herabgesetzt. Die Pferdekäufe wurden eingestellt; die, welche nicht rückgängig zu machen waren, dienten zur Deckung des Bedarfs in Spanien. Die immer kostspielig zu unterhaltenden Geschützpferde wurden theils nach Illyrien geschickt, um auf Kosten eines eroberten Landes zu leben, theils nach Elsaß und Lothringen, wo Napoleon, um zu sparen, sie den Bauern zur Benutzung leihen wollte, theils nach Spanien, wo die zahlreichen schweren Belagerungsgeschütze ihrer viele erforderten. Endlich wurden die entbehrlichen Generalstäbe aufgelöst und nur der beim Corps Davouts beibehalten, da dies allein auf dem Kriegsfuß blieb.

Um der Bevölkerung seines Reichs einige Ruhe und den Genuß des Friedens zu gewähren, hatte Napoleon beschlossen, im Jahr 1810 keine Aushebung vorzunehmen und so an Sold und an Ausrüstungskosten zu ersparen. Die Aushebungen von 1808 und 1809 genügten, um eine Verstärkung von 100,000 Mann und dann noch einen Nachschub von 30,000 nebst der gesammten Garde nach Spanien schicken zu können. Die aus vierten und fünften Bataillonen gebildeten provisorischen Halbbrigaden, welche früher nach Schwaben, Franken und Flandern gezogen waren, später die Richtung nach Spanien eingeschlagen hatten, näherten sich den Pyrenäen und wurden vollzählig gemacht mit Allem, was sich in den Depots verfügbar fand. Aus dem Theil der schweren Reiterei, welcher

den Feldzug nicht mitgemacht hatte, nahm der Kaiser Leute zur Verstärkung des im Aragon stehenden 13. Kürassierregiments, deßgleichen aus den Depots der leichten Reiterei alle verfügbare Mannschaft zur Ergänzung der in Spanien gebliebenen zwölf Jäger- und Husarenregimenter. Den vierundzwanzig Dragonerregimentern waren die dritten und vierten Escadrons entzogen worden, um in vorübergehenden Zusammenstellungen an der Donau zu dienen. Nach Abschluß des Friedens wurden sie nicht nur über die Pyrenäen zurückgeschickt, sondern nahmen unterwegs auch alle für ihre Waffe geeignete Mannschaft der letzten Aushebungen in sich auf, so daß wieder die Gesammtheit der Dragoner in Spanien diente.

Durch diese Vertheilung der Truppen hatte Napoleon, obwohl er im Norden den Kern eines großen Heeres auf den Beinen behielt, das wie ein Netz die zu bewachenden Küstenländer zwischen Elbe und Maas umstrickte, die Kosten für sein Heerwesen bedeutend gemindert und alle sonst verfügbaren Truppen nach Spanien entsendet. Spanien, meinte er, solle die Kosten des Krieges zahlen, den es ihn zu führen nöthigte, und der ihm so viel Verdruß machte, daß er nicht nur auf das Land, sondern auch auf dessen König Joseph übel zu sprechen war. Denn dieser, unzufrieden über seine abhängige Stellung, verletzt durch die Anmaßungen der französischen Heerführer gegen ihn und deren Ausschreitungen gegen die Spanier, gab sich das Ansehen, oder glaubte vielleicht selbst, wenn man ihm freie Hand zur Beruhigung Spaniens ließe, würde er durch gute Worte mehr ausrichten, als sein Bruder Napoleon durch rohe Gewalt, und machte sich dadurch letzterem

verdächtig, so daß er scharfe Zurechtweisungen erhielt. Napoleon war erzürnt über den ungeheuren Aufwand des spanischen Kriegs, trotz welchem die darin verwendeten Franzosen an allem Mangel litten. Der Inhalt einer Reihe von Briefen, die er theils selber an seinen Bruder schrieb, theils durch seine Minister schreiben ließ, läßt sich, mit einiger Milderung der Ausdrücke, etwa in folgende Worte fassen: „Das Unmögliche kann keinem Menschen zugemuthet werden. Das gesammte Einkommen von Frankreich würde für die Kosten des spanischen Krieges nicht ausreichen, wenn ich nicht den Mißständen ein Ende machte. Mein Reich erschöpft sich an Geld und Menschen; es ist hohe Zeit, hier Einhalt zu thun. Der letzte Krieg mit Oestreich hat mich mehr gekostet, als er mir eingetragen hat; der Zug nach Walcheren hat bedeutende Summen aus meinem Schatz gezogen; wenn das so fortgeht, werden meine Geldmittel bald erschöpft sein. In Spanien muß fortan der Krieg den Krieg ernähren, der König muß die Hauptausgaben für Geschütz- und Bauwesen, für Anschaffung von Pferden, für Spitäler und für den Unterhalt der Truppen auf sich nehmen. Ich kann nichts weiter thun als einen Zuschuß von monatlich zwei Millionen für den Sold schicken. Spanien ist reich und kann bezahlen, was es kostet. Wenn der König Mittel findet, zu Madrid Günstlinge, denen er nichts schuldig ist, auszustatten, dann soll er vielmehr auch Bedacht nehmen, meine Soldaten zu ernähren, denen er seine Krone verdankt. Kann er dies nicht, dann werde ich die spanischen Provinzen meinen Heerführern zu verwalten geben und aus ihnen die nöthigen Mittel zu ziehen wissen, so gut wie ich es in al-

len von meinen Truppen eingenommenen Ländern gethan habe. Hiernach ist sich zu achten. Mein Entschluß ist unwiderruflich, denn er fußt auf der eisernen Nothwendigkeit."

Allerdings hatte Napoleon Ursache wegen seiner Geldkräfte in Besorgniß zu sein. Der Unterhalt der zahlreichen Heere, die ihm dienten, Europa von der Weichsel bis zum Tajo, vom Weltmeer bis zur Save unter seiner Botmäßigkeit zu halten, verschlang Summen, die seinen Schatz zu erschöpfen drohten, wie die Aushebungen die Bevölkerung. Die bestehenden Abgaben, welche nicht erhöht werden konnten, ohne drückend zu werden, lieferten beiläufig 900 Millionen, von denen 120 für Erhebungskosten, 40 für die Departementsverwaltungen abgingen, also 740 der Regierung zur Verwendung blieben. Aber die Summe der Ausgaben betrug in jedem Friedensjahr 30—40, in jedem Kriegsjahr 80—100 Millionen über jene 740, ja der letzte Krieg mit Oestreich hatte einen noch weit über 100 Millionen gehenden Ausfall veranlaßt. Das Fehlende war bisher immer aus dem Heerschatz genommen worden, der fortan außerordentlicher Schatz hieß, dieser aber war dadurch bedeutend zusammengeschmolzen und seiner eigentlichen Bestimmung, Mittel zur Belohnung verdienter Krieger zur Vollendung der Prachtbauten in Paris sowie der Kanäle, auch wohl zur Unterstützung verschuldeter Städte oder verarmter Gemeinden zu liefern, gewissermaßen entfremdet. Beim Ausbruch des östreichischen Krieges enthielt er 292 Millionen. Die Brandschatzungen während und in Folge dieses Kriegs brachten ihm 170 Millionen ein, der Verkauf der spanischen Wolle 10, die

Schenkung eines Schatzguthabens an den Mont Napoléon weitere 10, so daß er also wieder auf 482 Millionen angewachsen wäre. Aber da Napoleon ihm mittlerweile 84 Millionen für den östreichischen Krieg, 28 für verschiedene Denkmäler und für den Louvre, 12 für Ausstattungen und 4 für außerordentliche Ausgaben der Krone entlehnt hatte, so war er mit obigen Zuflüssen im Frühjahr 1810 doch nur auf 354 Millionen wieder angewachsen. Also nicht viel mehr als die Hälfte war noch übrig von den 805 Millionen, welche fünf Kriege dem Heerschatz eingebracht hatten, weil eben die Kriege ihn auch vorzugsweise wieder schmälerten. Hierbei ist übrigens zu bemerken, daß die beiden letzteren Ziffern nicht lauter flüssige Werthbeträge bezeichneten, sondern theilweise auch schwer einzutreibende Guthaben, wie die 86 Millionen bei Preußen. Ferner muß gesagt werden, daß mit den vom Heerschatz entliehenen 84 Millionen die außerordentlichen Kosten des östreichischen Kriegs noch nicht gedeckt waren, vielmehr zu dem Voranschlag von 350 Millionen für ordentliche Kosten des Heerwesens noch 46 Millionen in der Staatsrechnung zugeschrieben werden mußten, so daß der Gesammtaufwand für diesen Feldzug 480 Millionen machte, wobei der Werth des im Ausland Verzehrten nicht mit berechnet war.

Um den außerordentlichen Schatz nach Möglichkeit zu schonen nahm Napoleon sich vor, ihn nicht alljährlich zur Aushülfe in Anspruch zu nehmen. Im Jahr 1810 wie im Jahr 1809 hatte er der ohne alles Aufsehen versammelten gesetzgebenden Körperschaft einen vorläufig auf 740 Millionen allgemeiner Ausgaben festgesetzten Anschlag vorgelegt, in welchem nebenbei

40 Millionen Departementsausgaben vorgemerkt und die bekannten 120 Millionen Erhebungskosten im Sinn behalten waren, so daß ein wirklicher Gesammtaufwand von 900 Millionen vorgesehen war. Diese Ziffer wurde freilich stets überschritten, obwohl Napoleon als unumschränkter Herr kein Wohlwollen zu erkaufen hatte und genaue Ordnung im Rechnungswesen hielt. Er wußte, daß für seine Heere in Illyrien, Italien, Deutschland, Holland und Spanien, obwohl sie theilweise auf Kosten dieser fremden Länder lebten, die den beiden Kriegsministerien angewiesenen 350 Millionen nicht ausreichen, daß ein Mehraufwand von 30, 40, vielleicht 50 Millionen das erdichtete Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben für ein Friedensjahr stören würden. Zur Deckung dieses Mehraufwandes mit Verschonung des außerordentlichen Schatzes wollte er verschiedene Hülfsquellen schaffen. Diese sollten bestehen in Einziehung der auf beinahe 200 Millionen veranschlagten Güter der für Hochverräther erklärten spanischen Großen, und in Wegnahme der Waaren der falschen Neutralen in den Häfen Frankreichs und der verbündeten Länder, im Werth von mehreren hundert Millionen.

Aus dem bisher Gesagten ist zu entnehmen, welchen Weg Napoleon einzuhalten gedachte um mit England zum Ziel zu kommen. Während ein Theil seiner Truppen an der Ost- und Nordsee den Norden Europas im Zaum hielt und dort dem englischen Handel steuerte, wollte er die nicht mehr gegen Oestreich erforderlichen Massen der Neuausgehobenen dem Heere in Spanien einverleiben, so daß dies wieder vollzählig und verjüngt würde. Schon seit Beginn des Frühjahrs

hatte er auch die seit mehreren Monaten ausgeruhte Garde nach den Pyrenäen in Bewegung gesetzt. Er selber wollte dann über dies Gebirg gehen, 100,000 Mann unter seine unmittelbare Leitung nehmen, die Engländer an die See drängen, ihnen eine große Niederlage beibringen und so der Friedenspartei im Parlament das Uebergewicht verschaffen.

Aber nicht minder wirksam als eine Niederlage sollte seiner Absicht nach die ernstliche Durchführung der Landsperre werden, die bisher nur in Altfrankreich streng gehandhabt worden war, schlaff dagegen in den einverleibten Niederlanden, und gar nicht in den verbündeten Ländern, wie Holland, Hannover, den Hansestädten und Dänemark. Wollte er England einen empfindlichen Schaden zufügen, so durfte er sich nicht begnügen, die Erzeugnisse der britischen Gewerbthätigkeit vom Festland abzuweisen, vielmehr mußte er hauptsächlich ihren Colonialwaaren: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Farbstoffe, Hölzer u. dgl. den Absatz in Europa abschneiden, denn mit diesen Waaren bezahlte man in Ost- und Westindien die Fabrikate von Manchester und Birmingham. Diese Art Zahlung fand nicht nur in den englischen Colonien statt, sondern auch in den von England eroberten französischen und holländischen und in den spanischen, die den Briten seit dem Ausbruch des Kriegs auf der Halbinsel geöffnet waren. Um ihre an Zahlungsstatt genommenen Colonialwaaren zu verwerthen, mußten sie suchen, dieselben in Europa abzusetzen. Zu dem Ende hatten sie außen der großen Niederlage in London, wo alle Neutralen einen Theil ihrer Ladung einnehmen mußten, ähnliche auf den Açoren, auf Malta und auf Helgoland angelegt, m

deren reichen Vorräthen die Schmuggler versorgt wurden. Helgoland ist bekanntlich eine kleine Insel vor der Mündung der Elbe, bestehend aus einer Niederung und einem nur auf einer hölzernen Treppe von 200 Stufen zugänglichen höheren Theil. Auf dieser Felsenhöhe lagen sechshundert Engländer mit zahlreichem Geschütz zur Vertheidigung der großen Waarenlager, und um die Insel herum kreuzte ein kleines englisches Geschwader. Hier holten die nordischen Schleichhändler ihre Waaren; an den Küsten der benachbarten Länder dienten die Bauernhöfe den Schleichhändlern als Niederlagen, aus denen die verbotenen Waaren bei Nacht weiter ins Innere geschmuggelt wurden. Im Gebiet der Hansestädte und in Holland leistete das Volk den Schmugglern allen möglichen Beistand gegen die Zollwächter und half diese entwaffnen, umbringen oder verführen. Dies war eine Art des Schleichhandels; eine andere ward fast offen von den falschen Neutralen getrieben, welche die verbotenen Waaren in den Häfen Frankreichs und der mit Frankreich verbündeten Länder einführten.

Um die Stellung dieser falschen Neutralen zu verstehen muß man sich erinnern, daß die Engländer im J. 1806 alle französischen Häfen von Brest bis zur Elbmündung für gesperrt erklärt hatten, daß Napoleon durch die Decrete von Berlin gleiche Sperre über die britischen Inseln verhängt und jeden Verkehr mit ihnen verboten, daß im J. 1807 ein Befehl des englischen Geheimeraths allen neutralen Schiffern die Lösung eines Erlaubnißscheins in einem englischen Hafen zum Betrieb ihres Geschäftes auferlegt, und daß im November 1807 Napoleon durch Decret von Mailand

jedes Schiff das eine solche Erlaubniß gelöst hätte, für gute Prise erklärt hatte. Die Engländer verlangten alle Kauffahrer im Mittelmeer sollten zur Lösung ihres Scheines nach Malta fahren, und alle im Weltmeer nach London. Wollten die Holländer ihr Salz zum Einbökeln an der französischen Küste holen, so mußten sie erst die Erlaubniß dazu in London erkaufen.

Um die Nordamerikanischen Schiffe solchen Plackereien zu entziehen hatte der Congreß sein Embargogesetz erlassen, welches den Schiffen der Vereinigten Staaten den Verkehr mit Europa, besonders aber mit England und Frankreich untersagte. Der Congreß meinte, die Amerikaner könnten ihre Baumwolle selber verarbeiten, und an ihren Küsten sei Beschäftigung genug für ihre Schiffer. Um diese Beschäftigung den Ihrigen ausschließlich zu sichern, erklärten sie ihre Küsten gegen das kriegführende Europa für gesperrt und bedrohten jedes französische oder englische Schiff, welches am Gebiet der Union anlegte, mit Wegnahme.

Die Mehrzahl der amerikanischen Europafahrer hoffte, daß das Embargogesetz nicht von langer Dauer sein würde, und entzog sich demselben, indem sie von ihren Reisen nach Europa, für die sie bestraft worden waren, nicht nach Amerika zurückkehrten, sondern sich zwischen europäischen Häfen herumtrieben. Fast alle fuhren nach London, lösten Scheine, luden, theils auf eigne Rechnung, theils auf Rechnung englischer, holländischer, hansestädischer, dänischer oder russischer Kaufleute Kaffe, Zucker u. dgl. und fuhren unter dem Geleit englischer Kriegsschiffe nach Kronstadt, Riga, Danzig, Kopenhagen, Hamburg, Amsterdam; ja sogar in Antwerpen, Havre und Bordeaux wagten sie einzulaufen.

In allen diesen Häfen meldeten sie sich als Neutrale an und versicherten, nicht in England gewesen zu sein. In Rußland, Preußen, Hamburg, Holland glaubte man ihnen bereitwillig; in Antwerpen, Havre, Bordeaux mußten sie sich der Prüfung durch kaiserliche Beamte unterwerfen; aber diese suchten meist vergebens nach Beweisen des Verkehrs mit England.

Im Mittelmeer erhoben sich gerade damals die Griechen unter osmanischer Flagge zu einiger Bedeutung als Kauffahrer. Sie fuhren nach Malta, luden Zucker, Kaffee, englische Baumwolle, führten sie nach Triest, Venedig, Neapel, Livorno, Genua, Marseille und bewiesen überall, daß sie Neutrale, weil osmanische Unterthanen seien. Die Gesetzübertretung war ihnen eben so schwer nachzuweisen wie den Amerikanern.

Diesen Schleichhandel fortdauern zu lassen wäre Thorheit gewesen. Wurde ihm ein Ende gemacht, so waren die Geschäfte in England still gestellt. Die Masse von Papieren, welche, den Werth von Waaren vorstellend, von der englischen Bank discontirt waren, mußte zum größten Theil protestirt werden, der Credit der Bank war erschüttert, ihre Noten, damals das eigentliche und fast einzige gesetzliche Zahlungsmittel, verloren bedeutend an ihrem Werth. Diese Noten standen damals schon 20 Procent unterm Nennwerth; der englische Kurs, bereits tief stehend (das Pfund Sterling galt auf dem Festland nur 17 statt 25 Franken) mußte noch mehr sinken, so daß, wenn die Banknote 30 Procent verlor, das Pfund Sterling in Europa auf 14 bis 15 Franken herabging und folglich alle Geschäfte der Regierung und der Einzelnen unmöglich wurden. Die Bedürfnisse, denen die englische Behaglichkeit sich

auch in der Kriegsnoth nicht entschlagen mochte, wurden dann unerschwinglich, und die Erhaltung englischer Heere in Spanien unmöglich, denn ihre dortigen Verbündeten lieferten Brod, Fleisch und Wein nur gegen Gold und Silber. Man begreift hiernach leicht, welche Waffen der Ueberredung ein weiteres Herabgehen der Handelswerthschaften der Friedenspartei im Parlament liefern mußte, und daß, so gewaltsam auch die Mittel erschienen, mit denen Napoleon den Frieden zu erreichen suchte, nicht nur die Nothwendigkeit sie rechtfertigte, sondern daß es vielmehr der größte Fehler von ihm war, später nicht vollkommen bei ihnen zu beharren.

Die Schwierigkeit, zu ermitteln, ob angebliche Neutrale sich der englischen Verordnung von 1807 gefügt hätten oder nicht, beschloß Napoleon gründlich dadurch zu beseitigen, daß er der osmanischen und der amerikanischen Handelsflagge seine Häfen verschloß. Gegen die Griechen führte er diesen Beschluß nicht geradeswegs aus, sondern verordnete, daß sie einstweilen noch zugelassen, ihre Papiere aber nach Paris geschickt, und falls sie dort vom Zolldirector oder vom Kaiser nicht richtig befunden würden, ihre Ladungen weggenommen werden sollten. Dies Verfahren wurde mit dem Umstand begründet, daß die Kauffahrer unter osmanischer Flagge von ihrer Regierung nicht gehörig beaufsichtigt würden; und es ließ sich leicht durchführen, da einestheils die Pforte sich um Verluste ihrer griechischen Unterthanen nicht kümmerte, und wenn sie es gewollt hätte, Napoleon nichts darnach zu fragen brauchte, anderntheils diese Griechen ihre Geschäfte in lauter französischen oder so gut wie französischen Häfen machten, nämlich in Marseille, Genua, Livorno, Neapel,

Venedig und Triest. Gegen die Nordamerikaner ließ sich nicht dasselbe Verfahren anwenden. Einerseits waren sie Angehörige einer Regierung, die Napoleon schonen mußte, weil sie mächtig war, und weil er sie durch Schonung zum Krieg gegen England zu bewegen hoffte, andererseits machten sie ihre Geschäfte nicht bloß in Frankreich, sondern vielmehr noch in Holland, Deutschland, Rußland u. s. w. Demnach verbot er den Amerikanern geradezu das Einlaufen in französischen, holländischen und Hansehäfen, und verlangte Erlassung eines gleichen Verbotes von Preußen und Rußland, indem er behauptete, wer trotz dem amerikanischen Embargogesetz unter amerikanischer Flagge in europäische Häfen käme, könne nur ein falscher Amerikaner sein. Dies war richtig, denn abgesehen davon, daß Nichtamerikaner die Flagge der Union unbefugter Weise führten, konnten auch die wirklichen Amerikaner, welche dem Embargogesetz trotzten, nicht mehr als Angehörige Amerikas angesehen werden, denn sie hatten zu ihrer Heimath die englischen Waarenniederlagen gemacht; der Schutz der Unionsregierung war von ihnen verwirkt. Dies mit dem amerikanischen Embargogesetz im Einklang stehende Verbot war geeignet die Schleichhändler unter amerikanischer Flagge aus den Häfen fern zu halten, und den englischen Handel auf nächtlichen Küstenschmuggel zu beschränken.

Aber es befanden sich bei Erlassung des Verbots eine Menge amerikanischer Kauffahrer in französischen oder verbündeten Häfen. Diese wollte Napoleon nicht etwa ausgewiesen, sondern festgehalten haben. Er verordnete die Beschlagnahme ihrer Schiffe und Ladungen, und forderte die gleiche Maßregel in Preußen, Däne-

mark und Rußland. Der nordamerikanische Gesandte in Paris, General Armstrong, konnte natürlich nicht ruhig zusehen, daß mehrere hundert amerikanische Schiffe so für gute Beute erklärt wurden und that Einspruch, wogegen Napoleon erinnete, daß auch in Amerika französische Schiffe, die trotz dem Embargogesetz dort erschienen wären, als Prisen verurtheilt worden seien. Als Armstrong hierauf bemerklich machte, dies sei höchstens gegen ein paar französische Schiffe geschehen und sei gar nicht zu vergleichen mit der Wegnahme von mehreren hundert Amerikanern, entgegnete Napoleon: „die Zahl gilt hier gleich; es handelt sich um die Ehre der Flagge. Ihr habt die Hand auf französische von meinen Farben gedeckte Schiffe gelegt, und hättet ihr euch das auch nur gegen eins erlaubt, so wäre dies Grund genug für mich, die ganze amerikanische Marine mit Beschlag zu belegen, wenn ich sie unter meiner Hand hätte." — Diese Hervorhebung des Ehrenpunktes war Redensart; ihm gelüstete nach den reichen Ladungen der vielen mit Beschlag belegten Amerikaner, welche ihm fast eben so viel einbringen konnten, wie die den Besiegten auferlegten Brandschatzungen. Wichtiger als dieser Gewinn mußte es ihm jedoch sein, mit den Amerikanern wieder auf guten Fuß zu kommen und sie wo möglich in Händel mit den Engländern zu verwickeln. Darum unterhandelte er (ohne jedoch die Beschlagnahme aufzuheben) weiter mit Armstrong. Er gestand zu, daß seine Decrete von Berlin und von Mailand eine Gewaltsamkeit seien, behauptete aber, daß er anders nicht der frechen englischen Anmaßung, alle Kauffahrer sich zinsbar zu machen, begegnen könnte. Wollten indeß die Amerikaner die englische Regierung

zwingen, den berüchtigten Geheimerathsbeschluß aufzuheben, oder ihr den Krieg erklären, dann sei er bereit, für die Amerikaner seine Decrete außer Kraft zu setzen und ihnen alle Rechte von Neutralen einzuräumen.

Die Beschlagnahme amerikanischer Schiffe ließ sich in Frankreich leicht bewerkstelligen, eben so auch in Hamburg und Bremen; aber sie hatte ihre Schwierigkeiten in Holland, wo doch Napoleons Bruder König war, in Dänemark, welches sich gern zur Niederlage englischer Waaren hergab und dieselben durch Holstein nach Deutschland einschmuggelte, in Preußen, welches keine Lust verspüren konnte, seine Unterthanen zu plagen, damit Napoleon über England siegte, in Rußland, welches den englischen Handel nicht entbehren konnte zur Verwerthung der Erzeugnisse seines Ackerbaues, die den Reichthum seiner Großen ausmachten, und das diesen Handel unter amerikanischer Flagge fortgehen ließ, obwohl es zu Tilsit und Erfurt zugesagt, denselben durch Schließung seiner Häfen völlig still zu stellen.

In Dänemark, Preußen und Rußland auf Widerstand zu stoßen fand Napoleon verdrießlich und er äußerte seinen Verdruß in einem Ton des Zornes, der nicht zu seiner Friedenspolitik stimmte; doch fand er diesen Widerstand begreiflich. Daß ihm aber in dem eroberten und von seinem leiblichen Bruder beherrschten Holland böser Wille gezeigt wurde, entschiedener als in irgend einem andern Küstenland, das hielt er für unerträglich. Darum hatte er mit einem Theil der Divisionen Massenas Holland umstellt, und als trotzdem die Holländer fortschmuggelten, hatte er jeden Handelsverkehr mit ihnen untersagt. Dadurch waren sie zum Hungertod verurtheilt. König Ludwig legte sich aufs

Bitten, gelobte Besserung und erlangte Zurücknahme des Verbots. Da aber trotzdem die Amerikaner ohne Schwierigkeit in allen holländischen Häfen zugelassen wurden, so erneuerte Napoleon sein Verbot und drohte offen, Holland mit Frankreich zu vereinigen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn schon seit einiger Zeit und die klägliche oder bittere Sprache Ludwigs war nicht geeignet, ihn davon abzubringen. Ein Rest brüderlicher Liebe und Scheu vor dem üblen Eindruck in Europa hielt ihn noch zurück. Der von ihm geschätzte holländische Admiral Verhüel bemühte sich, eine Unterredung der beiden Brüder zu Stand zu bringen und dadurch einen Bruch zu verhindern, der ihm bei gleicher Ergebenheit für Napoleon und für sein Vaterland peinlich war. Napoleon widerstrebte, weil er fürchtete sich zur Nachgiebigkeit bereden zu lassen, und Ludwig nicht minder, weil er besorgte, in Paris Zwang zu erleiden und weil er das Zusammentreffen mit Hortensia, von der er getrennt lebte, scheute. Am Ende erreichte jedoch Verhüel seine Absicht, und Ludwig reiste nach Paris. Die Besprechungen der Brüder waren eben im Gang, als Napoleon die Beschlagnahme der amerikanischen Schiffe verfügte, und nach langem Widerstreben verstand sich Ludwig dazu, dieselbe Maßregel auch in Holland ausführen zu lassen.

Falsche Neutrale erst einzulassen, dann der Beschlagnahme zu unterwerfen war eine List, in welcher sich Napoleon ungemein gefiel. Er war nirgends ängstlich in der Wahl der Mittel; wie sollte er es Schmugglern gegenüber sein, welche die Gesetze ihres Vaterlandes und des Landes, in welches sie kamen, frech verletzten. Nachdem er sie in den Hansestädten durch seine eignen

Beamten hatte festnehmen lassen, empfahl er den Königen von Dänemark und von Preußen, die angeblichen Amerikaner, welche in der That Engländer seien, erst einlaufen zu lassen und dann festzunehmen. Dänemark und Preußen suchten scheu diese Zumuthung abzuweisen, indem sie zu bedenken gaben, wenn auch viele Amerikaner Schleichhändler seien, so dürften doch manche es nicht sein; man sehe genau nach ihren Papieren, um zu finden, ob sie in britischen Häfen angelegt hätten. Napoleon entgegnete, es sei gar kein Unterschied zwischen ihnen zu machen, und selbst der mindest schuldige habe nicht kommen können, ohne mindestens das amerikanische Gesetz zu verletzen, welches nach Europa zu fahren untersagte. Die beiden kleinen Könige stammelten eine Entgegnung, in welcher sie versprachen, den Gesetzen Napoleons nachzuleben — und behielten sich vor, beim Vollzug sich große Freiheit zu erlauben, selber die Gesetze zu übertreten, um die Uebertreter zu schützen. Dänemark war hierin kaum zu entschuldigen, da England sich als seinen unversöhnlichen Feind, Frankreich dagegen sich als treuen und zuverlässigen Freund gezeigt hatte, und da keine Macht mehr als die kleine Seemacht Dänemark sich hätte angelegen sein lassen sollen, dem Unwesen zu steuern, das England als Seerecht geltend machen wollte. Dem besiegten und unterdrückten Preußen, welches bei Seefragen nicht betheiligt war, ließ es sich nicht wohl verargen, daß es nicht bereitwillig mitwirkte durch harte Opfer die Absichten seines Besiegers zu fördern. Es sprach keine Weigerung gegen das Ansinnen Napoleons aus, aber es umging deutliche Erklärungen und ließ die Amerikaner zu, ohne sie festzunehmen. Napoleon, der die Briefe seiner Con-

sule las und die Angelegenheit persönlich betrieb, machte dem König von Preußen einen Vorschlag, würdig der Schmuggler, die er bekämpfte. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Einlaufen einer Handelsflotte unter amerikanischer Flagge in preußischen Häfen, namentlich Colberg, wo keine Franzosen lagen, sagte er: „Laßt sie einlaufen, nehmt sie fest und überliefert mir ihre Ladungen; ich übernehme sie auf Abschlag eurer Schuld.“ — Und wenig fehlte, so wäre dies seltsame Geschäft ihm gelungen.

Von der südlichen Ostseeküste blieb den Amerikanern nichts weiter offen als der Theil von Pommern, den Napoleon den Schweden zurückgegeben hatte, bald nachdem sein wüthender Gegner Gustav IV. entthront war. Dieser König hatte in den letzten Jahren, wo es galt, Finnland mit aller Macht gegen Rußland zu behaupten, in blindem Zorn über Dänemark einen Theil seiner Truppen gegen Norwegen und nach dem Sund geschickt, als wollte er Kopenhagen überfallen. Empört über diesen Wahnwitz zogen diese Truppen nach Stockholm. Gustav, den treue Diener vergebens zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchten, verfiel in eine Art Raserei, und als er plötzlich einem Adjudanten den Degen entreißen wollte, ward er entwaffnet und wie ein Tobsüchtiger in seinen Gemächern in Gewahrsam gehalten. Die versammelten Reichsstände erklärten ihn für regierungsunfähig und wählten an seine Stelle seinen Oheim Karl von Südermannland, der bereits während Gustavs Minderjährigkeit Regent gewesen war. Dieser neue König sah sich bald genöthigt, mit Rußland und Frankreich Frieden zu schließen, und erhielt von Napoleon Pommern zurück, letzteres unter

der ausdrücklichen Bedingung, daß alle schwedischen Häfen, besonders aber der von Stralsund in Pommern, den Engländern schlechterdings geschlossen würden. Unglücklicher Weise aber gab es nächst dem Verluste Finnlands für die Schweden kein härteres Opfer als Verzichtleistung auf den Handel mit England. Denn wie alle Ostseevölker fanden sie Absatz für ihr Holz, ihren Theer, ihren Hanf und ihr Eisen entweder in Frankreich oder in England. Brachen sie mit Frankreich so blieb ihnen in England genügender Absatz und sie konnten sich an dem vortheilhaften Schmuggel betheiligen. Brachen sie dagegen mit England, so verschlossen sie sich nicht nur den britischen Markt, sondern auch den französischen, weil die Engländer ihnen dann den Zugang zu den französischen Häfen sperrten. Ihrer Zusage bei Rückempfang Pommerns gemäß hoben die Schweden auch wirklich die große Schmuggelwaarenniederlage zu Gothenburg auf, sie hinderten aber nicht, daß die Engländer diese Anstalt auf die Inseln bei Gothenburg verlegten. Als Napoleon dies erfuhr, hielt er den Schweden vor, weßhalb er Gustav den Vierten bekriegt und mit Karl von Südermannland Frieden geschlossen habe, und drohte bei fernerer Nichtbeobachtung der Vorschriften gegen den englischen Handel Schwedisch-Pommern wieder zu besetzen, möchten die nordischen Höfe dazu sagen, was sie wollten.

Unter diesen nordischen Höfen gab der von Petersburg halbwegs zu erkennen, daß er nicht gemeint sei, jenen Vorschriften nachzuleben. Alexander verhehlte seine Unzufriedenheit über Napoleons Verfahren in der Heirathsangelegenheit und über seine Weigerung, sich in Betreff Polens die Hände zu binden, eben so seine

Besorgnisse wegen der neuen Freundschaft mit Oestreich, weil er sich nicht mit Frankreich überwerfen wollte, bevor er mit den Türken fertig geworden wäre und sich der Donaufürstenthümer bemächtigt hätte. Er ließ sich sogar die Herrschaft gefallen, welche Napoleon sich über alle nordischen Küsten von Amsterdam bis Petersburg anmaßte; nur verlangte er, daß dieselbe in Rußland mit einiger Schonung geübt würde. Auf das Ansinnen, die Amerikaner festzunehmen, erwiderte er, wie seine Nachbarn: Die Amerikaner seien nicht durchgängig Schleichhändler; nur letztere sollten festgenommen werden, die rechtlichen Handelsleute aus Amerika aber sollten nach wie vor freien Zugang haben. Denn Rußland könne zwar auf den Handel mit England, nicht aber zugleich auf den mit Amerika verzichten. Der letztere Grund hielt durchaus nicht Stich, denn so lange das Embargogesetz in Amerika bestand, war kein Handel mit Amerika möglich, und die Amerikaner, welche ihn vermitteln wollten, waren erwiesener Maßen Verächter der Gesetze ihres Landes und konnten nur unter der Bedingung in die Ostsee kommen, daß sie sich dem englischen Gesetz unterwarfen und englische Waaren luden. Bald aber brachte Rußland einen besseren Einwand vor, den Napoleon durch seine Gier, alle möglichen Vortheile zu ziehen, ihm selber an die Hand gab.

Gegen Ende des Jahres 1809 hatten die Engländer, weil es ihnen an Korn und an Schiffsbedürfnissen fehlte, allen fremden Schiffen, sogar feindlichen, die zollfreie Einfuhr von Korn, Holz, Hanf und Theer verstattet, und alsbald lagen an den Kaien der Themse Schiffe aus den Niederlanden, den Hansestädten, Däne-

mark und Rußland, lauter Staaten, die mit England im Krieg waren. Napoleon dachte, das ließe sich benutzen, um französische Waaren in England abzusetzen, und verstattete freie Fahrt nach England denjenigen Schiffen, welche neben obigen von England begehrten Waaren als Theil ihrer Fracht auch Seidenzeuge, Tücher, Wein, Branntwein, Käse u. dgl. einnähmen. Solchen Schiffen erlaubte er auch, zwar keine englischen Fabrikate, noch Kaffee oder Zucker, wohl aber Indigo, Cochenille, Farbhölzer, Thran, Häute und ähnliche Waaren, an denen die französischen Fabriken großen Mangel litten, als Rückfracht zu nehmen. Auf diese Weise gingen französische Schiffe unangefeindet nach England und kamen gleicherweise englische nach Frankreich, die einen und die andern mit Erlaubnißscheinen (Licenzen) versehen und in beiden Ländern ihre Herkunft verleugnend. Diese Schiffe wurden so zu sagen bevorrechtete Schmuggelschiffe. Die französischen Schiffe, welche neben dem in England frei zugelassenen Korn auch Seidenwaaren laden mußten, steckten sie am Eingang der Themse den Schmugglern zu, um sie so in England einzubringen, und die Engländer, welche nicht ohne Ladung von Baumwollenwaaren auslaufen durften, übergaben diese an den französischen Küsten den dortigen Schwärzern, so daß sie nur mit zulässigen Waaren in den Häfen erschienen. Dadurch ward der Handel ein Lügen- und Fälschergeschäft: in London gab es Verfertiger falscher Schiffspapiere, die ihr Geschäft ganz offen betrieben. Neben diesem großen Nachtheil war der Vortheil, den der Handel unter Licenz für Frankreich ergab, gar unbedeutend, denn der Werth der auf diese Weise ausgeführten und ein-

geführten Waaren betrug dort nicht mehr als 20 Millionen. Der größte Uebelstand aber war, daß Frankreich dadurch in den ärgsten Widerspruch mit sich selber gerieth und Denen, von welchen es die strenge Handhabung seiner Sperrgesetze verlangte, die Entgegnung in den Mund legte: Ihr haltet sie ja selber nicht.

Rußland sagte: Ihr verlangt, daß ich meinen Unterthanen allen Verkehr mit England verbiete, daß ich sie der Gelegenheit beraube, die Erzeugnisse ihrer Felder und Wälder abzusetzen und dafür Zucker, Kaffee und Zeuge zu nehmen, die sie brauchen. Und Ihr erlaubt euch ohne Umstände, eure Seidenzeuge, Weine und Tücher nach England zu führen und eben daher Zucker und Kaffee zu holen, die durch eure Gesetze dem übrigen Europa so streng verboten sind. Seid doch nicht so scharf gegen Andere, und so nachsichtig gegen euch selber, ihr, denen Alles daran liegen muß, die strenge Sperre überall gehandhabt zu sehen, gegen Andere, die kaum wissen, wozu ihnen diese frommen soll.

Da Napoleon nichts haltbares sagen konnte zur Entkräftung dieses Einwandes, so wies er ihn in erzürntem Tone zurück. „Alles, was man von meinen Licenzen sagt, ist falsch," entgegnete er den Russen. „Es ist nicht wahr, daß ich selber Kaffee und Zucker in Frankreich einführe; die Wahrheit ist: da die Engländer unser Korn brauchen, so benutze ich diesen Umstand, um ihnen einige Seidenwaaren, Tücher und Weine aufzunöthigen und mich in Waaren bezahlen zu lassen, die unsere Fabriken brauchen, besonders aber in Guineen, deren Herausschmuggelung dazu beiträgt, den englischen Kurs noch mehr herunterzudrücken."

Diese Antwort enthielt Wahrheit, aber eben dieser wahre Inhalt bewies, wie unbeträchtlich der Handel unter Licenz war, und wie thöricht es war, um eines geringen Handelsgewinnes willen den Betrug zu hegen und den Gegnern der allgemeinen Landsperre die beßte Rechtfertigung zu liefern.

In der That trieb Napoleon den englischen Handel mehr und mehr in die Enge. Er ließ die Küsten Frankreichs und der verbündeten Länder scharf bewachen, er las täglich die Schiffslisten, um zu wissen, was ein- und auslief; er verlangte die Zulassung französischer Zollbeamten und französischer Truppen in Holland, er ließ Bremen, Hamburg und Lübeck von Davout hüten, zwang Preußen zur Sperrung von Colberg und Pillau, und drängte Rußland Riga und Petersburg zu sperren. Blieben auch diese beiden letzten Eingänge halb offen für die englischen Waaren, so müßten diese doch einen so weiten Weg nach Norden und dann wieder auf der Achse nach Süden nehmen, daß die theure Fracht sie unverkäuflich machte. Wurde die Sperre des Festlandes in dieser Weise fortgesetzt, ohne einen Krieg mit Rußland hervorzurufen, so mußte sie England in einen unerträglichen Nothstand versetzen.

Während Napoleon sich angelegen sein ließ, durch einen solchen Nothstand und durch einen großen Schlag in Spanien England zum Frieden zu zwingen, suchte er mit gleicher Thätigkeit die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu ordnen und zunächst die kirchlichen Händel zu schlichten, die er sich durch sein hitziges Verfahren zugezogen hatte.

Der Papst war Gefangener zu Savona und weigerte sich entschieden, dort die Obliegenheiten des heil.

Stuhls zu erfüllen. Es war keine Kirchenspaltung wie in der Revolutionszeit, wo die Geistlichkeit und ihre Gläubigen in zwei Theile gespalten waren und der eine Theil, als widerspänstig verfolgt, sich durch Ruhestörungen am Staat rächte. In der Zeit, welche wir hier schildern, war die Geistlichkeit einig, ruhig, unterwürfig, versah durchgängig nach gleichem Brauch den Gottesdienst, wußte nichts oder wollte nichts von der Bannbulle gegen Napoleon wissen, tadelte zum größten Theil den Papst wegen dieses Schrittes, durch den er entweder die Stumpfheit der geistlichen Waffen offenbaren, oder eine Regierung erschüttern mußte, die man, trotz ihren Fehlern, noch als nothwendig zum Heile Aller betrachtete. Indeß auch die, welche so dachten, mißbilligten höchlich die Entführung des Papstes, beklagten seine Gefangenschaft und wünschten das Ende eines für alle guten Katholischen betrübenden Zustandes herbei, welcher früher oder später zu einer Kirchenspaltung führen konnte. Fast einmüthig wünschte die Geistlichkeit Verständigung zwischen Papst und Kaiser, eine anständige Stellung für den Papst, ohne dabei eine Wiederherstellung seiner für immer vernichtet geglaubten weltlichen Macht zu hoffen oder auch nur zu wünschen. Unter dem Druck einer allmächtigen Regierung vergaß die später so begehrlich gewordene Kirche, daß eine gewisse weltliche Macht dem Papste nothwendig ist für die Unabhängigkeit seiner geistlichen Macht, und war geneigt zuzugeben, daß der Papst auf den Kirchenstaat verzichten müßte und sich mit einer Stellung begnügen, welche, wie glänzend sie auch ausgedacht werden mochte, doch nicht besser sein konnte als die des Patriarchen zu Constantinopel unter den griechischen Kaisern.

So dachte die überwiegende Mehrheit der Geistlichkeit. Aber eine Minderzahl von Hitzköpfen, die, voll Haß wie die alten Royalisten, früher schon das Concordat verworfen hatte, entwarf klägliche Schilderungen von den Leiden des heil. Vaters, verbreitete emsig die Bannbulle und arbeitete offen auf eine Spaltung hin. Sie behauptete, Wegnahme des Erbtheils von St. Peter sei eine Antastung des Glaubens, in der Gefangenschaft müsse der Papst jede Amtshandlung verweigern, und die katholische Geistlichkeit, von der Verbindung mit ihrem Oberhaupte abgeschnitten, müsse ebenfalls die Spendung der Sacramente versagen. Wie ehemals die Parlamente, um das Königthum zu bezwingen, sich unterfingen, die Rechtspflege zu hemmen, so wollten diese Priester, um Napoleon in die Enge zu treiben, den Gottesdienst einstellen.

Selbst am Tage seiner Vermählung erlebte er eine Probe der Störungen, welche unzufriedene Priester im Bund mit dem Anhang des alten Königthums ihm bereiten konnten. Er hatte, wie früher bemerkt, die meisten Würdenträger der päpstlichen Curie nach Paris gezogen, so daß sich dort 28 Cardinäle befanden, welche alle Sonntage der Messe in seiner Kapelle beiwohnten, obwohl er im Bann war. Bei seiner Vermählungsfeier blieben dreizehn Cardinäle weg. Sie wollten damit öffentlich zu verstehen geben, daß ohne den Papst Napoleon sich nicht hätte scheiden dürfen, daß mithin die erste Ehe fortbestehe, und die zweite ungültig sei. Allein es hatte gar keine Scheidung stattgefunden (eine solche hätte nach katholischem Kirchenrecht freilich nur durch den Papst vollzogen werden können), sondern die erste Ehe war in ganz vorschriftsmäßigem kirchlichen Ver-

fahren von dem berechtigten Ortsbischof ausgesprochen worden. Obwohl also falsch zielte die beabsichtigte Andeutung doch darauf hin, die Ansicht zu verbreiten, daß daß die östreichische Kaisertochter ein Kebsweib, und daß der von Frankreich mit Ungeduld erwartete Thronerbe im Ehebruch gezeugt sei.

Napoleon, der ein scharfes Auge hatte, bemerkte während der Trauung, daß die Rothröcke (wie er sie nannte) nicht alle da waren. „Zählt sie!" sagte er einem geistlichen Würdenträger seiner Kapelle; und als er erfuhr, daß dreizehn von den 28 fehlten, sagte er halblaut: „die Tröpfe! sie bleiben stets dieselben: scheinbar unterwürfig, insgeheim rottensüchtig! Aber sie sollen sehen, was es heißt, mit meiner Macht sein Spiel treiben!" Kaum war die Feierlichkeit beendet, so ließ er den Polizeiminister rufen und befahl ihm, die 13 zu verhaften, ihnen den Purpur abzunehmen (woher sie später die schwarzen Cardinäle hießen), sie in verschiedene Landschaften zu vertheilen, wo sie unter Aufsicht gestellt wurden, und nicht nur ihre geistlichen Einkünfte, sondern auch ihre Eigengüter mit Beschlag zu belegen.

Dies Verfahren war eben so gewaltthätig, wie die es veranlassende Auflehnung unklug und verwerflich. Unter den Dreizehn befand sich Oppizoni, den Napoleon, trotz vielen ungünstigen Gerüchten über seinen Lebenswandel, zum Erzbischof von Bologna, zum Cardinal und Senator gemacht hatte. Er ließ ihn zum Vicekönig von Italien rufen und mit den schwersten Züchtigungen bedrohen, wofern er nicht auf der Stelle all seine kirchlichen Würden niederlegte. Der undankbare Kirchenfürst entsagte in der Angst unter einem

Strom von Thränen seiner Würde und reiste sofort ab in die Verbannung oder Gefangenschaft.

Den Tag nach diesen bedauerlichen Gewaltsamkeiten freuten sich die geheimen Anstifter des Lärmes innig über die Anschuldigung des Ehebruchs gegen eine Heirath, aus welcher der Thronerbe hervorgehen sollte, und nicht minder über die durch diese Anschuldigung hervorgerufenen Gewaltstreiche. Sie priesen sich glücklich, eine reiche Saat von Dornen ausgesäet zu haben auf dem Wege einer verhaßten Regierung, deren Weisheit leider nicht ihrem Glanze gleich kam. Die nicht von Parteigeist verblendete Geistlichkeit beklagte den Fehltritt und die Strafe, und wünschte sehnlichst das Ende eines Zustandes herbei, der die bedenklichsten Folgen haben konnte. Aber es war schwer, den Kaiser zur Mäßigung, den Papst zur Ergebung zu bewegen, zwei Dinge, welche allein eine Versöhnung der geistlichen und weltlichen Macht anbahnen konnten.

Obwohl der Papst zu Savona unter einer scharfen Aufsicht stand, die unter dem Scheine einer rücksichtsvollen Behandlung versteckt wurde, so stand er doch mit den unruhigen Köpfen unter den Katholischen in Verkehr. Gleich ihnen die Taktik des Augenblicks begreifend, verweigerte er jede päpstliche Amtshandlung. Er wollte weder die von Napoleon ernannten neuen Bischöfe einsetzen, so daß bereits 27 Bischofsstühle leer standen, noch den Bischöfen die Vollmacht zur Ertheilung gewisser Befreiungen von strengen Vorschriften, namentlich bei Heirathen, verlängern. Er störte dadurch, so viel an ihm war, die Ausübung des Cultus in Frankreich, was entweder zum Nachtheil des Cultus oder zum Schaden der Regierung ausschlagen konnte,

je nachdem das Volk sich für den Papst oder für den Kaiser erklärte. Im bischöflichen Palast zu Savona las Pius VII. alle Tage Messe, gab seinen Segen den Gläubigen, die oft weit herkamen ihn zu empfangen, nahm die Aufwartung der Beamten mit Artigkeit, aber mit trauriger Miene auf, und wies jedes Ansinnen, selbst die unumgänglichsten Verrichtungen seines Amtes zu versehen, mit der Erklärung zurück: er sei nicht frei, er habe seine Räthe nicht um sich (die Cardinäle, welche theils gleichfalls gefangen, theils am kaiserlichen Hofe waren), und ohne Räthe könne er keine gültige, ja selbst keine untrügliche Handlung verrichten, da er von den Lichtern der Kirche nicht umgeben sei.

Napoleon durch die übrigens wohlmeinenden Berichte Chabrols, Präfecten von Montenotte, von dem Gebahren des Papstes unterrichtet, ließ sich nicht in Verlegenheit bringen und sagte: er habe eben so wenig Eile, und bis dahin, wo der Papst zur Vernunft käme, würde er fortfahren, die Kirche durch Anwendung von Aushülfsmitteln zu verwalten, die lange vorhalten könnten. Demgemäß hatte er völliges Schweigen über die kirchlichen Angelegenheiten geboten und seit einem Jahr jede Entschließung verschoben, theils weil er dies für's beßte hielt, theils weil ihn andere, wichtigere Dinge in Anspruch nahmen. Doch wünschte er den Streit mit dem Papst zu beendigen, damit auch die Kirche, wie die Länder, des Friedens genösse.

Der Papst fühlte, selbst wenn er inbrünstig betete, das Gewicht seiner Fesseln. Er sah täglich die wichtigsten Angelegenheiten ordnen, Verträge und Ehebündnisse schließen, Scheidungen aussprechen, ohne daß der

Präfect ihm je Hoffnung auf Verständigung anders als mit Rathschlägen zur Nachgiebigkeit gemacht hätte. Darüber verlor er endlich die Geduld und verfiel in einen fast heftigen Ton. „Man beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten," sagte er, „nur nicht mit denen der Kirche, die doch auch ihre Wichtigkeit haben, selbst im Zeitlichen, was man gewahr werden wird, wenn einmal die Kette glücklicher Erfolge eine Unterbrechung erleidet. Man will mich auf's Aeußerste treiben; gut! ich werde neue Waffen anwenden, die Gott in meine Hände gelegt hat zur Rettung der Kirche." Damit gab er zu verstehen, daß er, den Gläubigen feierlich ins Gewissen redend, eine Spaltung hervorrufen würde, durch welche die kaiserliche Regierung in dieselbe Noth gerathen müßte, wie die Regierungen in der Revolution, da von einer Kirchenspaltung zum Bürgerkrieg nicht weit ist. Nach solchen Drohungen verfiel er wieder in seine Niedergeschlagenheit, ließ sich mit Sanftmuth in lange Gespräche ein und fragte den Präfecten, wie doch der General Bonaparte, den er so herzlich geliebt, dessen Erhebung er so eifrig gefördert, dem zu Gefallen er so großen Widerstand beseitigt habe, um seine Salbung in Paris zu vollziehen, ihm mit solchem Undank lohnen und die Kirche unterdrücken, erniedrigen und erschüttern könne, nachdem er sie auf so geschickte und muthvolle Weise durch die glänzende Handlung des Concordats wiederhergestellt habe. Vor Schmerz und Erstaunen über einen solchen Widerspruch sei er außer sich. — Der Präfect Chabrol tröstete ihn mit der Hoffnung, daß Alles sich beilegen würde, und gab dunkel zu verstehen, unter der Bedingung des Verzichts auf seine weltliche Macht. Der Papst ging auf

diese Andeutung nicht ein und that als läge ihm bloß seine geistliche Macht am Herzen.

Napoleon wußte wohl, daß die Aushülfsmittel zur Verwaltung der Kirche ohne ihr Oberhaupt ungenügend seien und in der Anwendung Widerspruch hervorriefen. Da die Verwaisung eines Bischofssitzes stets eine Störung des kirchlichen Lebens in den betreffenden Sprengel verursacht (denn es fehlt den geistlichen Hirten ihr Oberhirt, und selbst Handlungen des bürgerlichen Lebens, für welche die Gläubigen die Weihe der Kirche verlangen, bleiben unvollzogen), und da andererseits Napoleon sein Ernennungsrecht nicht ruhen lassen wollte, so hatte er zu allen erledigten Sitzen neue Bischöfe ernannt. Um den Pabst zu bewegen, daß er diesen seine Bestätigung gäbe, hatte er zugeben wollen, daß in den Einsetzungsbullen der kaiserlichen Ernennung keine Erwähnung geschehe. Allein der Pabst wollte diese Bullen nur unter der Form erlassen, wie sie für Sitze, zu denen der Pabst selber ernennt, üblich ist, mit dem Ausdruck de proprio motu (aus eignem Antrieb), und wie sie bei Versetzung des Bischofs de Pradt von Poitiers nach Mecheln angewandt war. Darauf wollte Napoleon nicht eingehen, denn darin sah er statt des Verschweigens seiner Betheiligung an der Kirchenregierung deren Abläugnung, und er verlangte, daß die von ihm ernannten Bischöfe die Verwaltung ihrer Sprengel in der Eigenschaft von Capitularvicarien antreten sollten.

Ein Capitularvicar wird nach kirchlichem Brauch beim Tode eines Bischofs von seinem Domcapitel erwählt, um einstweilen die Verwaltungsgeschäfte des

Sprengels fortzuführen, nicht aber, um die Ehrenrechte eines Bischofs auszuüben. Es war früher oft vorgekommen, daß ein solcher Vicar nachträglich zum Bischof ernannt wurde. Napoleon meinte nun, die Domkapitel sollten umgekehrt die von ihm ernannten Bischöfe als Generalvicarien annehmen. Allein die meisten Capitel verweigerten dies. Einige hatten bereits ihre Generalvicarien erwählt, ehe Napoleon seine Bischöfe ernannt hatte, andere erklärten, die Vorschriften der Kirche erlaubten nicht, einem ernannten Bischof die Eigenschaft eines Generalvicars zu verleihen, denn dies wäre ein Schleichweg zur Umgehung der kanonischen Einsetzung durch den Pabst. So war das Uebel ärger gemacht, denn nun gab es Bischöfe, denen die Gläubigen Gehorsam versagten. Die widerstrebenden Domkapital sahen, daß ihr Verfahren dem Pabste das sicherste Mittel gewähre, dem Kaiser auf dem von ihm eingeschlagenen Wege Halt zu gebieten. Dies war freilich ein gefährliches Mittel, denn Napoleon ließ sich nicht leicht beirren, und zum Zweck dieser Beirrung das kirchliche Leben zu hemmen, war nicht eben fromm gehandelt. Vergebens erinnerten helldenkende Priester, daß wenn Heinrich VIII. von England aus schmählichen Beweggründen ein großes Reich aus dem Schoos der katholischen Kirche herausgeführt habe, Napoleon, mit weit größerer Macht als Heinrich und mit weit anständigeren Beweggründen, den katholischen Glauben noch mehr gefährden könne, zumal in einem Jahrhundert der Gleichgüligkeit, wo mehr zu befürchten sei als in einem Jahrhundert der Feindseligkeit. Aber die leidenschaftlichen Anstifter des Widerstandes der Geistlichkeit fragten nichts nach der Gefährdung der Reli-

gion und machten selbst Paris zum Schauplatz dieses bedenklichen Kampfes.

Zu dem erledigten erzbischöflichen Sitz von Paris hatte Napoleon seinen Oheim, den Cardinal Fesch ernannt. Kaum war dies geschehen, so benahm sich dieser Kirchenfürst auf dem geistlichen Gebiete wie Napoleons Brüder auf dem weltlichen: anstatt sich dankbar zu bezeigen, strebte er nach der Gunst seiner Untergebenen. Aus einem Armeelieferanten plötzlich zum eifrigen katholischen Christen und sittenstrengen Prälaten geworden, wollte er sich zum Abgott der Geistlichkeit machen, wie Ludwig zu dem der Holländer, Joseph zu dem der Spanier, Murat zu dem der Neapolitaner. In Gegenwart seines gefürchteten Neffen zeigte er sich unterwürfig, hinter seinem Rücken seufzte er heuchlerisch über die Trübsale der Kirche, schwor, eher ein Märtyrer zu werden, als sich der Tyrannei zu fügen, und gab sich das Ansehen, eine Verwandtschaft gering zu achten, auf welche er stolzer war, und die Geistlichkeit mehr Gewicht legte als auf seine zweifelhaften Tugenden Empört über solchen Hochmuth und solche Undankbarkeit begegnete Napoleon ihm mit Härte, und wenn Fesch theologische Gelehrsamkeit vor ihm auskramte, fragte er ihn, wo er dieselbe erworben habe, ob etwa während seiner Speculationen in Commißbrod. „Wenn ich Theologie hören soll, dann muß der Abbé Emery vor mir erscheinen oder noch lieber der Bischof Duvoisin; die anzuhören lohnt sich der Mühe, denn sie wissen was sie reden.“ Der gelehrte und fromme Emery hatte alle Bischofssitze ausgeschlagen, um Vorsteher des Seminars von St. Sulpiz zu bleiben, aus welchem Priester und Bischöfe für ganz Frankreich

hervorgingen. Napoleon wußte, daß Emery als Anhänger des alten Königthums sein Gegner war, zürnte ihm aber darum nicht. Duvoisin, Bischof von Nantes, war pflichttreu, voll Gelehrsamkeit und Weisheit. Er glaubte, man dürfe die Macht des großen Kaisers nicht untergraben, sondern müsse streben, ihn zur Mäßigung zu leiten und mit der Kirche zu versöhnen. Rathschläge von Duvoisin ließ Napoleon sich gefallen; den Abbé Emery ließ er gern reden; aber von seinem Oheim wollte er weder Gutachten noch Vorträge anhören.

Da Fesch bereits Erzbischof von Lyon war, so nahm er Anstand, ohne weiters den Stuhl von Paris in Besitz zu nehmen, wie Napoleon wollte. Er hätte gern die beiden größten Erzbisthümer Frankreichs zusammen besessen, wie Napoleon sie ihm zugedacht hatte, aber der Papst hatte auf Befragen erklärt, eine solche Häufung, wie sie freilich früher vorgekommen, sei ein Mißbrauch, den er nicht zugebe; der Cardinal möge wählen zwischen Lyon und Paris, nehme er aber Paris, so würde er darum noch nicht die päpstliche Einsetzung erlangen. Daraufhin fand Fesch gerathen, sich fortwährend nur Erzbischof von Lyon und Verwalter des Sprengels von Paris zu nennen; auch bezog er nicht den Bischofshof zu Paris, sondern ein ihm gehöriges Haus in der Montblanc-Straße. Napoleon übersah das anfangs; als er aber einmal die Liebfrauenkirche besuchte und den ernannten Erzbischof nicht zu seinem Empfang bereit vorfand, äußerte er: Wenn ich die Geistlichkeit der Hauptkirche mit meinem Besuche beehre, dann erwarte ich, den Erzbischof am Thurm der Liebfrauenkirche zu finden. Er ließ dem Cardinal diese Aeußerung durch den Cultusminister mittheilen und

zugleich erklären, er habe zwischen Lyon und Paris zu wählen. Fesch entschied sich für Lyon, wo er canonisch eingesetzt war. Und alsbald hallten alle Sacristeien Frankreichs vom Lobe des uneigennützigen, glaubenstreuen Kirchenfürsten wieder, der so voll Muth und Selbstverläugnung der Sache Gottes diene. Napoleon entgegnete auf diese Lobgesänge mit einer Ernennung, welche die höchste Eifersucht seines Oheims erregte: er übertrug das Erzbisthum Paris dem Cardinal Maury.

Maury, einst einer der geistreichsten und muthigsten Redner der Constituirenden Nationalversammlung, der mit seinem Witz und seiner Kaltblütigkeit die Sache der Geistlichkeit verfochten hatte, wie ein in Voltaires Schule gebildeter Edelmann die Sache des Adels hätte vertheidigen können, war nach fünfzehnjähriger Zurückgezogenheit zu Rom in die Heimath zurückgekehrt und hatte, weil er sich gegen Napoleon, der ihn aus der Verbannung zurückrief, dankbar zeigte, plötzlich den Preis seines glänzenden Kampfes eingebüßt. Früherhin der Abgott der Priester und der Königsdiener, war er diesen jetzt ein Gräuel. Daß er einen guten Tisch und Späße liebte, gab den beschränkten Heuchlern Gelegenheit ihn anzuschwärzen, so daß er mit all seinem Geist und Ruhm bei der Priesterschaft nur wenig galt. Wenn daher Napoleon seinem Oheim den doppelten Verdruß machen wollte, den Sitz von Paris ihm zu nehmen und einem ihn überstrahlenden Mann zu übertragen, so gelang es ihm doch nicht, seinem Oheim ein Gegengewicht zu geben, denn die reiche Begabung des Cardinals Maury zog den Kürzeren gegenüber der Heuchelei, der Pedanterie, der Undankbarkeit und der verwandtschaftlichen Stellung des Cardinals Fesch.

Das Domcapitel zu Paris weigerte sich zwar nicht, dem Cardinal Maury sofort die Verwaltung des Erzbisthums zu überlassen, aber es rächte sich durch Neckereien, die ein Schimpf für den Cardinal, für seine Geistlichkeit und für die kaiserliche Macht waren. Wenn bei besonderen Feierlichkeiten der Cardinal das Kreuz vor sich hertragen ließ, lief ein Theil des Domcapitels vom Altar weg und ließ die niederen Geistlichen und die Laien verdutzt dastehen. Abends freute man sich dann in den frommen und königlich gesinnten Kreisen, daß dem zum Auserkornen der kaiserlichen Gunst umgewandelten ehemaligen Vertheidiger der Kirche und des Adels eine kleine Unannehmlichkeit zugestoßen sei. Uebrigens hatte Maury unter Berufung auf seine alte Anhänglichkeit sofort an den Papst geschrieben, um die einstweilige Bestätigung seiner Uebernahme des Sitzes von Paris ohne Bulle zu erhalten. Die Antwort wurde erwartet, doch ohne Hoffnung, daß sie günstig ausfallen würde.

Unbeirrt durch die ihm gemachten Schwierigkeiten glaubte Napoleon mit dem Papste am sichersten dadurch zum Ziele zu kommen, daß er förmliche Beschlüsse faßte, deren Zurücknahme niemand von ihm hoffen durfte. Nachdem er Parma und Piacenza in ein Departement Taro, Toscana in die Departements Arno, Ombrone und des Mittelmeers verwandelt, sprach er die förmliche Einverleibung des römischen Gebiets unter dem Namen Departement Trasimenus und Tiberdepartement aus. In dem betreffenden Senatsbeschluß, welcher gewaltiges Aufsehen machte, erklärte er Rom zur zweiten Stadt des Reichs, in welcher stets ein Fürst aus kaiserlichem Geblüt Hof halten sollte. Er ver=

fügte, daß der Thronerbe den Titel König von Rom führen und erst in der Liebfrauenkirche zu Paris, dann auch zu St. Peter in Rom gesalbt werden solle. Die Päpste sollten bei den Kaisern ihren Wohnsitz haben und abwechselnd zu Rom und Paris sich aufhalten, eine reiche Ausstattung genießen und zum Reich schwören. Die ganze römische Kanzlei mit der Penitenziaria und Dataria, so wie das Cardinalscollegium sollten nach Paris verlegt und auf Kosten des Kaisers unterhalten werden. — In Folge dieser Bestimmungen ordnete Napoleon sofort Bauarbeiten im Bischofshof zu Paris, im Pantheon und zu Saint-Denis an, um Räumlichkeiten zur Aufnahme des Papstes und seiner Verwaltung zu schaffen. Auch zu Avignon beabsichtigte er bauliche Einrichtungen, damit der heil. Vater, obwohl gewöhnlich in der Kaiserstadt wohnend, sich in den verschiedenen alten Wohnsitzen der Päpste zeigen könnte.

Man glaubt zu träumen, wenn man jetzt diese Sachen liest, welche damals selbst der Geistlichkeit nicht unmöglich schienen. Napoleon dachte, nach einigen Tagen des Staunens würde man sich an den neuen Zustand gewöhnen, der Papst, in seiner Nähe wohnend, würde fügsamer werden, die Cardinäle würden in Frankreich etwas von französischer Art annehmen, und beim Anblick dieser wunderbaren Neuerung, welche so lebhaft an das weströmische Kaiserthum erinnerte, würde die staunende Mitwelt den Titel: Kaiser des Abendlandes aussprechen, für dessen Erlangung Napoleon die französische Kaiserkrone aufs Spiel gesetzt hat.

In der festen Hoffnung, mit der er sich schmeichelte,

hatte Napoleon nur die eine Sorge, die Uebereinkunft mit dem Papst schnell zu Stande zu bringen und so daß sie Alles umfaßte, was die Kirchenregierung irgend betreffen könnte. Er beschäftigte sich damit, sofort denjenigen Theil der kirchlichen Anstalten zu regeln, die in Rom bleiben sollten, übrigens die alte Einrichtung aufzulösen, und die neue zu gründen, so daß der Papst, wenn es zum Unterhandeln käme, Alles vollendet fände und die ihm mißfälligsten Veränderungen als unwiderruflich gut heißen müßte.

In der römischen Kirchenprovinz mit 800,000 Einwohnern gab es dreißig Bisthümer, von denen mehrere unter dem Namen vorstädtische Sitze als Titel und Ausstattungen für die vornehmsten Cardinäle dienten. Ferner gab es eine Unzahl von Klöstern und reicher Pfarreien, welche den Ertrag bedeutender Güter verschlangen. Napoleon zog alle Bisthümer des Kirchenstaates ein, bis auf drei, deren jedem ein Einkommen von 30,000 Franken angewiesen ward, hob alle Manns- und Frauenklöster auf, den Mitgliedern der aufgelösten Orden lebenslängliche Ruhegehalte anweisend, ließ allen Pfarrern den Huldigungseid abverlangen, verfügte die Wegführung der Eidweigerer nach Corsica, und nahm eine neue einfachere und weniger kostspielige Abgränzung der Pfarreien vor. Auch in Parma, Piacenza und Toscana hob er die Geistlichen Orden auf, so daß nur einige Frauenklöster und einige zu milden Zwecken gestiftete Orden übrig blieben, ließ alle Kirchengüter, die zu Rom einen Werth von 250 Millionen hatten, mit Beschlag belegen, warf davon 100 Millionen für die römische Staatsschuld, für die drei Bisthümer und die verminderten Pfarreien und

für die milden Stiftungen aus, und zog die übrigen 150 Millionen zum Kammergut.

Die betreffenden Decrete erfolgten Schlag auf Schlag und wurden zu sofortiger Vollziehung nach Rom abgefertigt. Von Ancona, Bologna und Perugia wurden drei Heersäulen in Bewegung gesetzt, um in Rom dem General Miollis eine Verstärkung von 9000 Mann zu liefern, falls er solche gegen die unter dem Einfluß der Mönche stehende Bevölkerung brauchte. Miollis war angewiesen, bei der ersten Bewegung gegen die Römer so schonungslos zu verfahren, wie mit den Spaniern umgegangen worden war. — In Folge des Friedens, schrieb Napoleon, habe ich Zeit und verfügbare Truppen; beide muß ich benutzen, um alle schwebenden Angelegenheiten zum Ziel zu bringen. In zwei Monaten werde ich mit dem Papst verhandeln. Entweder sperrt er sich, und das hilft ihm nichts, oder er fügt sich und muß die von mir gemachten Veränderungen annehmen.

Napoleon beabsichtigte, nach Savona einige Cardinäle und Bischöfe zu schicken, die dem Papst begreiflich zu machen hätten, daß es hohe Zeit sei sich zu verständigen, da die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche bei dem langen Zwiespalt Noth litten, daß die Lehrsätze der Religion unangetastet blieben, und nur die weltliche Stellung des Papstes angegriffen sei, daß ein für den Glauben eifriger Papst diesen nicht gefährden dürfe wegen rein weltlicher Anliegen, daß Frankreich und Europa wohl wüßten, um was es sich handle, und daß man in Napoleon nicht das Werkzeug der Vorsehung verkennen dürfe, den Mann, der die Kirche wieder aufgerichtet habe und fortwährend

schütze, der ihren Einfluß durch Gründung neuer Pfarreien und durch die ihr verstattete Mitwirkung bei der Erziehung ausdehne. Sein Zwist mit dem Papst sei kein Religionsstreit, sondern ein Staatsstreit. Bei seinem Unternehmen, die Verhältnisse Italiens zu gestalten, habe er, wie alle Kaiser, den Papst im Wege gefunden. Nicht als Oberpriester, wohl aber als Landesherr sei ihm der Papst ein Hinderniß, das er beseitigen müsse. Napoleons Zugreifen werde in Frankreich wenig Mißbilligung finden, und da, wo man es etwa tadelte, würde man es noch viel verwerflicher finden, daß der Papst seiner Fürstengewalt den Glauben opfere. Pius möge es doch ja nicht darauf ankommen lassen, daß Napoleon in die Fußstapfen Heinrich des Achten trete und vielleicht zwei Drittel Europa's vom römischen Stuhle losrisse. Viel verständiger sei es, daß der Papst sich in den unwiederbringlichen Verlust seiner weltlichen Macht füge, und mit der Stellung seiner Vorfahren unter den abendländischen Kaisern sich begnügend, seine geistliche Gewalt rette, die nicht bedroht sei. — Diese Gründe wurden unter den damaligen, den Eindruck einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit machenden Umständen für haltbar, ja für schlagend gehalten, selbst von der Mehrheit der Geistlichen in Europa. Napoleon bestimmte die Cardinäle Spina und Caselli, die bei Pius beliebt zu sein schienen, zu dem Geschäft, dem Papst, wofern sie ihn in günstiger Stimmung fänden, die ersten Eröffnungen zu machen. Für den Fall, daß der Papst sich unzugänglich zeigte, beabsichtigte Napoleon, nach dem Vorgang römischer Kaiser eine Kirchenversammlung zu berufen und durch einen Beschluß dieser, die er nach

Gutdünken leiten zu können sich einbildete, seinen Willen durchzusetzen. So meinte er, in der Kirche, wie in den Ländern Frieden schaffen zu können, indem er die Bedingungen mit der Spitze seines Degens vorschriebe.

Während die bisher geschilderten Vorbereitungen zu einem allgemeinen Frieden, in Folge dessen Napoleon wie Karl der Große über das Abendland zu herrschen gedachte, im Gange waren, befand sich, wie bereits früher bemerkt worden, sein Bruder Ludwig in Paris, um die holländische Angelegenheit zu verhandeln, die für Europa der Tropfen werden sollte, welcher den Becher zum Ueberlaufen brachte. Ludwig hatte eine ungünstige Stimmung nach Paris mitgebracht, und was er dort vorfand, war nicht geeignet, dieselbe zu bessern. Dieser Fürst, ein mehr lebhafter als klarer Kopf, liebte das Gute, machte sich aber davon eine falsche Vorstellung. Freisinnig aus Träumerei, und doch von Natur zur Willkühr geneigt, beherzt, aber nicht kriegerisch, einfach und doch zugleich herrschsüchtig, ohne Selbstvertrauen und dabei von der reizbarsten Eigenliebe erfüllt, das natürliche Feuer seiner bonapartischen Seele in Selbstquälerei verzehrend, glaubte er sich zum Unglück bestimmt und bildete sich als kränklicher Mensch ein, seine ganze Familie sei wider ihn verschworen. Mit solchen Eigenschaften berufen, über ein düsteres von vielfachem Mißgeschick betroffenes Land zu herrschen, mußte er am Ende mit seinem Bruder brechen und Anlaß zu den verhängnißvollsten Entschließungen werden.

Die üble Lage Hollands schrieb sich nicht von der Sperre des Festlandes her, sondern schon aus der Zeit

vor der französischen Revolution. Die Holländer, Bewohner sandiger Küsten, die sie mit wunderbarer Kunst entwässert und in fette Weiden verwandelt hatten, waren Fischer, Viehzüchter, Ackerbauer und Handelsleute. Die Fische, welche sie an ihren Küsten fingen und einsalzten, die Butter und den Käse, die ihr Viehstand lieferte, verschifften sie ins Ausland, und nachdem sie durch diesen Ausfuhrhandel mit den verschiedensten Gegenden in Verbindung gekommen waren, machten sie sich zu Zwischenhändlern aller Völker, holten im Norden Korn, Hanf, Holz, Eisen, brachten diese Waaren in den Süden und nahmen von dort Wein, Oel, Seide, Tücher mit zurück; zuletzt ihre Schifffahrt über alle Meere ausdehnend, bahnten sie den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes den Weg nach Indien und brachten nach Europa Indiens Gewürze. So wurden sie die ersten Seeleute und zugleich die geschicktesten, reichsten Handelsleute der Welt. Muthig ihren Wohlstand zu Land und zur See vertheidigend, freie Bürger, vielfach gespalten, beredt und voll Selbstbeherrschung, kunstliebend und die Kunst mit der Eigenthümkeit ihres Landes und ihrer Sitten übend, hatten sie als Krieger, als Freiheitshelden und als gebildetes Volk geglänzt. Nach Abschüttelung des spanischen Joches hatten sie der ganz Europa bedrohenden Uebermacht Frankreichs ein Ziel gesetzt und Ludwig den XIV., der sie erst gedemüthigt, ihrerseits wieder gedemüthigt, nachdem sie ihren Statthalter auf den englischen Thron gebracht hatten.

Allein Jugend, Glanz, Glück und Macht vergehen bei Völkern wie bei einzelnen Menschen. Die Häringe und Käse waren die erste Grundlage des holländischen

Handels gewesen, aber sie konnten nicht auf die Dauer das ausgedehnte Geschäft halten, welches sich aus jenem kleinen Anfang entwickelt hatte. Dies Geschäft bestand wesentlich darin, die Erzeugnisse fremder Länder andern fremden Ländern zuzuführen. Cromwell brachte demselben einen tödlichen Schlag bei, indem er durch sein Schifffahrtsgesetz den Grundsatz geltend machte, daß Jeder dem Andern nur das zuführen soll, was er selber erzeugt hat. Da dieser Grundsatz bald allerwärts angenommen wurde, so sank der Handel der Holländer bald mit reißender Schnelligkeit. Kaum war ihnen England verschlossen, so verloren sie auch das Geschäft für Norddeutschland, welches Bremen und Hamburg in günstiger Lage an Elbe und Weser dadurch an sich zogen, daß sie billigere Preise ansetzten als die Holländer. Mit der Bedeutung ihres Handels schwand auch ihre Geltung als Großmacht, so daß sie seit dem Tode Ludwigs XIV. in Kriegen und Unterhandlungen keine Rolle mehr zu spielen hatten. Indeß war das Vergehen der Macht Hollands keine plötzliche Vernichtung. Gleichwie alter Reichthum, auch wenn er abnimmt, noch Wohlhaben übrig läßt, so waren den Holländern noch reiche Quellen des Wohlstands geblieben. Sie besaßen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ihre vielen überseeischen Länder, einen bedeutenden Handel in Waaren der heißen Erdstriche und unermeßliche Geldmittel, die Frucht ihrer Sparsamkeit. Das Geschäft in Zucker und Kaffee trieben sie auf ganz eigne Weise. Wer dergleichen zu verkaufen hatte und vergebens auf Abnehmer wartete, der durfte sie nur in die großen Niederlagen zu Amsterdam und Rotterdam bringen; dort wurden sie ihm baar bezahlt und

aufgehoben, bis eine Preiserhöhung verstattete, sie mit Vortheil wieder zu verkaufen. Durch diese großen Niederlagen wurden die Holländer die bedeutendsten Kaffee- und Zuckerspeculanten der Welt. Ihre Gewerbthätigkeit richtete sich hauptsächlich auf Verfeinerung der Rohstoffe; daher waren in Holland Zuckersiederei und Tabaksverarbeitung bedeutend. Das wichtigste Geschäft der Holländer aber war das Geldgeschäft. Da sie weit mehr Geld hatten, als ihr Handel erforderte, so beschafften sie allen Regierungen ihre Anlehen.

So waren die Holländer ein zwar nicht mehr mächtiges aber wohlhabendes Volk, als die französische Revolution ausbrach. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen England und Frankreich waren die reichen Leute für die Engländer, deren Sitten sie angenommen hatten, und gegen die Franzosen, die seit Ludwig XIV. in schlechtem Andenken standen. Die geringern Bürger fühlten keine Zuneigung zu den Engländern und hatten die Franzosen lieber, seitdem diese im Jahr 1789 das Joch des Königthums und des Kirchenthums abgeschüttelt. Als aber die französische Republik und bald auch die ihr verbündete holländische Beute eines Soldaten wurde, da verschwand in Holland die Zuneigung zu Frankreich. Durch den Krieg mit England gerieth die Seeschifffahrt ins Stocken, und da zugleich der Verkehr mit England gehemmt wurde, ohne den die Niederlagen in Amsterdam und Rotterdam nicht bestehen konnten, so wurden die Speculationen in Colonialwaaren und die Zuckersiederei gelähmt. Die Einführung der französischen Tabaksregie vernichtete das Tabaksgeschäft. Die Fischerei, schon früher durch die Engländer gestört, lag fast ganz darnieder, seitdem der

Bezug des Salzes von einer Erlaubniß zur Kauffahrt abhängig war, welche die Engländer sich bezahlen ließen. Kamen neutrale oder angeblich neutrale Schiffe mit Erzeugnissen der holländischen Colonien, so wurden sie am Eingang der Schelde, der Maas und der Südersee von französischen Kapern aufgebracht, so daß die armen Arbeitsleute zu Amsterdam und Rotterdam nicht einmal an Ausladung, Verführung und Verarbeitung jener wenigen Güter etwas verdienen konnten, welche den englischen Wachtschiffen entgangen waren. Durch die Verarmung der Regierungen war auch das Geschäft in Anlehen ein undankbares geworden. Spanien hatte Bankerott gemacht, Oestreich konnte seine Zinsen nur mit Mühe entrichten, England zahlte sie in entwerthetem Papier, Preußen säumig, Rußland zwar pünktlich aber mit Abzug. Die Holländer verloren 50 vom Hundert an den Summen, die sie fremden Regierungen dargeliehen hatten.

Die Kassen des Königreichs Holland waren eben so übel bestellt, wie die der Einzelnen. Das öffentliche Einkommen belief sich auf 110 Millionen, die Ausgaben auf 155, darunter 80 für Verzinsung der öffentlichen Schuld. Um die unzureichenden 110 Millionen aufzubringen, mußten die schwersten und drückendsten Abgaben aufgelegt werden. Die Arbeiten auf den Werften ruhten, Arbeitsleute und Matrosen wanderten nach England aus, die Führer der Schiffe versanken in Dürftigkeit. Unter solchen Umständen wurden die Franzosen Napoleons in Holland eben so verhaßt wie die Franzosen Ludwigs XIV., die nach der Ueberlieferung der Vorfahren wankelmüthige Politiker, unduldsame Katholische und elende Seeleute waren, mit denen

im Bund zu sein nur Unglück bringen konnte, böse Nachbarn, die zu Land so ungescheut um sich griffen wie die Engländer zur See und mindestens eben so viel Mißtrauen verdienten wie diese.

Als Ludwig König von Holland geworden war, wollte er (ähnlich wie seine anderen Brüder) für sich und für sein Volk, nicht für Napoleon und für Frankreich regieren. Demnach war er darauf bedacht, so wenig wie möglich Truppen und Schiffe zu stellen und so wenig wie möglich Hemmungen des Handels zuzugeben. Er sagte mit Murat zu Neapel, mit Joseph in Madrid, und mit Hieronymus in Cassel zu Napoleon: Du hast uns zu Königen gemacht doch wol in der Absicht, daß wir dir Ehre und unsern Völkern Glück bringen, so daß wir uns auf unsere Völker gestützt behaupten können; denn sollten wir bloß durch deine Macht gehalten werden, so würde Frankreich sich in endlosem Krieg verzehren. — Napoleon entgegnete: Ich habe euch allerdings zu Königen gemacht mit der Absicht, daß ihr zum Beßten eurer Völker regiert; aber ihr müßt das Beßte eurer Völker richtig verstehen und nicht vergessen, daß ihr, durch das Blut meiner Soldaten, und nicht durch euer Verdienst erhoben, die Verpflichtung habt, treue Bundesgenossen, nicht Feinde Frankreichs zu sein. Alles durch Frankreich, und Alles für Frankreich. Euch vornehmlich muß daran gelegen sein, die Macht Englands gebrochen zu sehen; denn wenn in diesem entscheidenden Kampfe Frankreich nicht über England siegt, so ist für Murat Sicilien, für Joseph Amerika, für Ludwig Indien verloren, und zugleich verliert ihr die Freiheit der Seefahrt und die Ehre eurer Flagge. Versteht also das

Beßte eurer Völker im Sinne meiner Politik, macht, daß auch sie es so erkennen, erwerbt euch ihre Zuneigung nicht durch Anbequemung an ihre Schwächen, sondern durch Sparsamkeit, Nüchternheit, Geschäftsthätigkeit, Kriegsmuth, kurz durch Tugenden, und zugleich durch Begünstigung der französischen Partei, welche allerwärts die Partei der Demokratie ist, die ihr an euch zu knüpfen suchen müßt. Aber nur darauf bedacht, euch mit großen Herren zu umgeben, denen Frankreich, die Bonaparte und vornehmlich ich ein Dorn im Auge sind, habt ihr euch die einzige Partei entfremdet, die uns lieben könnte und die in Folge eurer Mißgriffe jetzt gleich den übrigen uns haßt. Darum würde nicht einer von euch sich einen Tag, oder auch nur eine Stunde halten, wenn ich eine Schlacht verlöre.

Napoleon würde vollkommen Recht gehabt haben, wenn er von den unter seinen Brüdern stehenden verbündeten Völkern nur mäßige, ihren Kräften und augenscheinlich der gemeinsamen Politik entsprechende Opfer gefordert hätte. Wenn er aber im Streben nach Gründung eines Weltreiches sie zu einem ewigen Krieg, zu einer unabsehbaren Handelsstockung, zu ungewohnten Aushebungen für Land- und Seedienst, die sie kaum in Kriegen für sich selber ertragen hätten, und zu einem erschöpfenden Geldaufwand verurtheilte, dann verlangte er das Unmögliche, und seine Brüder hatten Recht gegen seine Politik, wie er gegen ihre Schwächen. Es ist immer und überall schwer, von Bundesgenossen die nöthigen Anstrengungen für eine gemeinsame Sache zu erhalten; wird aber diese Sache durch zügellosen Ehrgeiz verunstaltet, werden grenzenlose Opfer auferlegt, und sollen diese Opfer von Königen geboten werden,

die nicht eingeboren und darum unbeliebt, wo nicht verhaßt sind, dann werden die natürlichen Schwierigkeiten der Bundesgenossenschaft über alles Maß vermehrt, dann werden die natürlichsten Freundschaften der Völker in Haß verwandelt, und alle Berechnungen schlagen fehl.

Napoleon beschwerte sich gegen seinen Bruder Ludwig, daß Holland ihm weder im Seekrieg noch zur Unterdrückung des Schleichhandels behülflich sei, daß es ihm als Königreich unter seinem Bruder weit weniger leiste, denn vormals als batavische Republik unter dem Großpensionar Schimmelpennink. Damals habe es zu Boulogne 50 Kanonenboote und eine Flotte von 150 kleinen Schiffen unterhalten, zugleich ein Liniengeschwader im Texel und ein Heer an der Küste. Gegenwärtig habe es im Texel gar keine Flotte, kaum 70 Kanonenboote in der Osterschelde und höchstens ein paar Tausend Mann Soldaten, die nicht hinreichten, ihre eignen Küsten zu bewachen. Holland sei für England ein großer Hafen, offen wie im Frieden; trotz seinem bestimmten Befehl würden die Amerikaner unter dem lügenhaften Vorgeben, sie seien Neutrale, zugelassen; in allen Volksklassen herrsche ein gegen Frankreich feindseliger Geist, der so wenig verhehlt werde wie in London, und dieser Geist sei geweckt worden durch unverständige Bevorzugung der aristokratischen Partei und Zurücksetzung der freisinnigen, durch Wiederherstellung des alten Adels und Schaffung eines neuen, durch unnöthige Ausgaben für eine in Holland unnütze königliche Garde, für Marschälle und für Ausstattungen, die nicht durch Siege verdient sein könnten.

Bei Darlegung dieser Beschwerden gab Napoleon

zu verstehen, daß er große Lust habe, Holland mit Frankreich zu vereinigen, wofern er nicht volle Genugthuung erhielte. Befriedigt könne er nur werden durch Unterhaltung eines Liniengeschwaders im Texel, einer bedeutenden Kleinflotte in der Oster- und Westerschelde und eines Landheeres von 25,000 Mann an den Küsten. Die Mittel hierzu seien durch Abschaffung der Garde, der Marschälle und der Adelsausstattungen, vornehmlich aber durch Herabsetzung der öffentlichen Schuld auf ein Drittel ihres dermaligen Betrags zu beschaffen, denn wenn von 150 Millionen Ausgaben 80 von der Schuld aufgezehrt würden, dann höre alle Staatswirthschaft auf. Weiter müsse er darauf bestehen, daß durch nachdrückliche Bestrafung dem Schleichhandel ein Ende gemacht, daß die Aburtheilung von Prisen dem französischen Gericht überlassen werde, weil sonst die französischen Kaper vergebens Jagd machten, endlich, daß alle in holländische Häfen eingelaufenen amerikanischen Schiffe ihm überliefert würden. Nachträglich bemerkte er noch, die neuerliche Landung der Engländer auf Walcheren beweise eine Mangelhaftigkeit der Abgränzung Frankreichs und Hollands, die gewisse Berichtigungen nach den Scheldemündungen, vielleicht selbst nach dem Rhein zu erfordere.

Auf diese Beschwerden Napoleons antwortete Ludwig theilweise mit völliger Widerlegung, während er gegen andere nichts Haltbares vorbringen konnte. Seine Kleinflotte, behauptete er, sei nicht schwächer als die der batavischen Republik und liege zum größten Theil in der Osterschelde, um eine Umgehung der an der Westerschelde stehenden französischen Truppen zu hindern; der Rest bewache die zahlreichen Buchten Hol-

lands. In Betreff der Entwaffnung der Texelflotte wußte er dagegen nichts Genügendes zu sagen. Sein Landheer, gab er an, sei stärker als 25,000 Mann, wie verlangt werde, denn 3000 seien nach Spanien geschickt, mehre Tausend bildeten die Besatzung der Festungen, 15,000 seien im Dienst zur Bewachung der Küstenstrecken von der Schelde bis zur Ems und mehrere Tausend lägen krank am Fieber von Walcheren. Zur Rechtfertigung der Ausgaben für Leibgarde, Marschälle und ähnliche Kostbarkeiten brachte er nicht einmal Scheingründe vor. Dagegen rechtfertigte er die Wiederherstellung des alten Adels damit, daß die Mitglieder desselben sich an ihn angeschlossen hätten, wofür er ihnen billiger Weise ihre alten Titel wiedergegeben habe; der neugeschaffene Adel bestehe aus einigen wenigen Personen, deren Ergebenheit er sich sichern wolle, und die Verleihungen an diese seien viel zu unbedeutend, als daß sie in Anschlag kommen könnten. Die ihm Schuld gegebene Entfernung von der sogenannten französischen Partei und Annäherung an die vorgeblich englische sei nichts anders als sein Bestreben Alles, was Einfluß im Land habe, an sich zu knüpfen.

Ludwig hätte hinzufügen können: er habe in seinem Lande nicht anders gehandelt als seine Brüder in Cassel und Madrid, als der Oheim Fesch in der Kirche, und als Napoleon selber in Frankreich. Aber freilich wollte Napoleon das, was er selber that, nicht von seinen Brüdern nachgeahmt haben, theils weil die Nachahmung kleinlich und ungeschickt ausfiel, theils weil er es nicht vorgeschrieben hatte. Er betrachtete sich als den Löwen, der herrschen konnte und wollte. Ob Napoleon oder Ludwig Recht hatte, war einerlei, es fragte

sich nur, ob der Schwache dem Starken gehorchen wollte oder nicht. Ludwig versprach, die Texelflotte auszurüsten, den Schleichhandel mit Strenge zu unterdrücken, den Amerikanern die Häfen Hollands zu sperren, und die batavischen Demokraten wieder zu begünstigen. Aber die öffentliche Schuld auf ein Drittel herabzusetzen, seine Verordnungen über Wiederherstellung des Adels, die Verleihung von Titeln, die Ernennung von Marschällen wieder zurückzunehmen, die Unabhängigkeit Hollands so weit aufzugeben, daß er die in seinen Gewässern gemachten Prisen in Paris aburtheilen ließe, endlich die im Vertrauen auf sein Königswort eingelaufenen Amerikaner festzunehmen, betrachtete er mit Recht als Erniedrigungen, denen der Tod vorzuziehen sei. Aber Napoleon beharrte drohend auf seinen Forderungen. Ludwig, in seinem Bruder einen Tyrannen erblickend, in seinen Geschwistern selbstsüchtige Augendiener des Mächtigen, in seiner Frau eine untreue, an seinem Unglück mitschuldige Gattin, und andererseits gekitzelt durch die Lobsprüche der Holländer wegen seines Widerstandes, verstieg sich zu dem Gedanken, sich gegen seinen Bruder zu empören, die Deiche Hollands zu durchstechen und sich den Engländern in die Arme zu werfen, ohne deren Beistand seine Auflehnung ein Unding gewesen wäre[1]). Er hatte sogar vor seiner Abreise aus Holland mit dem Kriegsminister Krayenhoff verabredet, daß dieser Vorbereitungen zum Widerstand treffen sollte für den Fall, daß ihm zu Paris

---

[1]) So berichtet er selber S. 156, 157 des dritten Bandes seiner Geschichtlichen Urkunden über die Regierung Hollands.

Zwang angethan würde. Die Befehlshaber der brabantischen Gränzfestungen Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom waren von ihm angewiesen, französische Truppen, die etwa einrücken wollten, zurückzuweisen.

Bei seiner Ankunft zu Paris hatte er weder bei seiner Gemahlin Hortensia, noch in den Tuilerien, noch bei irgend einem andern Mitglied seiner Familie absteigen wollen, sondern beim holländischen Gesandten. Da ihm aber begreiflich gemacht ward, daß Napoleon dadurch noch mehr aufgebracht würde, hatte er sich dazu verstanden, bei seiner Mutter in der Vorstadt Saint-Germain zu wohnen. Sein Erstes war dann, die Berufung eines Familienrathes zu begehren, um die Scheidung von Hortensia zu erwirken. Man redete ihm zu von einem so bösartiges Aufsehen machenden Schritt abzustehen, und es blieb dabei, daß beide Gatten von einander getrennt leben sollten. Seine Mutter und besonders seine Schwestern, bemüht sein Mißtrauen zu verscheuchen und eine Annäherung zwischen ihm und Napoleon zu bewirken, sorgten, daß die schwierigen Fragen nicht unmittelbar zwischen beiden verhandelt würden, da Ludwig verstimmt, gereizt und hartnäckig, Napoleon, aufbrausend und von Natur gebieterisch, durch die Gewohnheit zu befehlen so unbeugsam geworden war, daß niemand ihm zu widersprechen wagen durfte, Napoleon sah seinen Bruder bloß im Familienkreise und sprach mit ihm wenig von Geschäften; diese wurden verhandelt zwischen dem holländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Mynherr Roell, einem einsichtsvollen, obwohl oranisch gesinnten Freund seines Vaterlandes, und dem französischen Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten Champagny, Herzog von Cadore, einem eben so milden wie besonnenen Mann.

Der Polizeiminister Fouché, der mit seiner Geschicklichkeit so oft Gefahr lief übel anzukommen, weil er die unbezwingliche Neigung hatte, sich in Alles zu mengen, ersah auch hier wieder eine Gelegenheit sich wichtig zu machen und besuchte fleißig das Haus der Kaiserin Mutter, um den König Ludwig zu sehen und dessen Vermittler bei Napoleon zu werden. Ludwig, der selbst den Würdigsten mißtraute, hatte wenig Neigung einem Fouché Eröffnungen zu machen, und Napoleon sah nicht gern das dienstfertige Wesen eines Ministers, der immer und immer sich in Angelegenheiten mischte, zu denen er nicht berufen war. Da aber doch Ludwig das Bedürfniß einer Unterstützung fühlte, und andererseits Napoleon aus geringschätzender Gleichgültigkeit etwas geschehen lassen mochte, was man sonst aus Werthschätzung zugibt, so ließen sich am Ende beide Brüder einen Unterhändler gefallen, der sich so beharrlich anbot. So wurde Fouché neben Champagny Vermittler der langen Unterhandlung, die theils mündlich theils schriftlich [1]) geführt wurde, obwohl die Betheiligten sich alle zu Paris befanden.

Napoleon war seiner Gewohnheit gemäß bestimmt im Ausdruck seines Willens. Von vorn herein erklärte er, daß er auf drei Hauptpunkten bestehe: ernstlicher Unterdrückung des Schleichhandels, kräftiger Mitwirkung im Krieg und Herabsetzung der Schuld. Er sehe frei=

---

[1]) In zahlreichen Briefen besonders von Ludwig und von Napoleon. Aus diesen Briefen ist die folgende Darstellung geschöpft.

lich voraus, daß er weder diese drei, noch andere wichtige Punkte je von seinem Bruder erlangen würde, da dieser nicht den Muth habe, sich mit den holländischen Kaufleuten zu überwerfen, indem er dem Schleichhandel ein Ende machte, noch mit den Geldleuten, indem er die Schuld herabsetzte und sich so Mittel zur Haltung einer Flotte schaffte. Ludwig würde Alles versprechen und dann in Holland doch wieder seinen alten Gang gehen; dann müßten diese peinlichen Erörterungen wiederaufgenommen werden, um zu demselben Ergebniß zu führen. Besser sei es, der Sache gleich ein Ende zu machen und Holland mit Frankreich zu vereinigen. Da Ludwig stets von der drückenden Last der Krone und von dem Glück der Zurückgezogenheit spreche, so möge er seiner Neigung folgen und sich sofort einen Ruhesitz wählen; der Kaiser sei reich und mächtig genug, um ihm Ueberfluß und alle gewünschten Annehmlichkeiten der Zurückgezogenheit zu gewähren. Ueber das Schicksal Hollands in diesem Fall dürfe Ludwig außer Sorgen sein; er, der Kaiser, werde das Land so zu verwalten wissen, daß es wieder zu Kräften komme und sich als stattliche Seemacht aus seinen versumpfenden Gewässern erhebe; er werde ihm durch die Anknüpfung an Frankreich ein ganz neues Leben einflößen, ihm eine rühmliche Rolle im Krieg und Wohlstand im Frieden sichern.

Als Ludwig den festen und ruhigen Ausdruck des Willens seines Bruders vernahm, gerieth er in Bestürzung. Er hatte freilich unzählige Male gesagt, der Thron sei ihm ein dornenvoller Sitz, von dem mit Ehren herabzusteigen er sehnlichst wünsche; aber der Ehrgeiz fesselte ihn natürlich doch an diesen Sitz, und

wie ein abgesetzter Präfect als unfähiger oder untreuer Diener des Kaisers herabzusteigen, erschien ihm als die bitterste Zugabe zu seinem bisherigen Unglück, als eine entehrende Verurtheilung, ausgesprochen von seinem Bruder, den die Welt für den gerechten und wohl unterrichteten Richter halten würde. Im ersten Augenblick des Schmerzes darüber, daß er in einen Hinterhalt gegangen sei, wollte er plötzlich nach Holland entweichen, seinem Bruder den Krieg erklären und die Engländer zu Hülfe rufen. Aber er wußte, daß er beaufsichtigt war, und glaubte es noch mehr zu sein, als er es war. Er sah die Unmöglichkeit, Holland zu erreichen auf einem Wege, wo er in die Hände eines erzürnten Bruders fallen müßte, dem seine Flucht seine Absicht zu widerstehen verriethe. Er erklärte sich also bereit, auf alle Forderungen Napoleons einzugehen und in Zukunft nach dessen Willen zu regieren.

Auf diese Erklärung erwiderte Napoleon, dies seien schöne Worte; sobald Ludwig wieder in Amsterdam sei, werde er wieder den Schleichhändlern und Geldmännern in die Hände fallen und nicht die Kraft haben, eine einzige seiner Zusagen zu erfüllen. Da indeß Mutter und Schwestern inständig für Ludwig baten, so erklärte er sich geneigt, ihn wieder nach Amsterdam zurückgehen zu lassen, jedoch unter Bedingungen, die ihn zum völligen Schattenkönig machten und alle Gewalt in die Hände des Kaisers gäben.

Nachdem die Unterhandlungen so weit gediehen waren, fand eine Besprechung zwischen beiden Brüdern statt. Napoleon empfing den König in den Tuilerien und setzte ihm seine Absichten auseinander. Sein dringendstes Bedürfniß und darum sein lebhaftester Wunsch

sei Friede mit England, ohne welchen das ganze Gebäude seiner Macht in der Schwebe bleiben müsse. Zur Erzwingung dieses Friedens sei die Mitwirkung Hollands unerläßlich. Daß er dies Land in seiner Hand habe und es nicht zu seinem Zweck benutze, mache er sich täglich zum Vorwurf. Er wolle aber diesen Vorwurf nicht länger verdienen und sei darum entschlossen, aus Holland alle Hülfsmittel, die es enthalte, zu ziehen, sei es durch die Hände seines Bruders oder unmittelbar durch seine eigenen. Das sei der einzige Grund, warum er zuweilen an Einverleibung denke, nicht die maßlose Sucht ein Reich zu erweitern, welches schon viel zu groß sei.

Bei einer späteren Unterredung sagte er: „Ich lege so große Wichtigkeit auf den Seefrieden, und so geringe auf Holland, daß wenn die Engländer ernstlich mit mir unterhandeln wollten, ich nicht daran denken würde, euch Hemmungen aufzulegen, deren Härte ich anerkenne, vielweniger euer Gebiet zum Reich zu ziehen. Ich würde dann Holland unangefochten im ruhigen Genuß seiner Unabhängigkeit lassen. Zu meinen unablässigen Vergrößerungen haben die Engländer mich genöthigt. Ohne sie würde ich keinen Grund gehabt haben, Neapel, Spanien und Portugal wegzunehmen. Um ihnen zu begegnen mußte ich meine Küsten ausdehnen; und wenn sie hartnäckig den Krieg fortsetzen, werden sie mich nöthigen, auch Holland, die Hansestädte vielleicht gar auch Pommern und Danzig zu nehmen. Das sollen sie erfahren, und das solltet ihr ihnen begreiflich zu machen suchen. Ihr könnt es, denn ihr habt zu Amsterdam Kaufleute, die Theilhaber von Londoner Häusern sind. Laßt durch sie die Engländer

wissen, was ihnen droht, nämlich die Einverleibung Hollands in Frankreich, und sagt ihnen, daß sie durch Eröffnung einer Unterhandlung und Abschluß des Friedens eure Unabhängigkeit retten und von sich großen Schaden abwenden können.

Napoleon begnügte sich nicht mit dieser Aufforderung, sondern gab auch an, was die Holländer in London sagen sollten: Er sei durch die Heirath mit der Kaisertochter unstreitig in die Reihe der rechtmäßigen Herrscher eingetreten; seine Truppen hielten die Küsten der Nordsee und der Ostsee besetzt; er sei im Begriff, das Lager bei Boulogne wieder zu bilden, nach Spanien eine solche Truppenmasse zu schicken, daß die Engländer das Weite suchen müßten, die Landsperre immer strenger zu machen, bis sie undurchdringlich würde, die Einnahme Siciliens zu versuchen, vor allen Dingen aber Holland mit Frankreich zu vereinigen um die Hülfsmittel dieses Küstenlandes vollständig gegen England verwenden zu können. Die Holländer, denen dies unumwunden mitgetheilt sei, hätten um eine kurze Frist gebeten, damit sie versuchen könnten die Engländer zum Frieden zu stimmen und so den Grund zur Einverleibung Hollands zu beseitigen. Sie bäten demnach um Beendigung eines verheerenden Krieges durch einen förmlichen Frieden als das einzige ersichtliche Mittel, einer Macht Gränzen zu setzen, für welche alle andern Beschränkungsversuche nur Anlaß zu neuer Ausdehnung gegeben hätten.

Ludwig wurde von diesem Plane ganz eingenommen, der weiter darin bestand, daß der Minister Roell sofort nach Amsterdam abreisen, die Minister und einige Mitglieder der Gesetzgebenden Versammlung Hollands

zu einer Berathung über die Lage des Landes berufen und in ihrem Namen einen zuverlässigen Mann nach London abschicken sollte, um obige Eröffnungen zu machen. Diesen zuverlässigen Mann machte Fouché, Herzog von Otrante, ausfindig, für den der neue Friedensplan kein Geheimniß bleiben konnte, da er bei den vorhergehenden Unterhandlungen zwischen den Brüdern die Rolle eines Vermittlers gespielt hatte. Stolz darauf, daß er im vorigen Jahr zuerst den Gedanken des Aufgebots der Nationalgarde gegen die Engländer in Walcheren gefaßt hatte, und geschmeichelt durch das damalige Gerede, sein kühner Geist habe ihm die Behauptung einer Machtstellung neben Napoleon gesichert, glaubte er seine Wichtigkeit nicht wenig zu vermehren, wenn er es dahin brächte, daß beim allgemeinen Frieden ihm eine bedeutende Mitwirkung zu dieser ersehnten Wohlthat zugeschrieben würde. Seit einiger Zeit war er der Gönner des früher in dieser Geschichte oft genannten verunglückten Geldmannes Ouvrard (Vgl. Bd. V, 156, VI, 36, 160, 303, VIII. 73). Er entledigte diesen nicht nur zeitweilig seiner Haft in Vincennes, damit er seine Geschäfte abwickeln konnte, sondern ließ sich auch seine Meinung über die Angelegenheiten des Tages sagen: Ouvrard hatte früher Piastergeschäfte gemacht mit Labouchère, Inhaber des bedeutendsten Wechselgeschäfts in Amsterdam, Schwiegersohn und Geschäftsgenosse von Baring der an der Spitze des ersten Bankhauses in London stand. Labouchère befand sich eben in Geschäften zu Paris, ward von Ouvrard bei Fouché eingeführt und von diesem als der rechte Mann erkannt, um obige Eröffnungen in London zu machen. Er schlug ihn

vor, und Napoleon fand, daß Niemand geeigneter sei, als Labouchère, denn zu jenem Geschäft ward ein Mann ohne amtliche Eigenschaft erfordert, der kein Aufsehen erregte, und doch auch ein Mann von Gewicht, der Zulassung und aufmerksames Gehör fände.

Roell und Labouchère reisten sofort nach Amsterdam. Ludwig wäre gern mit ihnen gereist, allein Napoleon hielt ihn zurück, denn bis Antwort von Labouchère gekommen wäre müßte der Abschluß ihrer Verhandlungen aufgeschoben bleiben. Der ursprüngliche Plan in Betreff der Sendung war einigermaßen abgeändert. Bei wiederholter Erwägung hatte man gefunden, daß die Mittheilung der Sache an alle holländischen Minister und an Mitglieder der Gesetzgebenden Versammlung sie zu einem öffentlichen Geheimniß machen müßte; auch schien es unpassend, die Regierung Hollands von ihrer Vernichtung sprechen zu lassen, als einer Maßregel die unvermeidlich und fast natürlich sei, wofern Holland ihr nicht durch Nachgiebigkeit zuvorkomme. Man hielt für gerathener, Herrn Labouchère nicht etwa im Namen des Königs Ludwig, der mit den englischen Ministern nicht in Verkehr treten konnte, sondern im Namen der Minister Roell, van der Heim und Mollerus, die durch ihren König in die Geheimnisse des französischen Cabinets eingeweiht seien, nach London gehen zu lassen mit der Erklärung: Napoleons Stellung sei durch seine kürzliche Vermählung geändert; man könne jetzt den Frieden von ihm erlangen, wenn man ihn aufrichtig wünsche, und dadurch neue Uebergriffe verhindern, die für England ganz besonders bedauerlich wären. Eigentliche Friedensbedingungen zu überbringen ward Labouchère nicht beauftragt; er sollte

bloß sagen, wenn England sich geneigt zeigte, einige Opfer zu bringen, so würde auch Frankreich sich zu solchen verstehen, welche der Würde und dem Vortheil beider Länder entsprächen.

Nachdem so sein Auftrag genau bestimmt war, schiffte sich Labouchère heimlich in Briel ein unter Anwendung der beim Verkehr zwischen Holland und England üblichen Vorsichtsmaßregeln. Er landete in Yarmouth und reiste sofort nach London. Sein Schwiegervater Baring war als bedeutendstes Mitglied der Ostindischen Compagnie nahe befreundet mit dem Markgrafen von Wellesley, ehemaligen Statthalter in Ostindien und Bruder des Ritters Arthur Wellesley, der die Engländer in Spanien befehligte. Labouchère brauchte sich also nur zu zeigen, um Aufnahme, Gehör und Glauben zu finden. Der Erfolg seiner Botschaft hing theils von deren Inhalt ab, theils von der damaligen Lage des englischen Cabinets. Diese Lage war eine schwierige.

Der Rücktritt der Lords Grenville und Grey, welche im Sinne der Verschmelzung der Parteien von Pitt und Fox regiert hatten, veranlaßt durch die Frage wegen der Katholischen, hatte Leute ans Ruder gebracht, welche Pitts Politik übertrieben. Das neue Ministerium hielt sich trotz manchen Widerwärtigkeiten und mit manchem Wechsel der Personen. Zuerst hatte sich Lord Castlereagh, ein fester, fleißiger, geschickter Minister, aber schlechter Redner, mit Canning, der als Redner eben so ausgezeichnet war, wie jener in den Geschäften, aus Eifersucht so überworfen, daß beide aus dem Cabinet austraten, um einen Zweikampf zu bestehen. Dann hatte Lord Chatham in Folge des

verunglückten Zugs nach Walcheren zurücktreten müssen. Der alte Herzog von Portland, der an der Spitze dieses Cabinets stand, war gestorben. Unter den Nachfolgern der Genannten hatten zwei bedeutenden Einfluß erlangt, Perceval und der Markgraf von Wellesley. Perceval ein geschickter Advocat mit einiger Rednergabe, war ein starrer Tory, befangen in den blindesten Vorurtheilen seiner Partei. Wellesley, der Nachfolger Cannings im auswärtigen Amt, war ein heller, vorurtheilsfreier Kopf mit einer seltenen Begabung sich leicht und zierlich auszudrücken. Er hatte weniger Einfluß auf die Tories, als der leidenschaftliche Perceval, aber er genoß ein bedeutendes Ansehen, welches durch den Kriegsruhm seines Bruders von Tag zu Tage zunahm.

Obwohl die englischen Minister die Mehrheit im Parlament für sich hatten, war ihre Stellung doch keine sichere. Sie hatten abwechselnd Glück und Unglück im Kriege gehabt. Der Sieg bei Talavera, obwohl zweifelhaft und von der Nothwendigkeit eines Rückzugs nach Estremadura begleitet, hatte für die Engländer den doppelten Vortheil gehabt, die Franzosen von Portugal fern zu halten, ihnen selber aber die Behauptung einer Stellung in Spanien gegen die gesammte Macht der Franzosen möglich zu machen. Dagegen war es ein großer Schlag für sie, daß ihr Versuch gegen Antwerpen gescheitert war, und daß sie von 40,000 Mann 15,000 verloren hatten an Todten oder fast unheilbar Kranken. Bei diesen wechselnden Erfolgen blieb die Stellung der Minister schwankend, wie die Meinung des Landes über ihre Politik. Die Opposition, welche die ausgezeichneten Männer Gren=

ville und Grey an ihrer Spitze und zugleich die Gunst des Thronfolgers hatte, behauptete, daß der Krieg unvernünftiger Weise fortgesetzt werde und bisher von Jahr zu Jahr nur gedient habe, den Koloß, welchen man vernichten wollte, zu vergrößern. Neapel und Spanien seien bereits verloren, und würde es so fort getrieben, dann müßten bald auch die Nord- und Ostseeküsten bis zur Oder verloren gehen. Der spanische Krieg sei höchst gefährlich, denn wenn Napoleon weitere 100,000 Mann über die Pyrenäen schicke, würde kein Mann vom englischen Heer zurückkommen, so daß England schutzlos einem Einfall bloßgestellt sei. Alle Verbündeten gingen nach und nach verloren; kürzlich habe Schweden Frieden gemacht, und Amerika, welches man zu gewinnen hoffe, werde sich vermuthlich bald auf die andere Seite schlagen. Die Lasten des öffentlichen Haushaltes wüchsen ins Ungeheure, das Papiergeld sinke von Tag zu Tag, der Wechselkurs folge der Bewegung dieses Papiers und bald würde der Verkehr mit dem Ausland nur noch Verlust bringen. Auf einer solchen Politik aus bloßer Rechthaberei zu beharren sei weder klug noch weise. Dies war der Inhalt der täglichen Reden von Grenville und Grey, und gewiß hatte Jeder, der nicht voraussah, auf welche Irrwege Napoleons Politik demnächst gerathen würde, guten Grund zum Frieden hinzuneigen. Doch abgesehen von den Millionen, welche die Fortsetzung des Krieges jährlich verschlang, abgesehen ferner von dem geringen und durch Freiwillige bald ersetzten Abgang in dem nicht zahlreichen Heere Wellingtons, spürte das englische Volk noch wenig den Kriegszustand und hatte sich so zu sagen daran gewöhnt. Der Handel ging

immer noch fort; für die in Europa verlornen Absatzwege hatte er neue in den spanischen Colonien gefunden. Ernstliche Beeinträchtigung drohte ihm nur dann, wenn Napoleon es dahin brachte, ihm Europa ganz und gar zu verschließen. Bis jetzt unterhielt England trotz dem nachtheiligen Kurs noch bedeutenden Verkehr, und seine Gewerbthätigkeit hatte sich wunderbar entwickelt. Das englische Volk war für die Spanier eingenommen und beruhigte sich wegen der denselben zu Hülfe geschickten englischen Truppen, die sich so gut hielten. Abgerechnet einige Aeußerungen der Unzufriedenheit nicht sowohl über die Erhöhung als über die Unbequemlichkeit der Einkommensteuer, billigte das Volk stillschweigend den Gang der Regierung, ohne jedoch der Opposition ganz Unrecht zu geben darin, daß sie den Frieden wünschte. Mithin konnte die geringste Begebenheit die Stimmung nach einer oder nach der andern Richtung hin ändern.

Unter den Ministern war besonders Perceval, als wüthender Tory, für hartnäckige Fortsetzung des Kriegs. Der einsichtsvolle, gemäßigte Wellesley dagegen ließ sich durch den Ruhm, den der Krieg seiner Familie brachte, nicht über die Gefahren desselben verblenden und würde für den Frieden gewesen sein, wenn ein bestimmtes Erbieten zu unterhandeln und insbesondere der Entwurf zu einer annehmbaren Uebereinkunft wegen Spanien an ihn gebracht worden wäre. Aber sich auf Besprechungen einzulassen, die jeder festen Grundlage zu entbehren schienen, und dadurch die kriegerische Stimmung auf den Frieden hinzulenken, ohne sichere Aussicht denselben zu erlangen, schien ihm nur zu einer nachtheiligen Aufregung der öffentlichen Meinung zu

führen. Auf diese Ansicht war er bereits durch eine Eröffnung gebracht worden, welche ihm schon vor mehreren Monaten Fouché auf eigne Hand hinter dem Rücken Napoleons gemacht hatte.

Müssige royalistische Schriftsteller hatten Plane[1]) zur Herstellung des Weltfriedens entworfen und dem französischen Polizeiminister vorgelegt, weil sie ihre Dienste dem großen Manne widmen wollten, der von der Vorsehung berufen sei, die Gestalt der Welt zu verändern. Laut diesen Planen sollte die Vermählung Napoleons mit Maria Luise als der glückliche Anlaß benutzt werden zum Abschluß eines Friedens, der sich über Länder und Merre, über die alte und neue Welt erstreckte, der die Familie Napoleons auf ihren Thronen ließe, aber auch dem Haus Bourbon sein Theil gäbe, so daß alle Parteien, alle Herrscherhäuser befriedigt würden und die geschickten Urheber dieses Planes mit guter Manier ihre Ergebenheit der versöhnenden Macht widmen könnten, welche Allen gerecht geworden sei, selbst den Bourbonen. Spanien sollte getheilt werden, der größere Theil dem König Joseph bleiben, der kleinere an Ferdinand VII. fallen, der eine Tochter des Hauses Bonaparte heirathen würde. Den bereits losgerissenen spanischen Colonien sollte ihre Unabhängigkeit bewilligt, aber zugleich ein König gegeben werden in der Person Ludwigs XVIII., welcher so für den Verlust der französischen Königskrone entschädigt wäre. — Den Kopf voll von diesen Albernheiten hatte Fouché einen ehemaligen Officier im Condés Heere, der Be-

---

1) Sie befinden sich im Archiv des Staatssecretariats, wo ich sie eingesehen habe.

kanntschaften in England hatte, nach London geschickt, um dem britischen Cabinet auf den Zahn zu fühlen. Der Abgesandte war durch Lord Yarmouth eingeführt worden. Wellesley hatte ihn mit Artigkeit aufgenommen, aber unumwunden erklärt: England, obwohl nicht gemeint, einen ewigen Krieg zu führen, würde Friedensworte nur dann anhören, wenn sie aus dem Munde öffentlich beauftragter und förmlich beglaubigter Unterhändler kämen und Vorschläge enthielten, die mit der Ehre beider Völker verträglich seien.

Als Baring seinen Schwiegersohn Labouchère als Ueberbringer wichtiger Mittheilungen anmeldete, erklärte sich Wellesley sogleich bereit, ihn zu empfangen, nahm ihn mit großer Artigkeit auf und hörte ihn aufmerksam an. Aber in seiner Erwiderung beobachtete er große Zurückhaltung. Er beschränkte sich auf eine allgemeine Versicherung friedlicher Gesinnung und auf die Aeußerung, wenn Frankreich aufrichtig zum Frieden hinneige, würde England bereitwillig auf denselben eingehen. Aber, fügte er hinzu, die wahre Gesinnung des französischen Cabinets sei ihm gar zweifelhaft, um so mehr, da diese Eröffnung so ganz geheim gemacht werde und in ihrem Inhalt so unbestimmt sei. Bereits habe er eine ähnliche erhalten, freilich von einem bei weitem nicht so achtbaren Mann, wie Herr Labouchère, aber in Form und Inhalt ganz gleich: Ankündigung friedlicher Stimmung ohne den geringsten Beweis. Wie er bereits jenem erwidert habe, so müsse er auch Herrn Labouchère antworten: jede heimlich Sendung, jeder unbestimmte Vorschlag, der keine gegründete Aussicht auf ein für England ehrenvolles Abkommen gebe, würde zurückgewiesen werden. In der Einverleibung Hollands

sah Wellesley keine große Gefahr. Er meinte, zwischen dem jetzigen Zustand und der förmlichen Vereinigung mit Frankreich sei kein großer Unterschied; ja er sagte sogar, die (in Napoleons Augen englisch gesinnten) Holländer seien schon so gut wie Franzosen, sonst würden sie den Engländern auf Walcheren beigestanden haben. Mit welchen Handelsstörungen England noch weiter bedroht werden könne, sehe er nicht ab; übrigens sei man schon lange auf alle möglichen Gewaltschritte längs der europäischen Küsten gefaßt.

Diese Erklärungen, so unbestimmt wie die Eröffnungen, wurden mit Ausdrücken des größten Wohlwollens für Labouchère begleitet und mit der wiederholten Versicherung für die französische Regierung, ein Abgesandter mit förmlichen Vollmachten und annehmbaren Vorschlägen würde in London Bereitwilligkeit zum Unterhandeln finden.

Gegen Baring war Wellesley weniger zurückhaltend als gegen Labouchère. Ihm sagte er, die Minister hätten sich keineswegs den ewigen Krieg zu einem Stück ihres Glaubensbekenntnisses gemacht, auch sei es ihnen nicht sonderlich darum zu thun, die Bourbonen auf den Thron Frankreichs zu setzen. Sie seien bereit, mit Napoleon zu unterhandeln, zweifelten aber an der Aufrichtigkeit desselben. Sie hielten diese Eröffnungen für einen arglistischen Versuch, die der Regierung günstige Stimmung durch eine zum Schein angeknüpfte Friedensunterhandlung zu stören. Die Minister würden sich nicht in diese Falle locken lassen und darum nur auf eine öffentlich angeknüpfte förmliche Unterhandlung eingehen. Und da sie entschlossen seien, weder Sicilien an Murat, noch Spanien an Joseph zu überlassen, eben so wenig

wie Malta herauszugeben, so sagten sie zum Voraus, daß sie nur einen mit Vollmachten über diese Punkte versehenen Unterhändler annehmen würden.

Baring ergänzte sich, was ihm verschwiegen war, und theilte seinem Schwiegersohn als seine aus guter Quelle geschöpfte Ansicht mit: England habe sich an den Krieg gewöhnt und leide durch denselben bis jetzt noch nicht so viel, daß es nachgeben möchte. Es sei anfangs wegen seiner nach Spanien entsandten Heeresmacht in Sorgen gewesen, habe sich aber dieserhalb beruhigt. Nur eine unverhoffte Niederlage derselben könnte die kriegerische Stimmung in eine friedliche umwandeln. Für jetzt sei es fest entschlossen, Spanien keinem Bonaparte zu überlassen. Unter diesen Umständen sei nach seiner Meinung etwa folgendes Abkommen möglich: Malta verbliebe den Engländern, Sicilien den Bourbonen, Neapel dem Murat, und Spanien käme wieder an Ferdinand, welcher etwa zur Entschädigung für die Kriegskosten die Landschaften zwischen den Pyrenäen und dem Ebro an Frankreich überlassen könnte.

Ueberzeugt, daß ihm ein längerer Aufenthalt in London kein weiteres Licht verschaffen könnte, kehrte Labouchère eben so heimlich, wie er gekommen war, nach Holland zurück und meldete seinem König nach Paris das Ergebniß seiner Sendung, welches für jedermann sonst ein Geheimniß blieb. Dies Ergebniß war wesentlich, daß Spanien das wahre Hinderniß einer Annäherung sei und in jeder künftigen Unterhandlung den Abschluß des Friedens unmöglich machen werde, wofern nicht Frankreich in jenem Land einen entscheidenden Sieg gewänne.

Obwohl nun der spanische Krieg schon den Ruhm Napoleons verdunkelt, seine Finanzen und seine Heere stark mitgenommen hatte, so war ihm derselbe doch zur Gewohnheit geworden, wie den Engländern der Seekrieg. Er fügte sich in denselben, wie ein Mensch von starker Leibesbeschaffenheit sich in Leibesbeschwerden fügt, die ihm manchmal recht empfindlich sind, manchmal auch vergessen werden, und mit denen er fortlebt, indem er sich über ihre Gefährlichkeit täuscht. Sobald er den Bericht Labouchères hatte, glaubte er nicht mehr, daß die Drohung mit der Einverleibung Hollands die Entschließungen der Engländer erschüttern könne, und beschloß seinen Streit mit Ludwig für sich und ohne weitere Zögerung abzumachen. Doch wollte er den durch Labouchère angeknüpften Faden noch nicht abbrechen und entwarf eine weitere Eröffnung in folgendem Sinn: Wenn England sich an den Krieg gewöhnt hat und wenig darunter leidet, so hat sich Frankreich ebenfalls daran gewöhnt und leidet noch weniger darunter. Frankreich ist siegreich, wohlhabend blühend, muß zwar Zucker und Kaffee theuer bezahlen, braucht sich dieselben aber nicht zu versagen. Den Zucker macht es aus inländischen Gewächsen. Die Hemmung der Zufuhr englischer Waaren hat die Gewebe vertheuert und dadurch die französischen Webereien bedeutend emporgebracht. Bei der Sperrung des Weltmeeres beziehen sie ihre Baumwolle aus Spanien, Neapel und der Levante und finden in Europa selber reichlichen Absatz für ihre Seidenwaaren, Tücher, Musline und Kattune. Eine solche Lage läßt sich noch lange ertragen. Der Krieg in Spanien hat dritthalb Jahre gedauert, weil Napoleon in dieser Zeit seine

Hauptmacht an die Donau ziehen mußte. Aber jetzt, wo der Kaiser mit Oestreich fertig ist, wird er den Spaniern, Portugiesen und Engländern Ueberraschungen bereiten. Also Alles zusammengenommen braucht er sich weder die Sperrung der See leid sein zu lassen, welche den französischen Fabriken aufgeholfen hat, noch den Krieg, welcher ihm Gelegenheit gibt, endlich einmal zu Land an die Engländer zu kommen. Wenn er unter solchen Umständen dennoch an Frieden denkt, so ist es, weil er mit einer Erzherzogin vermählt den Kampf des Alten mit dem Neuen beendigt sehen möchte. Aber er denkt nicht daran, dem Frieden eins der von ihm geschaffenen Königreiche zu opfern; er wird weder Murat, noch Joseph, noch Hieronymus von ihren Thronen herabsteigen lassen. Ueber Sicilien, Portugal, Hannover, die Hansestädte und die spanischen Colonien läßt sich noch handeln; sie bieten Stoff zu reichlichen Entschädigungen. Ist es auch schwer, sich über diese Punkte zu verständigen, so läßt sich doch der Kriegszustand mildern. Die Engländer haben ihre Geheimeraths-Verordnungen erlassen, und Napoleon dagegen seine Decrete von Berlin und Mailand, so daß die See ein Schauplatz von Gewaltthätigkeiten gegen friedliche Handelsleute geworden ist. England hat mehr Ursache als Frankreich, diesem Zustand ein Ende zu machen, denn es kann durch denselben mit Amerika in Krieg gerathen. Wenn es das einsieht, dann möge es seine Sperrgesetze aufheben und Frankreich wird deßgleichen thun. Dann bleiben Holland und die Hansestädte unabhängig, das Meer wird den Neutralen wieder geöffnet, der Krieg verliert seine Gehässigkeit, und diese erste Rückkehr zur Mäßigung

könnte zu einer Annäherung der beiden Völker führen, deren Kampf zur Qual für die ganze Welt wird.

Diese Gedanken ward Labouchère beauftragt, durch seinen Schwiegervater Baring dem Minister Wellesley mittheilen zu lassen und zu dem Ende entweder einen brieflichen Verkehr anzuknüpfen oder nochmals nach London zu reisen.

Für die Ordnung der holländischen Angelegenheit wollte aber Napoleon nicht eine weitere Antwort von London abwarten. Er dachte, Ludwig könnte sich über seine Herabsetzung zum Schattenkönig einigermaßen damit trösten, daß sein unmündiger Sohn bereits ein regierender Herr sei. Napoleon hatte nämlich bei der Versetzung Murats aus Düsseldorf nach Neapel das erledigte Großherzogthum Berg, der Königin Hortensia und der Kaiserin Josephine zu Gefallen, an den Erstgebornen Ludwigs verliehen. Allein Ludwig nahm es vielmehr übel, daß ihm hierdurch die Erziehung seines Sohnes entzogen sei, der als unmündiger Inhaber eines vom Reiche abhängigen Fürstenthums unter die Vormundschaft des Kaisers kam. Die Beschränkungen, welchen der König von Holland sich unterwerfen sollte, um nicht seine Krone zu verlieren, bestanden zunächst in Schmälerung seines Gebietes. Bisher war die Gränze zwischen Frankreich und Holland vom Rhein, unterhalb Wesel, nach der Maas, zwischen Grave und Venloo, und von da nach der Schelde unterhalb Antwerpen gelaufen, so daß Nordbrabant und die Ufer der Waal, der unteren Maas und der Osterschelde noch zum Königreich Holland, wie früher zur batavischen Republik, gehörten. Napoleon rückte jetzt diese Gränze an die Waal, an das Hollands-Diep und an

den Krammer, so daß Nordbrabant ein Theil von Geldern, die seeländischen Inseln Tholen, Schouwen und Beveland, und somit auch die Festungen Herzogenbusch, Breda, Bergen op Zoom, Gertruydenberg und Nymegen, kurz der fünfte Theil Hollands mit nahe an 400,000 Einwohnern, an Frankreich kam.

Dem so geschmälerten Königreich legte Napoleon weiter auf, daß für die Dauer des Seekriegs der holländische Handel nur mit Erlaubnißscheinen, die der Kaiser ausstellte, getrieben werden dürfe, daß ein Heer von 18000 Mann, davon ein Drittel Franzosen, zwei Drittel Holländer, von einem Franzosen befehligt, alle Flußmündungen Hollands bewachte, daß alle Prisen zu Paris abgeurtheilt würden, daß am 1. Juli 1810 neun Linienschiffe und sechs Fregatten in Texel segelfertig lägen, daß alle amerikanischen Ladungen in holländischen Häfen dem französischen Fiscus überliefert würden, daß die Verordnungen in Betreff des Adels sofort zurückgenommen würden, daß es keine Marschälle mehr gäbe, und daß das Landheer nie weniger als 25000 Mann unter dem Gewehr betragen sollte.

War die Losreißung Brabants, Seelands, Gelderns u. s. w. eine tiefe Verletzung des holländischen Volksgefühles, so war es nicht minder die Unterordnung des holländischen Heeres unter einen französischen Befehlshaber und die Ausdehnung französischer Gerichtsbarkeit über die in holländischen Gewässern gemachten Prisen. Ludwig flehte, ihm solche Bedingungen zu erlassen. Mittlerweile aber hatte er den Ministern Krayenhoff und Mollerus sagen lassen, sie möchten Amsterdam und sonstige haltbare Punkte Hollands befestigen; auch hatte er den Befehlshabern der Festungen

erneuerten Befehl gegeben, etwa erscheinende französische Truppen nicht einzulassen. Eben kam das Corps Massenas unter dem Befehl Oudinots den Rhein herab und rückte in Nordbrabant ein unter dem Vorwand, das Land gegen die Engländer zu schützen. Der General Maison wollte in Bergen op Zoom einrücken, fand aber keinen Einlaß. Da er sein Begehren nachdrücklich wiederholte, zeigte ihm der holländische Befehlshaber den Brief seines Königs. In der Besorgniß, über die Absicht der Regierung hinauszugehen, wenn er Gewalt brauchte, machte Maison seine Meldung und bat um weitere Verhaltungsbefehle. Mit dieser Meldung kam nach Paris die Nachricht, daß Amsterdam verschanzt werde.

Napoleon schickte sofort den Herzog von Otranto und gleich darauf den Herzog von Feltre an seinen Bruder mit der Erklärung, wenn ihm nicht sofort alle holländischen Festungen geöffnet würden, werde er den Eingang erzwingen. Für das Blut, welches dann fließen könne, mache er den König Ludwig verantwortlich, und wenn die Befehle von seinen Ministern ausgegangen seien, so verlange er deren Auslieferung.[1])

---

[1]) Die Kunde von den Rüstungen zu Amsterdam war durch ein Schreiben Larochefoucaulds dem Kaiser zugekommen. Er übersandte dasselbe an Fouché mit folgenden Brief, in welchem die Drohung mit Kopfabhauen nicht ernstlich zu nehmen ist.

„An den Polizeiminister.“

„Paris, 3. März 1810.

„Ich ersuche Sie, diesen Brief zu lesen und dann den Inhalt desselben dem König von Holland mitzutheilen. Ist denn dieser Fürst völlig verrückt geworden? Wäre bloß der Brief Laroche-

Die beiden Abgesandten, von denen der Herzog von Feltre bei Ludwig Vertrauen genaß, machten eine solche Schilderung von Napoleons Zorn, daß der König voll Schrecken Alles bewilligte, was von ihm verlangt war, Befehl ertheilte die französischen Truppen in seinen Festungen aufzunehmen und die Absetzung der zwei Minister, denen das Dringen auf Widerstand Schuld gegeben ward, verfügte. Er schrieb an Napoleon: „Sire, ich lasse heut Nacht einen Eilboten abgehen mit den Absetzungsschreiben für den Minister Mollerus und für den Kriegsminister Krayenhoff; diese allein haben die Rüstungen und die Meldung veranlaßt, von der Ew. Majestät spricht. Wenn Ew. Majestät sonst noch einen abgesetzt haben will, so bin ich bereit Dero Willen nachzukommen, sobald mir derselbe kund wird." In einem weiteren Briefe sagt er: „Bis jetzt ist noch

foucaulds da, so würde ich darüber lachen und denken, das ist ein Unsinn, das kann ich aber nicht nach der Antwort, die der holländische Minister gegeben hat. Sagen Sie ihm, daß er sein Reich hat zu Grund richten wollen, und daß ich niemals ein Abkommen treffen werde, welches diese Leute glauben lassen müßte, daß sie mich hinters Licht geführt haben. Fragen Sie ihn, ob seine Minister auf seinen Befehl oder auf eigne Hand gehandelt haben, und erklären Sie ihm, daß im letzteren Fall ich sie festnehmen und ihnen die Köpfe abschlagen lassen werde. Haben sie auf Befehl des Königs gehandelt, was soll ich dann von diesem Fürsten denken, der auch noch den Anspruch macht, meine Truppen zu befehligen, nachdem er seine Eide gebrochen hat? Sie werden die Herrn Roell und Verhüel rufen lassen, damit dieselben Zeugen von Allem sind, was Sie dem König sagen werden. Bemerken Sie wohl, daß Sie diese Schriftstücke nicht aus Handen geben dürfen, und kommen Sie gleich nach Beendigung dieser Unterredung zu mir.

„kein Reich des Abendlandes vorhanden. Vermuthlich „aber wird es bald ins Leben treten. Alsdann kann „Ew. Maj. sicher sein, daß ich mich nicht mehr irre „und Dieselbe verstimme. Erwägt, daß ich ohne Er„fahrung in einem Lande voll Schwierigkeiten von einem „Tag zum andern lebte. Verstattet nur in dem Augen„blick, wo ich ganz Eure Freundschaft und Unterstützung „verlieren soll, die dringende Bitte, Alles zu vergessen. „Ich verspreche Euch treulich allen Verpflichtungen nach„zukommen, die Ihr mir auflegen werdet. Ich gebe „Euch mein Ehrenwort ihnen treu und aufrichtig nach„zukommen, sobald ich sie übernommen habe."

Nach diesen Erklärungen und Gegenerklärungen kam ein förmlicher Vertrag zu Stande, in welchem die Waal zur Gränze Hollands bestimmt und die Besetzung der holländischen Küsten durch 12,000 Holländer und 6000 Franzosen, die Aburtheilung der Prisen in Paris und die Auftakelung von 9 Linienschiffen und 6 Fregatten bis zum 1. Juli von König Ludwig zugestanden wurde. Der König bewilligte auch, daß das holländische Küstenheer unter einen französischen General gestellt, daß die amerikanischen Schiffe mit Beschlag belegt, Marschallswürde und Adel wieder abgeschafft, und die Minister, welche ihn in seiner unfranzösischen Richtung bestärkt hatten, entfernt würden; doch wurden diese Punkte nicht in die Vertragsurkunde, sondern in ein geheimes Protokoll gesetzt. Das Einzige, was Napoleon seinem Bruder erließ, war die Herabsetzung der öffentlichen Schuld. Dagegen kam in das Protokoll eine früher nicht erwähnte Bestimmung: daß König Ludwig keine Gesandten mehr zu Wien und Petersburg halten sollte. Napoleon sah in einem gesandtschaftlichen Verkehr seiner

Unterkönige mit Höfen, wo er so viele Feinde hatte, eine gefährliche Verschwendung, hatte darum auch seinem Schwager Murat die Streichung dieser Gesandtschaftsposten Ersparniß halber anbefohlen.

Zum Schluß schrieb Napoleon seinem Bruder noch folgenden Warnungsbrief.

„An den König von Holland.

„Paris, 13. März 1810.

„Alle politischen Gründe mußten mich bestimmen, „Holland mit Frankreich zu vereinigen; das schlechte „Benehmen der Leute, welche in der Verwaltung sind, „machte mir es zur Pflicht. Aber da ich sehe, wie sehr „dieser Schritt Euch kränken würde, ordne ich meine „Politik dem Wunsche Euch gefällig zu sein, unter. „Haltet jedoch von nun an den Gedanken fest, daß die „Grundsätze Eurer Verwaltung geändert werden müssen, „und daß ich beim ersten Anlaß zur Unzufriedenheit „nachträglich thun werde, was ich jetzt noch unterlasse. „Meine Beschwerden sind zweierlei: theils betreffen sie „die Fortsetzung des Verkehrs mit England, theils Reden „und Verfügungen im Sinne des Rückschritts. Künf„tig muß Euer ganzes Benehmen darauf abzielen, den „Holländern Freundschaft gegen Frankreich einzuflößen, „nicht aber ihnen Schilderungen zu machen, welche „einen feindseligen Geist in ihnen wecken und hegen. „Ich würde nicht Brabant genommen und Holland so„gar durch den Zuwachs von etlichen Millionen Ein„wohner vergrößert haben, wenn Euer Verhalten so „gewesen wäre, wie ich von meinem Bruder und einem „französischen Fürsten erwarten durfte. Aber das Ver„gangene läßt sich nicht ändern. Möge das, was ge-

„schehen ist, Euch zur Warnung dienen. Glaubt nicht, „daß ich mich täuschen lasse; zürnt niemanden. Ich „lese alle Beweisstücke selber, und Ihr denkt doch wohl, „daß ich die Bedeutung von Gedanken und Worten „kenne.

„Ihr habt mir wegen der Insel Java geschrieben. „Das ist eine vorzeitige Frage. Bei der Macht, welche „die Engländer zur See haben, müssen wir erst unsere „Streitkräfte vermehren, ehe wir an Unternehmungen „denken. Ich zähle darauf, daß Ihr bald im Stande „sein werdet mich zu unterstützen, und Eure Flotte be„reit, mit den meinigen zusammenzuwirken."

Nach Abschluß des Vertrags fand eine Art Annäherung zwischen den beiden Brüdern statt, die sich früher einander besonders nahe gestanden hatten, denn Napoleon war der Pfleger des verwaisten Ludwigs gewesen und liebte ihn als seinen Pflegling, sowie dieser auch ihn liebte, wenn nicht Trübsinn sein Gemüth störte. Nachdem sie die Tage der Vermählungsfeierlichkeit mit einander verlebt, reiste Ludwig im April ab, um den Holländern begreiflich zu machen, daß er nur die Wahl gehabt habe zwischen Aufgeben eines Gebietstheils oder Verzicht auf das selbstständige Bestehen des Restes. Mit der Erhaltung dieses Restes verband er sogar die Hoffnung auf Ersatz. Er hatte den Kaiser gebeten, ihn in Deutschland zu entschädigen, und dieser hatte es nicht geradezu abgeschlagen, sondern zu verstehen gegeben, das werde von dem künftigen Verhalten Hollands abhangen. Um den Schein der Aussöhnung vollständig zu machen, mußte auf Napoleons Geheiß Hortensia mit ihrem Sohn ebenfalls nach Holland reisen und dort einige Zeit

als Königin sich aufhalten, vorbehaltlich ihrer baldigen Rückkehr unter Vorschützung geschwächter Gesundheit.

Während Ludwig nach dem Haag zurückkehrte, empfing Marschall Oudinot die Weisung, mit seinen Truppen Nordbrabant, Seeland und Südholland bis an die Waal in Besitz zu nehmen und überall sofort die englischen Waaren und die Colonialwaaren durch die ihm beigegebenen Zollwächter wegnehmen zu lassen. Napoleon rechnete hier auf einen beträchtlichen Fang, da die Schmuggelwaaren besonders in den Gränzlandschaften angehäuft waren. Mit Empfangnahme dessen, was er sich im übrigen Holland wollte überliefern lassen, beauftragte er gleichfalls den Marschall Oudinot. Derselbe sollte mit drei Regimentern zu Fuß und zweien zu Pferd über die Waal gehen, in Utrecht eine Legion nachgeschickter Zollwächter erwarten, nach ihrem Eintreffen alle Seegatten besetzen und von den Holländischen Behörden die Ueberlieferung der amerikanischen Ladungen verlangen, die dann zu Wasser nach Antwerpen hinaufzuschaffen wären als dem Stapel und Markt der erbeuteten Güter. Durch diese Wegnahme hoffte Napoleon einerseits dem Credit und der kriegerischen Stimmung in England einigen Abbruch zu thun, andererseits dem außerordentlichen Schatz bedeutende Zuflüsse zu schaffen.

So war das Ende Aprils 1810 herangekommen, und es wäre nun hohe Zeit gewesen nach Spanien abzureisen, wenn Napoleon, wie er beabsichtigt hatte, in diesem Jahr selber den entscheidenden Schlag gegen die Engländer führen wollte. Aber es hielten ihn allerlei Umstände zurück. Es schien nicht passend, daß er gleichsam unmittelbar nach der Vermählung (2. April)

seine junge Gemahlin verließe, um sich in das Kriegsgewühl zu stürzen. Mehr noch als von Siegen erwartete er von der Hemmung des englischen Handels, und da dieser seinen Hauptabsatz in Holland hatte, wollte er mit eignen Augen darauf sehen, daß dort dem neuen Vertrage gemäß die Sperre gehörig gehandhabt werde. Da er andererseits die Hemmung des französischen Handels durch das Licenzwesen einigermaßen beseitigen wollte, dies Wesen aber nur nach Maßgabe gemachter Erfahrungen geregelt werden konnte, so mußte er auch hierauf eine stete Aufmerksamkeit wenden, die im Feldlager nicht möglich gewesen wäre. Und wenn er auch von der Unterhandlung Labouchères wenig hoffte, so wollte er doch ihren Erfolg abwarten, um so mehr, da kürzlich zu Morlaix ein Beauftragter der englischen Regierung gelandet war mit Vorschlägen zur Auswechslung der Gefangenen, welche auf eine friedlichere Stimmung des Londoner Cabinets zu schließen berechtigten.

Im Grund hatte Napoleon auch wenig Lust nach Spanien zu gehen, nicht aus Furcht vor Dolchstich oder Meuchelschuß, womit ihm in Polizeiberichten oft bang gemacht wurde, sondern weil die dortige Kriegführung ihm langweilig war. In Preußen, Polen, Oestreich konnte er durch eine kunstvolle Bewegung oder durch eine große Schlacht Alles abthun. In Spanien dagegen war eine unabsehbare Reihe kleiner Gefechte einem stets entschlüpfenden Feind zu liefern, waren mehr Belagerungen als Feldschlachten zu leiten, kurz war ein regelrechter Krieg zu führen, der mehr Geduld als hervorragenden Geist erforderte und auch wohl aus der Ferne geleitet werden konnte. Wichtige Unter-

nehmungen konnten nur gegen die Engländer gemacht werden, aber keine so umfangreichen, daß nicht zur Leitung derselben ein Marschall genügt hätte. Im Nothfall hätte der Kaiser auch noch im Spätsommer Zeit gehabt nach Spanien zu gehen, da dieser Feldzug mit Wegnahme der Gränzfestungen zwischen Spanien und Portugal beginnen mußte, und größere Heerbewegungen erst später zu machen waren. Massena schien der Mann zu sein, der an Napoleons Statt die Oberleitung des Kriegs in Spanien übernehmen könnte. Er hatte vielfach bewiesen, daß er die Seelenstärke und die Einsicht besaß, die zu einem Oberbefehlshaber erforderlich sind, und hatte sich neuerdings bei Aspern mit Ruhm bedeckt. Freilich hatte er auch Wunden davongetragen und fühlte sich davon angegriffen, aber Napoleon, der seinerseits nicht karg mit Belohnungen gewesen war, bewog ihn dennoch, sein Stellvertreter in Spanien zu sein. Er bildete ihm den beßten Generalstab, der sich damals zusammensetzen ließ, stellte den wissenschaftlichen Regnier, den tapferen Junot und den unerschrockenen Ney unter seinen Befehl, und gab ihm zum Anführer seiner Reiterei den ausgezeichnetsten Kriegsmann der Zeit in dieser Waffengattung, den General Montbrun. Er versprach ihm überdieß, 80,000 Mann nachzuschicken, und ließ ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Hoffnung, die er auf ihn setzte, abreisen. In der That war es kaum denkbar, daß Massena, der erste Feldherr nächst Napoleon, an der Spitze eines herrlichen Heeres nicht mit einer handvoll Engländer fertig werden sollte, die, obwohl an Tapferkeit nicht zurückstehend, doch in allen andern Stücken an den Franzosen überlegene Gegner hatten.

Beruhigt wegen des neuen Feldzugs in Spanien beschloß Napoleon das ausgezeichnet schöne Frühjahr zu einer Reise in die Niederlande zu benutzen, um der Bevölkerung seine neue Gemahlin zu zeigen, um die Niederländer durch Leutseligkeit fester an Frankreich zu knüpfen, um den Schauplatz der vorjährigen Unternehmung der Engländer in Augenschein zu nehmen und Vorkehrungen zu treffen, die eine Wiederholung derselben unmöglich machten, ferner um die großen Arbeiten in Antwerpen und die Scheldeflotte zu besichtigen, zugleich auch, um das nunmehrige Verhalten seines Bruders Ludwig in der Nähe zu beobachten und um der Unterhandlung in London näher zu sein. Die Dauer der Reise war auf das Ende Aprils und auf den Monat Mai berechnet.

Die Unterhandlung mit England nahm in diesem Augenblick eine seltsame Wendung, die man für unglaublich halten müßte, wenn sie nicht durch zuverlässige Urkunden [1]) außer Zweifel gesetzt wäre.

Napoleon hatte mit großer Vorsicht den Sinn angedeutet, in welchem Labouchère fortfahren dürfe, dem britischen Cabinet Eröffnungen zu machen. Er hatte gezeigt, wie Frankreich den Krieg noch lange fortsetzen könne, ohne darunter zu leiden, hatte stark die Punkte

---

[1]) Die Urkunden in Betreff der verwickelten holländischen Angelegenheit, der Unterhandlung mit England und der Einmischung Fouchés in diese sind Briefe Napoleons, Ludwigs, des Ministers Champagny, Labouchères und Fouchés, so wie die Verhöre der später wegen dieser Unterhandlung belangten Personen. Ich habe dieselben alle in der Urschrift gelesen und gebe nichts an, wovon ich nicht den sicheren Beweis unter Augen gehabt hätte.

hervorgehoben, in denen es nicht nachgeben würde, und schwächer durchschimmern lassen, in welchen Stücken es vielleicht Opfer bringen könnte. Bei der in England herrschenden Stimmung gaben diese Andeutungen keinen sonderlichen Anhalt zur Fortsetzung der Unterhandlung, geschweige Hoffnung, daß sie zu einem bedeutenden Ergebniß führte. Fouché sah das ein. Er war so vernünftig, den Frieden zu wünschen und unter den in London für zulässig erklärten Bedingungen annehmbar zu finden. Aber mit diesem vernünftigen Wunsch und Urtheil verband er die Thorheit, selber den Frieden herbeiführen zu wollen, zwar nicht trotz Napoleon, aber doch hinter seinem Rücken, indem er sich einbildete, er könne den Frieden heimlich vorbereiten und dann, nachdem er die ersten und größten Schwierigkeiten beseitigt, ihm ein fast vollständiges Ergebniß vorlegen und ihn durch den Zauber desselben fortreißen. Ein solches Beginnen wäre unter jeder Regierung toll gewesen, völlig verrückt aber war es unter einem so unbeschränkten und so wachsamen Gebieter wie Napoleon. Bei einem so geschicktem Mann wie Fouché läßt es sich nur aus der Leidenschaft erklären, sich in Alles zu mengen, einer Leidenschaft, die mit dem Alter, mit der gewonnenen Bedeutsamkeit und — zu seiner Entschuldigung sei es gesagt — auch mit der Augenscheinlichkeit der dem Kaiserreich drohenden Gefahren immer zugenommen hatte. Fouché wurde auf dem in dieser Angelegenheit eingeschlagenen gefährlichen Wege fortgetrieben durch die Projectemacher, welchen er Gehör gab. Diese Leute verfügten in ihrem Kopfe über die ganze Welt und wußten für Alles Rath. Wenn z. B. Napoleon Spanien schlechterdings für Joseph behaupten wollte,

so ließ sich nach ihrer Meinung Ferdinand mit dem spanischen Amerika abfinden und für die französischen Bourbonen eine andere Entschädigung ausmitteln, nämlich Nordamerika. Die Nordamerikaner hatten sich durch ihr Embargogesetz mit England und mit Frankreich überworfen. Sie waren Republikaner, undankbar gegen Frankreich, verhaßt in England, welche Ludwig XVI. durch einen großen Mißgriff frei gemacht hatte, und die Napoleon, der alle Fehler der Revolution wieder gut machte, wieder unter eine europäische monarchische Obrigkeit stellte. Welche Freude mußte es für England sein, die Vereinigten Staaten auf ihr Gebiet beschränkt, in ihrem Aufschwung gehemmt, für ihre Empörung bestraft zu sehen!

Fouché war zu verständig, an solche Hirngespinnste zu glauben, in denen ihn nur der zum Grund liegende Friedensgedanke ansprechen konnte. Für die Herbeiführung eines Friedens fand er Napoleons Bedingungen viel zu schroff; er meinte Labouchère müsse ganz andere Weisungen empfangen als bisher, weil sonst die Unterhandlung gleich im Beginn abgebrochen werden würde. Gedrängt von Ouvrard, den er unpassender Weise in die wichtige Sache eingeweiht hatte, ließ er diesen nach Amsterdam abreisen, damit er Labouchères Briefwechsel mit London in einer Weise leitete, welche das Abbrechen derselben verhinderte. Fouché war überzeugt, daß durch stetes sanftes und geduldiges Zureden Napoleon, wenn der Krieg in Spanien keine bessere Ergebnisse lieferte, am Ende sich bewegen ließe die Kronen Josephs und Ludwigs zum Opfer zu bringen, da ihm das Königthum beider, besonders des letzteren, nur Verdruß gebracht habe. Andererseits meinte er,

wenn man den Engländern gegenüber so behutsam verfahre, daß die Vorunterhandlung nicht abgebrochen würde, so könnte sich am Ende der Annäherungspunkt finden, auf welchem die Anknüpfung einer förmlichen Friedensverhandlung möglich sei. Diese Vorbereitungen nun, dachte er weiter, müsse man ohne Napoleon machen; nur bei Beendigung derselben dürfe man ihn natürlich nicht umgehen.

Demnach reiste Ouvrard ab, voll von den Gedanken Fouchés und — was noch schlimmer war, von seinen eignen, glücklich in dem Gedanken, die Hände in so hohem Spiel zu haben, und in der Hoffnung durch einen großen Dienst die verlorne Gunst des Kaisers wiederzuerlangen. Zu Amsterdam sprach er unter Aufweisung verschiedener Briefe Fouchés so mit Labouchère, daß dieser nicht umhin konnte, ihn für den förmlichen Bevollmächtigten dieses Ministers und folglich auch des Kaisers zu halten. Durch das, was er hörte und las, fand er sich vermüssigt, nach London viel befriedigendere Mittheilungen zu machen, als ihm bis dahin aufgegeben waren, denn Ouvrard hatte ihm gesagt, daß in Betreff Siciliens, Spaniens, Portugals, Hollands und der spanischen Colonien der Kaiser unwiderruflich bei seinen früheren Entschlüssen bleiben werde, daß er den Frieden aufrichtig wolle und in dieser Beziehung zu London verkannt werde, daß übrigens gerade jetzt in einem Punkt Uebereinstimmung zwischen Napoleon und der englischen Regierung herrsche, nämlich in dem Wunsch, die Amerikaner zu züchtigen. Ouvrard berührte alle diese Punkte mit mehr oder weniger Bestimmtheit, schrieb mehrere Noten und drang in Labouchère, sie nach London zu befördern. Um

der tollen Unterhandlung Vorschub zu leisten, bediente sich Fouché, als Polizeimann, eines seltsamen Mittels. Er hatte einen Menschen in seinen Händen, der in der Absicht, Ferdinand dem VII. zur Entweichung behülflich zu sein, in Valençay erschienen und festgenommen worden war. Dieser Unbekannte nannte sich Baron von Kolli. In der Meinung, daß derselbe zur englischen Polizei gehöre, wähnte Fouché an ihm einen wichtigen Fang gemacht zu haben, zum großen Verdruß der englischen Regierung, deren Umtriebe wieder einmal der Welt kund gemacht werden könnten. Er ermächtigte nun Labouchère, an Wellesley zu schreiben, wenn er es wünschte, würde man jenen Menschen wieder nach England zurückkehren lassen. Damit glaubte Fouché einen Beweis von gutem Willen gegen die englische Regierung zu geben und dem Unterhändler Labouchère bereitwilligeres Gehör zu verschaffen.

Der Verkehr mit England war damals durch den Krieg erschwert und bei den noch unvollkommenen Beförderungsmitteln so langsam, daß zwischen der Absendung eines Briefs von Amsterdam nach London und dem Empfang der Antwort zwölf bis vierzehn Tage hingingen. Auf diese Weise konnte es noch lange dauern, bis der Briefwechsel zu einem einigermaßen sichtlichen Ergebniß führte. Ouvrard schrieb unterdessen an Fouché, die Unterhandlung habe guten Fortgang, und Fouché schilderte in seinen Briefen den Kaiser als von der Sache unterrichtet und damit zufrieden. Beide schrieben die Unwahrheit, zumal Fouché, der das mißliche Geständniß bis zu dem Augenblick verschieben wollte, wo sein Thun zu einem so günstigen Erfolg geführt habe, daß er es offenbaren dürfe.

Mittlerweile war Napoleon von Paris abgereist, begleitet von der Kaiserin, dem König und der Königin von Westphalen, der Königin von Neapel, dem Vicekönig von Italien, dem Großherzog von Würzburg, Oheim der Kaiserin, dem Fürsten Schwarzenberg, östreichischen Gesandten, dem östreichischen Staatskanzler Metternich und den meisten französischen Ministern. Nach Besichtigung der von Holland abgetretenen Landschaften sollte der Rückweg durch die Picardie und Normandie genommen werden.

Bei der Einförmigkeit des Lebens der großen Mehrheit der Menschen hat die Erscheinung eines Fürsten unter ihnen den Reiz des Seltenen. Daher der Zulauf bei der Durchreise von Herrschern, und oft auch Freudenbezeugungen, selbst kurze Zeit vor deren Sturz. Wo Napoleon erschien, konnte Neugier und Bewunderung nicht verfehlen, Massen herbeizuziehen, und jetzt, wo er den Gipfel seines wunderbaren Glücks durch die Vermählung mit der Kaisertochter erreicht hatte, mußte die Schaulust und der Jubel noch größer sein, besonders da, wo er Bauwerke anfangen oder fortsetzen ließ und als Wohlthäter verehrt ward.

Am 27. April reiste Napoleon mit seinem glänzenden Hofe von Compiegne ab und kam an demselben Tage nach Saint-Quentin. Diese Stadt verdankte ihm die Wiederherstellung der Linonweberei und die seit dem Consulat begonnene Vollendung ihres Canals. Ihm zu Ehren war das unterirdische Gewölbe, welches die Gewässer der Seine mit denen der Schelde verbindet, fast taghell beleuchtet. Napoleon machte mit seinem ganzen Hofe eine Fahrt durch dasselbe in reich geschmückten Kähnen. Unterwegs verlieh er dem Bau-

meister des Werkes, Gayant, einen bedeutenden Ruhegehalt und das Officierkreuz der Ehrenlegion. Von Saint-Quentin ging die Reise nach Cambrai und nach Schloß Laeken. Brüssel sollte erst auf dem Rückweg besucht werden.

Brüssel ist durch den großen Rüpelkanal mit Antwerpen verbunden. Auf diesem Kanal waren alle Boote der Scheldeflotte, geführt von dem Marineminister Decrès und von dem Admiral Missiessy, erschienen, um den Kaiser abzuholen. Die zahlreiche Flottenmannschaft ruderte die mit allen Flaggen geschmückten Boote mit Windesschnelle nach Antwerpen. Dort bildete die von Napoleon geschaffene Scheldeflotte, bestehend aus Linienschiffen, Fregatten, Corvetten und Kanonenbooten Spalier und begrüßte die durchfahrende Kaiserin mit dem Donner ihrer Geschütze. Der Einzug in Antwerpen fand unter großem Zulauf der Niederländer statt, welche über dem prächtigen Anblick ihren Groll vergaßen. Napoleon blieb mehrere Tage in Antwerpen, um verschiedene Anordnungen in Betreff dieses Platzes zu machen. Im Laufe dieses Sommers rechnete er über 42 Linienschiffe verfügen zu können (9 im Texel, 10 in Antwerpen, 2 zu Cherbourg, 3 zu Lorient, 17 zu Toulon, 1 zu Venedig); im nächsten Jahr hoffte er 74, in zwei Jahren 100—110 zu haben, so daß er dann mit Zuziehung der entsprechenden Zahl Fregatten und Corvetten erforderlichen Falles 150,000 Mann zu einer beliebigen Unternehmung einschiffen könnte. Um diese Ziffer zu erreichen, mußte er zu Antwerpen in Jahresfrist neun Linienschiffe weiter als die zehn vorhandenen haben. Dies erforderte Erweiterung der Becken und Herbeiziehung von Holz und Ar-

beitsleuten in diesen Lieblingshafen. Napoleon gab die entsprechenden Befehle. Vor den Augen der Kaiserin ließ er ein Schiff von 80 Kanonen unter dem Segen der hierzu eingeladenen Geistlichkeit Mecheln's vom Stapel laufen. Dem Vicekönig von Italien zeigte er seine Schöpfungen in den Gewässern von Flandern, damit dieser ähnliche in den Lagunen Venedigs hervorriefe. — Wenn man das Land hat, sagte er, kann man auch das Meer haben, wofern man nur will und sich Zeit nimmt. — Aber sich besonnen Zeit zu nehmen war gerade seine Sache nicht; bald hat er es dahin gebracht, daß ihm zu nichts mehr Zeit blieb.

König Ludwig war zum Besuch nach Antwerpen gekommen. Napoleon suchte seinen Trübsinn zu verscheuchen, indem er ihm zeigte, was er zu Antwerpen bereits ausgeführt hatte und weiter noch auszuführen gedenke. Dabei erinnerte er ihn dringend, ja seine Texelflotte bis zum 1. Juli segelfertig zu machen. In kurzer Zeit werde er in den Scheldemündungen, zu Brest und zu Toulon große Flotten zur Aufnahme ganzer Heere bereit haben. Gegenwärtig gehe Massena mit 80,000 Mann auf Lissabon los. In zwei Monaten würden die Engländer allerwärts hart gedrängt werden, so daß der Krieg, der ihnen zur Gewohnheit geworden zu sein schiene, ihnen bald unerträglich werden würde, besonders wenn man zugleich durch strenge Handhabung der Sperre ihren Handel empfindlich benachtheilige.

Bei dieser Gelegenheit kam Napoleon auch auf die Unterhandlung Labouchères zu sprechen. Er erinnerte sich, daß ihm unterwegs Ouvrard aufgestoßen war, der in aller Eile von Amsterdam nach Paris reiste und

daß ihm sogleich der Gedanke gekommen sei, dieser ursprüngliche Empfehler Labouchères könne sich wol gar beigehen lassen, sich in die Unterhandlung zu mengen, sei es als Rathgeber, sei es, um ein Geheimniß zu erfahren und auf die Wahrscheinlichkeit des Friedens eine Speculation zu bauen. Er beauftragte seinen Bruder, dem Herrn Labouchère jeden Verkehr mit Ouvrard zu untersagen, ihm alle zwischen Amsterdam und London gewechselten Briefe abzufordern und diese sofort ihm zuzuschicken. — Ludwig reiste nach Amsterdam zurück, ohne einem der verschiedenen Feste beizuwohnen, welche in Antwerpen gegeben wurden, da die neuliche Schmälerung seines Gebietes ihn nicht festlich stimmen konnte.

Nachdem Napoleon fünf Tage in Antwerpen auf Anordnung der für die Flotte und für vollkommene Befestigung Antwerpens erforderlichen Arbeiten verwandt hatte, ließ er die Flotte nach Vliessingen hinabgehen und besuchte einstweilen die neueinverleibten Landschaften mit den Festungen Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch und Gertruydenberg. Zu Breda gab es einen Aufsehen erregenden Auftritt.

In dieser Stadt wurden ihm die Behörden und die Geistlichkeit vorgestellt. Der reformirte Hauptprediger erschien in voller Amtstracht, dagegen der apostolische Vicar im einfachen schwarzen Rock. Napoleon begriff sogleich den Unterschied der Gesinnung, der durch diesen Unterschied der Kleidung ausgedrückt war, und gerieth in heftigen Zorn, dem er, nach seiner täglich ärger werdenden Gewohnheit, freien Lauf ließ. Er that erst, als bemerkte er gar nicht den apostolischen Vicarius, und hörte wohlgefällig den reformirten Prediger an, der einfache, bescheidene Worte der Er-

gebung sprach, wie sie in den Mund von neulich ihrem alten Vaterland entfremdeten Leuten paßten: „Ew. kaiserliche Majestät sieht in uns die Diener einer christlichen Gemeinschaft, die stets gewohnt ist, in allen Begebenheiten die Hand der Vorsehung zu finden und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist."

„Das ist recht," erwiderte Napoleon; „bei solchen Gesinnungen werdet ihr euch wohl befinden, denn ich will alle Glaubensformen schützen. Aber warum erscheinen Sie in ihrer Amtstracht? — „Hoher Herr, das muß wohl so sein." — „Das ist also so Brauch hier zu Land?" entgegnete Napoleon und wandte sich an die katholische Geistlichkeit mit der Frage: „Warum seid ihr Herren hier nicht in Priestergewändern? Seid ihr Sachwalter? Notarien? Aerzte? Welche Eigenschaft haben Sie?" fragte er den Vornehmsten. — „Sire, apostolischer Vicar." — „Wer hat Sie ernannt?" — „Der Pabst." — „Der hat kein Recht dazu. Ich allein ernenne in meinem Reich die Bischöfe, welche die Kirche zu verwalten haben. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Nicht der Pabst ist Kaiser; ich bins. Nicht dem Pabste hat Gott das Schwert und den Herrscherstab verliehen, sondern mir. Ihr Katholischen habt lange unter der Herrschaft der Reformirten gestanden und seid von dieser befreit worden durch meinen Bruder, der alle Glaubensbekenntnisse gleichgestellt hat. Unter mir solltet ihr eine noch vortheilhaftere Stellung haben; und gleich von vorn herein versagt ihr mir die schuldige Ehrerbietung. Früher pflegtet ihr über Unterdrückung durch die Reformirten zu klagen. Nach eurem Benehmen scheint es, ihr habt solche verdient, habt kräftige Handhabung der obrigkeitlichen Gewalt gegen

euch nöthig gemacht. Solche Handhabung soll euch auch ferner nicht fehlen; verlaßt euch darauf. Ich habe hier den Beweis, daß ihr der weltlichen Obrigkeit nicht gehorchen wollt, daß ihr euch weigert, für den Landesherrn zu beten. Bereits habe ich zwei halsstarrige Priester verhaften lassen; die sollen im Gefängniß bleiben. Ahmt den Reformirten nach, die, ohne ihrem Glauben etwas zu vergeben, gehorsame Bürger und treue Unterthanen sind. Was? ihr wollt nicht für mich beten? Etwa weil ein römischer Priester den Bann über mich ausgesprochen hat? Wer hat ihm das Recht dazu gegeben? Wer auf Erden kann die Unterthanen von der Treue gegen ihren gesetzlichen Herrscher entbinden? Niemand; ihr müßt das wissen, wenn ihr eure Religion kennt. Ist euch etwa unbekannt, daß gerade eure sträflichen Anmaßungen den Luther und den Calvin dazu gebracht haben, einen Theil der katholischen Welt von Rom loszureißen? Wäre es nöthig gewesen, und hätte ich nicht in der Religion Bossuets die Möglichkeit einer unabhängigen weltlichen Gewalt gefunden, dann würde auch ich Frankreich von Rom befreit haben, und vierzig Millionen Menschen würden mir gefolgt sein. Ich habe es nicht gethan, weil ich glaubte, die wahren Grundsätze des katholischen Bekenntnisses vertrügen sich mit den Grundsätzen der weltlichen Gewalt. Laßt euch nur nicht träumen, daß ihr mir den Kopf scheren und mich in ein Kloster stecken könntet, wie Ludwig den Frommen. Unterwerft euch, denn ich bin Kaiser. Wo nicht, so banne ich euch aus meinem Reich und zerstreue euch in alle Welt, wie die Juden!" — Die letzten Worte sprach Napoleon mit lautschallender Stimme und feuersprühendem Blick. Als

er die Priester zittern sah, fügte er hinzu: „Ihr gehört in den Sprengel von Mecheln. Geht zu eurem Bischof, leistet in seine Hände den Eid, richtet euch genau nach dem Concordat, und dann werde ich sehen, was ich über euch zu bestimmen habe.“

In die heftigsten Ausbrüche der Leidenschaft mischte sich bei Napoleon häufig Berechnung. So sollte auch dieser Auftritt Wirkung hervorbringen, und er machte sie in der That. Die Worte des Kaisers wurden augenblicklich aufgemerkt und mit Erlaubniß der Polizei in den meisten Zeitungen des Landes abgedruckt.

Durch den Anblick der fruchtbaren Flachs- und Hanffelder in Nordbrabant und Südholland sah Napoleon sich veranlaßt, einen Preis von einer Million für den Erfinder einer Flachsspinnmaschine auszusetzen. Da er ferner sah, daß die dortigen Fabriken recht gute geringere Tücher, die für Soldaten taugten, zu äußerst billigen Preisen lieferten, so bestimmte er, daß davon bedeutende Bestellungen gemacht würden. Als er an die Waal kam und diesen untersten Theil des Rheins als neue Gränze Frankreichs vor Augen hatte, schwoll sein Stolz, und er konnte nicht der Verführung widerstehen mit derselben Gewaltsamkeit über die Binnenschifffahrt zu verfügen, wie die Engländer über die Seeschifffahrt. Er verordnete, daß jedes aus Holland kommende nicht französische Schiff in Nymegen, ebenso jedes aus dem Main kommende in Mainz seine Ladung an französische Fahrzeuge abzugeben hätte, so daß die Befahrung des Rheins ein Vorrecht der französischen Schiffer würde. — Das Schiffbauholz aus dem Flußgebiet des Rheines war bisher durchgängig nach Holland gegangen, weil die reichen Holländer es gut

bezahlten. Da Napoleon es zu Antwerpen brauchte, so verordnete er: Alles auf dem Rhein geflößte oder verschiffte Schiffbauholz muß künftig in die französischen Niederlande zum Verkauf gebracht werden. Nach Antwerpen ließ er auch die in Brest entbehrlichen Arbeiter kommen.

Nachdem er die seeländischen Inseln in Augenschein genommen hatte, bestimmte er, daß in diesem ungesunden Landestheil nur die allernothwendigsten Posten Besatzungen behalten, aber auch so stark wie möglich befestigt werden sollten. Zu Vliessingen auf Walcheren ordnete er neue Befestigungen an, welche der Besatzung hinreichenden Schutz gegen feindliche Kriegsschiffe und zugleich die Möglichkeit gäben, solche in Grund zu schießen. Beim Anblick der Trümmer Vliessingens zeigte er sich gerechter als früher gegen Monnet, der in Vertheidigung des Platzes unterlegen hatte, und traf solche Anordnungen, daß das damals Geschehene nicht wieder vorkommen könnte. Da die Erfahrung gelehrt hatte, daß ältere und an den Aufenthalt in feuchtwarmen Ländern gewohnte Leute nicht so leicht das Fieber bekamen als junge und aus dem Inneren dahin versetzte Mannschaften, so bestimmte er, daß Veteranen und Colonialbataillone die Besatzungen Seelands bilden sollten. Zum Schutze dieser Inseln bestimmte er außerdem eine große Zahl von Kanonenbooten neben der Flotte, für welche die Becken Vliessingens so erweitert werden sollten, daß sie 24 Linienschiffe fassen könnten.

Während Napoleon sich mit diesen ernsten Dingen beschäftigte, vertrieb sich sein Hof die Zeit mit Festen, die theils von ihm gegeben, theils ihm zu Ehren von

den Städten veranstaltet wurden. Sein Aufenthalt an der Scheldemündung dauerte bis zum 12. Mai. Hierauf fuhr er wieder die Schelde hinauf bis Antwerpen, wo er sich dies Mal nicht aufhielt, sondern gleich weiter ging nach Brüssel. Nachdem er dieser alten Hauptstadt der Niederlande seine Gemahlin gezeigt, reiste er nach Gent und Brügge, ordnete hier Vertheidigungswerke für Ostflandern an und begab sich weiter nach Ostende. Auch diesen Platz befahl er stark zu befestigen, damit die Engländer sich nicht in den Sinn kommen ließen, hier zu landen und von hier aus Antwerpen zu bedrohen. In Dünkirchen, wohin er von Ostende ging, fand er Anlaß, die Trägheit mehrerer Officiere vom Baufach zu bestrafen und Ausbesserungen anzubefehlen. Dann ging die Rückreise weiter nach dem Lager von Boulogne, wo er Musterungen hielt, um die einst hier den Engländern eingeflößten Besorgnisse einigermaßen zu erneuern. Dem Aufenthalt in der Festung Lille widmete er zwei Tage; von dort ging er nach Havre und beschäftigte sich angelegentlich mit Vorkehrungen zum Schutz dieses Hafens. Am Abend des 1. Juni traf er wieder in Saint-Cloud ein, befriedigt von dem, was er gesehen und angeordnet, von dem Empfang, den die Kaiserin überall gefunden hatte und von den Hoffnungen, welche das Volk an seine junge Gemahlin zu knüpfen schien.

Dagegen brachte Napoleon eine große Unzufriedenheit mit dem Herzog von Otranto von seiner Reise zurück. König Ludwig hatte sich anbefohlener Maßen von Labouchère alle auf seine Unterhandlung bezüglichen Papiere aushändigen lassen, und dieser, überzeugt, daß er in Allem, was er auf Ouvrards und Fouchés An-

trieb gethan, nur den Willen des Kaisers erfülle, hatte keins vorenthalten. Der König hatte die Papiere sofort dem Kaiser zugeschickt, und dieser hatte, indem er sie unterwegs las, die Gewißheit erhalten, daß ohne sein Wissen auf Grundlagen unterhandelt worden war, die weit entfernt waren, ihm zuzusagen. Unter den Papieren fand sich nicht der Briefwechsel Ouvrards mit Fouché; nichtsdestoweniger schöpfte Napoleon daraus starken Verdacht, daß bei dem, was über seine Vorschriften hinaus geschehen war, Fouché die Hand im Spiel habe, und er beschloß, sich sofort Licht zu verschaffen.

Am 2. Juni berief er alle Minister nach Saint-Cloud und fragte ohne Umschweife den Polizeiminister, was er von den Reisen Ouvrards zwischen Paris und Amsterdam und von der Fortsetzung des Schriftenwechsels mit England wisse, die, wie es schiene, unter einer nicht von der Regierung ausgehenden Einwirkung stattgefunden habe. Ob er, Fouché, den Ouvrard nach Amsterdam geschickt habe? ob er bei diesem namenlosen Getreibe betheiligt sei? Fouché, überrascht durch diese unerwartete Enthüllung dessen, worüber er sich vorbehalten hatte, erst später mit dem Kaiser zu sprechen, stammelte einige Entschuldigungen für Ouvrard, der gewohnt sei, sich in häkelige Sachen zu mengen, dessen Schritte aber keine Beachtung verdienten. — „Das sind keine unbedeutenden Anzetteleien, die man verächtlich zu übersehen hätte," fuhr Napoleon auf, „das ist eine unerhörte Pflichtvergessenheit, wenn man sich erlaubt, hinter dem Rücken seines Landesherrn mit einem Feind zu unterhandeln auf Bedingungen, die jener nicht kennt und vermuthlich nicht genehmigen

würde, — eine Pflichtverletzung, die unter der schwächsten Regierung nicht geduldet werden könnte. Ouvrard muß auf der Stelle verhaftet werden.“ — Aufs höchste bestürzt, suchte Fouché den Zorn des Kaisers zu besänftigen, steigerte ihn aber dadurch nur noch mehr und zog den Verdacht auf sich selber. Napoleon hütete sich wohl, mit der zum Voraus beschlossenen Verhaftung Ouvrards den Polizeiminister zu beauftragen, weil er gewärtig sein mußte, daß dieser ihn entkommen ließ. Gleich beim Herausgehen aus der Rathssitzung übertrug er dies Geschäft seinem vertrauten Adjutanten Savary, Herzog von Rovigo, der ihm schon oft ähnliche Aufträge besorgt hatte. Binnen drei Stunden war Ouvrard verhaftet und waren alle seine Papiere in Beschlag genommen. Bei flüchtiger Durchsicht derselben ergab sich, daß die Unterhandlung viel weiter ausgedehnt worden war, als man Anfangs geglaubt hatte, und daß Fouché wenigstens zur Hälfte in dem seltsamen Getreibe betheiligt war.

Schon bei verschiedenen früheren Gelegenheiten hatte Fouché mit seiner Geschäftigkeit des Kaisers Unzufriedenheit erregt, theils durch vorgreifliches Handeln, theils durch Ueberschreitung des gesteckten Ziels, z. B. bei dem ersten Scheidungsversuch, bei der Bewaffnung der Nationalgarden. Napoleon sah in Fouchés Einmengung eine Waghalsigkeit und ein Streben sich wichtig zu machen, die bei Gelegenheit höchst gefährlich werden könnten. In dem ungeduldigen Streben, den Frieden fast wider seinen Willen zu Stande zu bringen fand er einen mittelbaren Tadel seiner Politik und den Wunsch, sich auf des Kaisers Kosten Verdienste zu erwerben. Ueberhaupt wollten ihm seine alten Mitar-

heiter nicht mehr recht gefallen, weil sie alle, jeder auf seine Weise, seinen kriegerischen Ehrgeiz zu mißbilligen schienen, Talleyrand durch Stachelreden, der weise Cambacérès durch Schweigen, Fouché durch seine hastigen Bemühungen den Frieden herbeizuführen. Den Minister Talleyrand hatte er oft seine üble Laune schwer fühlen lassen, dem Schweigen des Erzkanzlers setzte er ein oft finsteres Schweigen entgegen, wodurch er sich freilich nur noch mehr der werthvollen Rathschläge desselben beraubte. Den durch keine große Achtbarkeit geschützten Fouché, der durch seinen neulichen Fehler wehrlos in seine Hände geliefert war, beschloß er, diesmal nicht zu schonen.

Die bei Ouvrard gefundenen Briefschaften ließen keinen Zweifel über den Antheil, welchen der Herzog von Otranto an der zweiten Unterhandlung Labouchères genommen hatte. Am 3. Juni, einem Sonntag, waren alle Großwürdenträger nach Saint-Cloud gekommen zur Messe in der Kaiserlichen Kapelle und zum Morgenempfang. Napoleon ließ die Großwürdenträger und die Minister außer Fouché in sein Cabinet rufen und sprach zu ihnen: „Was würdet ihr von einem Minister denken, der, seine Stellung mißbrauchend, ohne Wissen des Regenten einen Verkehr mit einer fremden Macht angeknüpft auf Grundlagen, die nur er ersonnen, Unterhandlungen geführt und so die Politik des Landes bloßgestellt hätte? Welche Strafe findet sich in unsern Gesetzbüchern für eine solche Pflichtvergessenheit?" Der Kaiser sah im Kreis herum, als wünschte er eine Antwort die ihm die Aufopferung des Herzogs von Otranto erleichterte, denn selbst bei seiner Allmacht war es keine Kleinigkeit einen solchen Mann die strafende Hand

fühlen zu lassen. Talleyrand lächelte unbekümmert um eine Sache, die nicht ihn selber betraf, Cambacérès, errathend, daß Fouché gemeint sei, blieb, obwohl dieser sein Feind war, seiner versöhnenden Rolle getreu und antwortete: „Es ist dies ohne Zweifel ein Fehltritt, der eine strenge Strafe verdient, wofern nicht etwa der Schuldige durch ein Uebermaß des Diensteifers irre geleitet worden ist.“ — „Uebermaß des Diensteifers?“ wiederholte Napoleon. „Ein seltsamer und gefährlicher Diensteifer, der zu solchem Vorwitz führt!“ Und nun erzählte er aufgeregt den ganzen Hergang, erklärte schließlich seinen unabänderlichen Willen, den Polizeiminister abzusetzen, und forderte die Anwesenden auf, ihm in der Wahl eines Nachfolgers zu rathen.

Diese Aufforderung setzte Alle in große Verlegenheit. Die Wahl war schwer, denn bei der großen Willkürlichkeit der damaligen Regierung hatte die Polizei eine unmäßige Wichtigkeit erlangt, die Fouché auch seinerseits zu vermehren und an seine Person zu knüpfen verstanden hatte. Niemand hatte Lust, durch seinen Rath eine Abweichung von den Absichten des Kaisers kundzugeben, oder auch selbst nur mittelbar zum Sturze eines Ministers beizutragen, der selbst verungnadet gefürchtet wurde. Nur Talleyrand, der bisher geschwiegen, sagte mit einem leichten Ausdruck des Spottes in seiner gleichgültigen Miene, zu seinem Nachbar halblaut: „Ohne Zweifel hat Herr Fouché groß Unrecht gethan, und ich würde ihm einen Nachfolger geben, aber niemand anders als Herrn Fouché selber.“ — Aergerlich über eine Versammlung, die ihm statt Rath nur eine Spötterei von einem der Mitglieder zu hören

gab, bedeutete Napoleon dem Erzkanzler, ihm zu folgen, und verließ rasch das Cabinet. „Wahrlich," sagte er zu diesem, „es ist der Mühe werth, diese Herren zu befragen. Sie sehen, welche nützliche Rathschläge man von ihnen erhalten kann . . . Aber Sie glauben doch wohl nicht, daß ich daran gedacht habe, die Herren da zu befragen, bevor ich mit mir im Reinen war. Meine Wahl ist getroffen. Der Herzog von Rovigo wird Polizeiminister." — Napoleon hatte im Feld und sonst die Gewandtheit und Kühnheit Savarys vielfach erprobt, kannte seine Ergebenheit und wußte, daß er nicht wie Fouché die Handlungen der Milde auf seine eigne Rechnung setzen würde, dagegen die der Strenge auf Rechnung des Kaisers. Daß schon der Name Savary großen Schrecken einflößen würde, war dem Kaiser gar nicht unlieb. Der Erzkanzler war anderer Ansicht. Er ließ dem Herzog von Rovigo alle Gerechtigkeit widerfahren und meinte, er sei besser als er schiene, aber der Schein thue in der Welt das Meiste. Eine militärische Polizei würde einen ungünstigen Eindruck machen. Cambacérès wollte zu verstehen geben, daß die Gemüther anfingen, sich der Regierung zu entfremden, und daß ein Polizeiminister im Soldatenrock nicht geeignet sei, sie wieder zu gewinnen. — „Der beängstigende Schein wird am Ende nichts schaden," erwiderte Napoleon, „Savary ist ein feiner Kopf, entschlossen und nicht boshaft. Man wird ihn fürchten, und gerade das wird es ihm eher als einem Anderen möglich machen, mild zu sein." — Hiergegen war nichts einzuwenden, und man muß gestehen, daß unter den Wahlen, die Napoleon in dieser späteren Zeit getroffen hat zur allmähligen Ersetzung

seiner Diener aus dem Anfang seiner Regierung, die Wahl Savarys bei weitem die beßte war, denn der Herzog von Rovigo besaß Gewandtheit, Kühnheit und Verstand, war zwar nicht bedenklich in der Wahl der Mittel, aber auch nicht boshaft, und wenigstens aus Ergebenheit fähig, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. Er sagte sie ihm in der That zuweilen mit einer Art soldatischer Vertraulichkeit. Leider ist die Wahrheit bei Herrschern, die sie nicht hören wollen, ein vergebliches Anklopfen an eine verschlossene Thür.

So hatte der Gang der Dinge innerhalb drei Jahren die zwei wichtigsten Minister aus der Zeit des Consulats beseitigt: Talleyrand in den auswärtigen Angelegenheiten und Fouché bei der Polizei. Der bescheidene, umsichtige, behutsame Nachfolger Talleyrands, Champagny, Herzog von Cadore, konnte jenen so wenig ersetzen, daß dessen Platz seit seinem Rücktritt leer zu sein schien. Ihn auszufüllen wünschte Maret, Herzog von Bassano, ein glatter Hofmann, der dem Kaiser aufrichtig zu dienen wünschte, aber sein Zutrauen durch unbedingte Billigung der kaiserlichen Ansichten zu erlangen strebte und darum den Ton begeisterter Eingenommenheit anstimmte, wie Talleyrand zuweilen den der Witzelei. Maret hätte sich den Weg ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gern dadurch gebahnt, daß er einem Busenfreund, dem Herrn von Sémonville, zum Polizeiministerium verholfen hätte. Sémonville besaß viele Rücksichtslosigkeit neben vieler Schweigsamkeit, das weite Gewissen, nicht aber das sichere Urtheil, den Takt, die Wachsamkeit und Herzhaftigkeit, die zu einem Polizeiminister erfordert werden. Durch Verbreitung mancher nach-

theiligen Gerüchte hatte Maret zum Sturze Fouchés beigetragen, und er glaubte seinen Freund an dessen Stelle bringen zu können, indem er einige unbedeutende Dienste Sémonvilles bei der neulichen Heirathsunterhandlung über die Maßen pries. Der wohldienerischen Mittelmäßigkeit war zwar bei Napoleon der Zutritt nicht verschlossen, aber mit kleinen Künsten auf sein Urtheil einwirken zu wollen, war vergebliche Mühe, besonders bei einer so wichtigen Wahl. Während der Herzog von Bassano seinen Freund Sémonville in Saint=Cloud bei der Hand hatte für den Fall, daß Napoleon sich bereden ließe, hörte man wiederholt den Herzog von Rovigo eilig ins Cabinet rufen. Die Vorzimmer waren voll von Neugierigen, welche nach Saint-Cloud gekommen waren mit der Hoffnung das Schauspiel eines Ministersturzes zu sehen. Nach einer Weile erschien Savary, der nicht gleich in der Nähe war, beim Kaiser und war überrascht, als dieser ihm ohne Weiteres sagte: „Sie sind Polizeiminister; leisten Sie den Eid und gehen Sie an die Arbeit." Der neu Ernannte stammelte einige bescheidene Entschuldigungen, die Napoleon nicht gelten ließ, leistete den Eid und eilte, seinen Dienst anzutreten, während in den kaiserlichen Gemächern sich die Kunde verbreitete: der Herzog von Rovigo ist Polizeiminister, und der Herzog von Otranto ist in Ungnade gefallen. Diese Kunde machte einen üblen Eindruck. Fouché hatte sich durch seine Menschenkenntniß, durch seine Milde gegen die Parteien, durch seine Geschicklichkeit sie zu zersetzen und zu beruhigen früher gar nützlich gemacht, und wenn er auch den Werth seiner Verdienste durch seine Uebergeschäftigkeit geschmälert hatte, so sah man doch ungern in

ihm einen der Räthe aus der guten Zeit Napoleons scheiden. Die Empfindungen bei seinem Sturz waren ähnliche wie bei dem Rücktritt Talleyrands und Josephinens; man bedauerte die Entfernung von Zeugen und handelnden Personen einer schönen Zeit, der vielleicht die Zukunft nicht gleich kommen würde.

Um den abgesetzten Polizeiminister über seinen Sturz zu trösten, ernannte ihn Napoleon zum Statthalter im Kirchenstaat, wo er mit Nutzen verwendet werden konnte. Vorher schrieb er ihm zwei Briefe, einen zur Veröffentlichung bestimmt, den andern nicht. Der letztere lautete:

„St. Cloud, 3. Juni 1810.

„Herr Herzog von Otranto, ich habe Ihren Brief „vom 2. Juni empfangen. Ich weiß, welche Dienste „Sie mir geleistet haben, glaube an Ihre Anhänglich„keit an meine Person und an Ihren Eifer für meinen „Dienst. Dennoch ist es mir unmöglich, Ihnen die „Ministerstelle zu lassen; ich würde mir dadurch zu viel „vergeben. Die Stelle eines Polizeiministers verlangt „volles, unbedingtes Vertrauen, und dies Vertrauen „kann nicht mehr bestehen, seitdem Sie in einer wich„tigen Angelegenheit meine Ruhe und die des Staates „aufs Spiel gesetzt haben, was in meinen Augen selbst „nicht durch löbliche Beweggründe entschuldigt werden „kann.

„Es ist eine Unterhandlung mit England eröffnet „worden, Besprechungen haben mit Lord Wellesley „stattgefunden. Dieser Minister wußte, daß man in „Ihrem Auftrage sprach, und mußte glauben, es sei „in meinem. Die Folge davon ist eine durchgreifende „Störung in allen meinen politischen Beziehungen,

„deren Duldung einen Flecken auf meinen Namen „werfen würde.

„Ihre sonderbare Ansicht von den Pflichten eines „Polizeiministers verträgt sich nicht mit dem Wohl des „Staates. Ohne an Ihrer Anhänglichkeit und Treue „zu zweifeln, müßte ich Sie doch einer steten ermüden„den Aufsicht unterwerfen, die mir nicht zugemuthet „werden kann. Ihre Beaufsichtigung wäre nothwendig „wegen der vielen Dinge, die Sie auf eigne Hand „thun, ohne zu wissen, ob sie meinem Willen, meinen „Absichten entsprechen, ob sie nicht vielleicht meine Po„litik durchkreuzen."

„Ich habe selber Ihnen sagen wollen, was mich „bestimmte, ihnen das Polizeiministerium zu nehmen. „Ich kann nicht hoffen, daß Sie Ihre Handlungsweise „ändern, da schon seit Jahren auffallende Beispiele „und wiederholte Bezeugungen meines Mißfallens keine „Aenderung bei Ihnen bewirkt haben, gestützt auf die „Reinheit Ihrer Absichten, haben Sie nicht begreifen „wollen, daß man viel Unheil anrichten kann mit der „Absicht viel Gutes zu thun.

„Mein Vertrauen auf ihre Begabung und auf Ihre „Treue ist unerschüttert. Ich wünsche Gelegenheit zu „finden, jenes zu beweisen und diese für meinen Dienst „zu benutzen."

Als Fouché das Ministerium verließ, verbrannte er alle Papiere desselben, so daß er seinem Nachfolger nicht einen der vielen Fäden überlieferte, die das feine Gewebe der Polizei bilden. Savary befand sich gleichsam in einem Irrgarten, zumal da Fouché ihn auch nicht mit den geheimen Zuträgern und Dienern bekannt machte. Doch faßte er sich bald ein Herz und fand

sich nach und nach zurecht. Allmählig stellten sich auch die geheimen Gehülfen wieder ein, welche ein Polizeiminister braucht, um unterrichtet zu sein, Helfer, die weniger leisten, als man gewöhnlich glaubt, und deren Nützlichkeit weniger von ihrer eignen Schlauheit abhängt als von der des Ministers, welcher sie verwendet, ängstliche Hungerleider, die beim geringsten Sturm sich verkriechen, aber von Hunger getrieben bald wieder hervorkommen und die fütternde Hand aufsuchen. Sie hatten bald dem Herzog von Rovigo eine genaue Kenntniß aller geheimen Umtriebe gegeben, die viel öfter kindisch als gefährlich sind, auf die man stets ein Auge haben muß, ohne zu viel an sie zu denken. Nachdem Savary sich einmal in seinen neuen Beruf gefunden hatte, wurde er bald beliebter als Fouché, d. h. nicht so gefürchtet wie dieser, dessen Augen in jede Verborgenheit zu dringen schienen.

Von allen Anzettelungen, deren Fäden Savary aufsuchen sollte, lag keine dem Kaiser mehr am Herzen, als die hinter seinem Rücken geführte Unterhandlung. Napoleon wollte wissen, welche Rolle dabei Fouché, Ouvrard und Labouchère gespielt hatten. Ouvrard wurde in strenger Einzelhaft gehalten und vielfach verhört. Labouchère wurde nach Paris beschieden mit der Weisung, die Papiere mitzubringen, die er etwa noch in Händen hätte. Aus diesen Papieren, die ganz zu den bei Ouvrard gefundenen stimmten, und aus den Verhören Labouchères ergab sich leicht der wahre Sachverhalt. Man erkannte, daß Labouchères Verhalten besonnen, schicklich und aufrichtig gewesen war, daß er durchaus nur im Auftrag der Regierung zu handeln geglaubt hatte, ja aus natürlicher Behutsamkeit das

ihm Aufgegebene immer in beschränkterem Sinn mitgetheilt, in den meisten Fällen auch sich begnügt hatte, die von Ouvrard eingeschickten Schriften nach London zu befördern. Eben so sah man, daß Ouvrard, um wieder mit der Regierung in Geschäftsverbindung zu kommen, und Fouché, um den Frieden herbeizuführen, eine halb aufgegebene Unterhandlung wieder aufgenommen hatten, aber weit über die Weisungen Napoleons hinausgegangen waren. Das Aergerliche für Napoleon war dabei, daß die englische Regierung entweder glauben mußte, er wolle sie durch Doppelzüngigkeit täuschen, oder aber, er sei bereit, die seinen Brüdern verliehenen Königreiche, namentlich Spanien, wieder zu verhandeln. Die Untersuchung gab dem Unwillen des Kaisers neue Nahrung. Als dieselbe nun gar an den Tag brachte, daß Fouché lange vorher, ehe an eine Beauftragung Labouchères gedacht war, ganz für sich eine Unterhandlung mit Wellesley angeknüpft hatte, da wurde die mit öffentlicher Belobung verbundene Entlassung und Versetzung nach Rom in eine förmliche Ungnade verwandelt. Napoleon schickte erst dem abgesetzten Minister den Befehl zu, alle diese Angelegenheit betreffenden Papiere auszuliefern, und da Fouché trotz allen Drohungen bei der Erklärung blieb, er habe diese wenigen Papiere alle verbrannt, so entsetzte der Kaiser ihn seiner Statthalterstelle und verbannte ihn auf seine senatorische Herrschaft bei Aix in der Provence [1]).

---

[1]) Die Verfasser von Denkwürdigkeiten haben über die Ungnade Fouchés viel gefabelt, unter andern: ihr Grund sei die Weigerung Fouchés gewesen, die Briefe Napoleons herauszugeben, unter welchen sich gar anstößige befunden hätten. Dies ist grund-

Der Officier, den Fouché im November 1809 nach England geschickt hatte hieß Fagan und hatte in England vornehme Verwandte, welche ihm seine Einführung bei Lord Wellesley ermöglicht hatten. Da derselbe sich in Paris befand, so ward er gleichfalls vernommen. Er gab klare, offene Antworten auf alle Fragen, bestätigte, daß er bei Wellesley gewesen, und händigte selbst das einzige Schriftstück aus, welches er von diesem empfangen hatte. Es waren sechs Zeilen die dasselbe besagten, was man schon öfter im Parlament gehört hatte: Die Regierung ist bereit zu einer Verständigung, wenn eine aufrichtige, ernstliche Unterhandlung eröffnet wird mit Zuziehung aller Verbündeten Englands, namentlich Spaniens.

Beim Schluß der Untersuchung ergab sich weiter

---

falsch. Napoleon hatte nicht besonders viele Briefe an Fouché geschrieben und keine anstößigeren als an seine übrigen Diener, in denen es oft hieß: „Ich werde dem X. den Kopf abschlagen lassen" — was bloße Redensart war. Ueber solche Redensarten machte er sich keinen Kummer, um so weniger, da er sich entsprechende Thaten verzieh, wie die Tödtung des Herzogs von Enghien. Die Wahrheit ist, daß er über die Sendung des condéischen Officiers nach London in Harnisch gerathen war und glaubte, durch dieselbe mehr bloßgestellt zu sein, als er es in der That war. Seine Befehle und sein Briefwechsel beweisen, daß die völlige Ungnade Fouchés ihren Grund hatte in der Weigerung des abgesetzten Ministers, Schriftstücke in Betreff der Sendung jenes Officiers herauszugeben, die er nicht mehr hatte. Allein die Liebe zum Geheimnißvollen veranlaßte den Glauben, daß haarsträubende Briefe Napoleons in Fouchés Händen gewesen seien, daß Napoleon diese Briefe zurückverlangt, und daß Fouchés Weigerung seine Absetzung von der Statthalterschaft zur Folge gehabt habe. Die Wahrheit ist so wie oben erzählt.

nichts als ein großer Vorwitz Fouché's, nichts, was gefährliche Folgen in Aussicht stellte. Nach Allem, was vorlag, konnte nicht besorgt werden, daß Napoleon in London für allzu nachgiebig angesehen würde, sondern eher war zu erwarten, daß man ihn dort für allzu zäh hielt. Das einzige Bedenkliche war, daß man in London die in dem lächerlichen Entschädigungsplan enthaltene Versorgung Ludwigs XVIII. mit Nordamerika als einen Gedanken der französischen Regierung hinstellte und bei Unterhandlungen mit der Union zum Nachtheil Frankreichs benutzte. Dies nahm Napoleon aber nicht einmal an. Also beruhigte er sich am Ende völlig über diese sonderbare Geschichte, beließ aber dennoch den Herzog von Otranto in seiner Verbannung, die er für völlig gerechtfertigt hielt. Und damit sein Hof nicht glaubte, daß er leichtsinnig alte Diener aufopferte, ließ er alle Schriftstücke der Untersuchung zusammenstellen und mehreren Ministern und Großwürdenträgern mittheilen, die Zeugen der Ausbrüche seines Zorns gegen Fouché gewesen waren. — Man muß sehen, sagte er, daß, wenn ich gegen alte Diener hart bin, dies nicht aus Laune und ohne Grund der Fall ist.

So viel war durch diesen Unterhandlungsversuch klar geworden, daß ohne Verzichtleistung auf Spanien, zu der Napoleon sich aber nicht verstehen wollte, der Friede unmöglich sei, daß also nichts übrig blieb als nachdrückliche Fortsetzung des Kriegs und strenge Handhabung der Sperre. Zu letzterer war die Mitwirkung Hollands unentbehrlich.

Wäre König Ludwig ein Mann gewesen, der sich in eine schwierige Lage zu finden weiß, so würde er, nachdem er sich einmal dazu verstanden hatte, einen

Theil seines Gebietes hinzugeben, um das übrige zu erhalten, sich bemüht haben, auch seine Unterthanen zur Ergebung in ihr Schicksal zu stimmen. Die verständigeren Holländer sahen ein, daß wer sich in der Hand Napoleons befand, darauf bedacht sein mußte, ihn zu befriedigen, und daß sie den Franzosenkaiser nicht als Feind zu betrachten hätten, sondern als einen Verbündeten, der zwar schwere, aber für den Zweck der Verbindung unerläßliche Opfer forderte. Aber an dem Herzen Ludwigs nagte ein tiefer Verdruß. Zu Paris hatte ihn das Zureden seiner Geschwister einigermaßen ruhiger gestimmt; als er aber wieder in Amsterdam war, kehrte seine Gereiztheit wieder, gesteigert durch die ihm abgenöthigten Opfer. Es war ihm, als lese er in den Augen der Holländer den Vorwurf, den beßten Theil des Landes hingegeben zu haben. Diese sahen in seinen Mienen nur Verdruß und hörten von ihm nur die Sprache eines Unterdrückten, der mehr denkt als er sagt. Die Königin, welche bald nach ihm eintraf, schien sich eben so unbehaglich zu fühlen wie er. Alles das konnte keine den Umständen angemessene Volksstimmung hervorbringen. Entsprach die Handlungsweise des Königs seiner Haltung und seinen Worten, so konnten bedenkliche Auftritte die Folge sein.

Sein Erstes war, an die beiden Minister Krayenhoff und Mollerus, deren Absetzung er in Paris so bereitwillig verfügt hatte, die anerkennendsten Schreiben zu richten. Weiter verlieh er den ihrer Marschallstitel beraubten Männern Adelstitel, was ganz der in Paris getroffenen Abrede zuwider war. Auf der andern Seite entsetzte er den Bürgermeister von Amsterdam, Mynheer van der Poll, weil derselbe nicht die

Verschanzung von Amsterdam hatte zugeben wollen. Der französische Gesandte Larochefoucauld war ihm ein widerwärtiger Aufseher. Um ihn nicht vor Augen zu haben, wählte er zum Empfang der Gesandtschaften eine Zeit, wo derselbe abwesend war, und seinen Verdruß über ihn legte er dadurch an den Tag, daß er den stellvertretenden Geschäftsträger Sérurier keines Wortes noch Blickes würdigte, während er den neben ihm stehenden russischen Gesandten mit Artigkeiten überhäufte. Dies erregte in Amsterdam peinliches Aufsehen und wurde natürlich vom französischen Geschäftsträger nach Paris gemeldet.

Zu diesen Aeußerungen königlichen Wankelmuthes kamen nun die Verdrießlichkeiten, welche die Ausführung des Märzvertrags im Gefolge hatte. Erstlich sollten die in Beschlag genommenen amerikanischen Ladungen an Frankreich ausgeliefert werden. Diese Ladungen waren größtentheils Eigenthum holländischer Häuser, welche auf ihre Rechnung Schleichhandel trieben, oder englischer Häuser, die in Holland Theilhaber hatten. Jene Häuser und diese Theilhaber thaten Einspruch und gaben theils an, die Ladungen seien holländisches Gut aus holländischen Colonien unter amerikanischer Flagge eingeführt, theils, es seien aus Amerika durch amerikanische Schiffe bezogene Waaren. Statt dieser Ladungen versuchte der König, die durch französische Kaper gemachten Prisen abzuliefern, welche von den Kapern als ihre Beute in Anspruch genommen wurden. Da es nun Napoleon auf die amerikanischen Ladungen ganz besonders abgesehen hatte, so entspann sich darüber ein heftiger bitterer Schriftenwechsel.

Eine zweite große Schwierigkeit war die Errichtung

französischer Zollwachen an den Küsten Hollands. Von Boulogne, Dünkirchen, Antwerpen, Cleve, Cöln, Mainz waren Legionen französischer Zollwächter gekommen, die großentheils kein holländisch verstanden, an Strenge im Dienst gewöhnt waren und diesen Dienst mit dem Stolz und der Barschheit von Soldaten versahen. Die ins Kleinste gehenden Durchsuchungen, welche diese Ankömmlinge vornahmen, waren den an freien Handel gewöhnten Holländern unausstehlich, doppelt unerträglich, da sie nicht etwa bloß auf einem äußeren Umkreis stattfanden, sondern, bei den vielen sich ins Innere erstreckenden Busen und Buchten, selbst im Herzen des Landes. Die Südersee bespült als Binnengewässer mehrere ausgedehnte Landschaften. Hätte dieselbe nur einen Eingang, so würde eine Zollstätte an diesem genügt haben; da sie aber eine Menge hat, so mußten ringsum an der inneren Küste zahllose Zollwachen errichtet werden, so daß die Landeserzeugnisse aus Friesland, Overyssel und Gelderland auf ihrem Weg nach Nordholland, und umgekehrt die aus Nordholland als Rückfracht genommenen überseeischen Waaren jedes Mal einer höchst störenden zollamtlichen Behandlung unterzogen würden. Torfschiffe z. B. sollten an der Zollstätte ausgeladen werden, damit die Zollwächter sehen könnten, ob keine verbotenen Waaren unter dem Torf versteckt seien. Um die Erleichterung, welche die Beschaffenheit des Landes dem Schleichhandel gewährte, aufzuwiegen, waren an den Zollstätten Commissionen von Zollbeamten und französischen Kriegsleuten niedergesetzt, welche über Zollvergehen auf dem kürzesten Wege zu richten hatten. Ludwig fand dies so uner-

träglich, daß er alle in dieser Weise Verurtheilten auf freien Fuß setzen ließ.

Am empfindlichsten war für den König die Besetzung seines Landes durch französische Truppen. Bereits hatte Oudinot von Utrecht aus seine Posten an die Mündung der Maas und von da nordwärts bis zur Höhe des Haags vorgeschoben. So weit wollte Ludwig es sich gefallen lassen. Aber daß die französischen Adler bis zur Spitze von Nordholland vorgingen, wollte er nicht dulden. Wenigstens in der Halbinsel zwischen den Schleusen von Katwyk und dem Texel mit ihren grünen Wiesen und Blumengärten und den reichen Städten Leyden, Haarlem und Amsterdam wollte er Herr bleiben. Hier konnte er im äußersten Fall die Landzunge bei Leyden durchstechen, die Zugänge unter Wasser setzen und geschützt durch die Gewässer der Nordsee, der Südersee, des Haarlemer Meeres, auch wohl mit dem Beistand englischer Flotten, seine Unabhängigkeit gegen Napoleon vertheidigen, wie 140 Jahre vorher die Holländer die ihrige gegen Ludwig XIV. behauptet hatten. Ein solches Wagniß schien räthlicher, als mit einer französischen Besatzung in Amsterdam das Ansehen eines Präfecten zu haben. Wiederholt ließ er den Marschall Oudinot ersuchen, seine Mannschaft nicht über Leyden hinaus vorzuschieben, da seine Ehre und Würde es nicht erlaube, fremde Truppen in seiner Hauptstadt zu dulden. Als trotzdem eine französische Vorhut in Haarlem einrücken wollte, fand sie die Thore verschlossen.

Zu allen diesen Widersprüchen mit dem Pariser Vertrag kam noch die Nichterfüllung der Zusage, die Texelflotte am 1. Juli bereit zu halten. Zwar erfuhr

man in Paris, daß im Texel Kriegsschiffe unter der Leitung des Admirals de Winter ausgerüstet würden, aber zugleich auch, daß es nicht die vertragsmäßige Anzahl sei, und daß die Bemannung, welche 7—8000 Mann betragen sollte, kaum 200 zählte.

So häuften sich die Anlässe zur Unzufriedenheit Napoleons mit seinem Bruder, und eben diese Anlässe waren in den Augen der Holländer nur Versuche eines Widerstandes gegen unerträgliche Bedrückung. Die Aufregung wurde aufs Höchste gesteigert durch die Erklärung des Königs, daß er die Besetzung Amsterdams durch Franzosen nicht zugeben werde. Bei solcher Stimmung war es kein Wunder, daß ein Diener der französischen Gesandtschaft an einem Sonntag auf einem öffentlichen Platz in Amsterdam erst geschimpft und dann mit solcher Erbitterung geprügelt wurde, daß er nur mit Mühe den Händen der zusammengerotteten Menge entzogen werden konnte. Dergleichen hätte freilich auch in ganz ruhigen Zeiten vorkommen können und würde als ganz bedeutungslos betrachtet worden sein; unter den obwaltenden Umständen wurde es als Aeußerung einer bedenklichen Volksstimmung aufgenommen. Der Geschäftsträger Sérurier und der Marschall Oudinot fanden sich vermüssigt, die Beschimpfung der Livrée der französischen Gesandtschaft dem Kaiser zu melden. Dieser nahm die Sache als eine neue Beleidigung, hinzugefügt zur verächtlichen Behandlung des Geschäftsträgers und zur Zurückweisung der kaiserlichen Adler von den Thoren Haarlems. Er ließ sogleich dem holländischen Gesandten, Admiral Verhüel, seine Pässe zustellen mit dem Bedeuten, ohne Verzug von denselben Gebrauch zu machen, untersagte seinem Ge-

sandten Larochefoucauld die Rückkehr nach Amsterdam und dem Geschäftsträger Sérurier das Erscheinen vor dem König. Von dem König verlangte er die Auslieferung der Menschen, welche sich die Beschimpfung der Gesandtenlivrée hatten zu Schulden kommen lassen, die Wiedereinsetzung des abgedankten Bürgermeisters von Amsterdam, die Oeffnung der Thore von Haarlem und Amsterdam für die mit fliegenden Fahnen und gerührtem Spiel einziehenden Truppen Oudinots, die ausnahmslose Auslieferung der amerikanischen Ladungen, die unbeschränkte Zulassung der französischen Zollwächter und deutliche Erklärung, ob die Flotte am 1. Juli segelfertig sein werde oder nicht. An diese Forderungen knüpfte Napoleon die Drohung: Bleibt auch nur eine der Bedingungen des Vertrags unerfüllt, so mache ich dem Possenspiel ein Ende und nehme Holland in Besitz, wie ich Toscana und den Kirchenstaat in Besitz genommen habe. — Bei dieser Drohung blieb er nicht stehen. Um sie jeden Augenblick ausführen zu können, ließ er nicht nur die Truppen in Brabant zu Oudinot stoßen, sondern auch von Nordosten her den in Emden stehenden General Molitor in die Landschaft Drenthe einrücken.

Als Verhüel mit dieser Botschaft nach Amsterdam kam, erklärte er der Regierung: längeres Schwanken sei nicht möglich; sie müsse sich entschließen, entweder zum Widerstand, der vermuthlich einen unglücklichen Erfolg haben würde, oder zur unbedingten Unterwerfung. Ludwig rief seine wirklichen und vormaligen Minister nebst den hervorragendsten Befehlshabern der Land- und Seemacht zu einer Berathung zusammen. Nur einige Tollköpfe oder Söldlinge der Engländer stimm-

ten für Widerstand; alle Uebrigen erklärten: da nur die Wahl zwischen dem englischen und dem französischen Joch bleibe, so sei die Unterwerfung vorzuziehen. Bei einem Versuch zum Widerstand würde jedenfalls der größte Theil des Landes nach argen Verwüstungen den Franzosen überlassen werden müssen, und der kleinere Theil würde sich nur dadurch behaupten lassen, daß man ihn unter Wasser setze und Werfte, Zeughäuser und Flotte den Engländern überliefere, für welche man sich dann in Seegefechten aufzuopfern hätte. Die Sache Englands sei nicht die Sache Hollands. So sprach die Mehrzahl der Räthe des Königs, und so dachte auch die Mehrzahl der Bürger. Ludwig, einerseits gebunden durch seine Erklärung, keine Franzosen zu Amsterdam dulden zu wollen, und andererseits von seinen Untergebenen im Stich gelassen, wollte es nochmals mit Unterwerfung unter den Willen seines Bruders versuchen. Er ließ den Geschäftsträger Sérurier rufen, empfing ihn mit größter Freundlichkeit und erbat sich dessen Rathschläge, die er genau befolgen wolle. Er erbot sich, die Leute, welche die Gesandtschaftslivrée beschimpft hatten, vor Gericht zu stellen, den Bürgermeister wieder einzusetzen, die amerikanischen Ladungen auszuliefern, die französischen Zollwächter gewähren zu lassen und die Ausrüstung der Flotte zu beschleunigen; nur mit französischen Truppen in seiner Hauptstadt müsse man ihn verschonen, denn diese Erniedrigung könne er sich nicht gefallen lassen. Auf der letzteren Weigerung bestand er, theils, um nicht seinen wiederholten Erklärungen untreu zu werden, theils weil er fürchtete, sobald Amsterdam von den Franzosen besetzt sei, würde Napoleon seine Absetzung aussprechen

und ihn hindern, dieser durch freiwillige Entsagung zuvorkommen.

Sérurier redete dem König zu, er möge sich doch nicht über die Anwesenheit seiner Landsleute beunruhigen, die ihn auf den Thron gehoben hätten, die in ihm stets den Bruder ihres Kaisers achten würden und ausdrücklichen Befehl hätten, ihn als befreundeten, verbündeten und mit dem Kaiser verschwisterten König zu behandeln. Er als Geschäftsträger könne den Vollzug der dem Marschall ertheilten Weisungen nicht hemmen, sondern nur dem Kaiser seine Meldung machen.

Hiernach sah König Ludwig zur Rettung seiner Ehre keinen andern Ausweg als Niederlegung der Krone. Er kündigte diesen Entschluß seinen Ministern an mit dem Zusatz, daß er zu Gunsten seines Sohnes abdanken und die Regentschaft der Königin übertragen wolle, welche, als schwaches Weib, allen Begehren Napoleons nachkommen könne, ohne sich zu entehren. Die Minister machten durchaus keine Einwendung und drückten bloß ihr Bedauern aus, einen für Holland so hingebenden König zu verlieren. Sie erkannten, daß die Regierung eines Kindes unter weiblicher Vormundschaft die letzte Form sei, unter der man versuchen könnte, einen Schatten von Unabhängigkeit für Holland zu bewahren. Auf dringendes Ersuchen des Königs versprachen sie, diese Mittheilung geheim zu halten, damit nicht etwa ein Versuch zur Verhinderung seiner freiwilligen Thronentsagung gemacht würde. Ein solcher Versuch konnte in der That weder von Sérurier noch von Oudinot gemacht werden.

Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden waren alle Vorbereitungen zur Abdankung vollendet. Es

wurde bestimmt, daß die Minister bis zur Ankunft der Königin, welche zur Uebernahme der Regentschaft einzuladen sei, einen Regentschaftsrath bilden, und vor allen Dingen die Abdankungsurkunde der Gesetzgebenden Versammlung mittheilen sollten. Diese Urkunde und ihre Beilagen wurden in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli 1810 unterzeichnet. Sobald dies geschehen war, stieg Ludwig in einer Verkleidung, die ihn unkenntlich machte, in den Wagen und fuhr zur Stadt hinaus, ohne daß selbst seine Minister wußten, wohin.

Am Morgen des 3. Juli begaben sich die Minister erst zu dem unmündigen neuen König, den seine Mutter unter Obhut einer Hofmeisterin zurückgelassen hatte, brachten ihm ihre Huldigungen dar, und verfügten sich dann in die Gesetzgebende Versammlung um die Abdankungsurkunde zu übergeben. Ganz Amsterdam war nicht wenig überrascht, als es die Entfernung des Königs erfuhr. Schon am Nachmittag erschienen die französischen Truppen und wurden von dem wiedereingesetzten Bürgermeister Poll und den Befehlshabern der holländischen Truppen fast freundschaftlich empfangen. Das gemeine Volk machte keinen Versuch zum Widerstand. Der Mehrzahl der Bürger that es leid um den König, doch meinten sie, von nun an müsse man alle Hoffnung auf Napoleon setzen und in der Vereinigung mit dem größten Reich der Welt Ersatz für die verlorne Unabhängigkeit und für den Druck der Landsperre suchen. Gespannt sahen sie den Entschließungen entgegen, welche zu Paris gefaßt werden würden.

Gleich am Morgen des 3. Juli hatte Sérurier den Secretär Caraman mit der Nachricht von Ludwigs

Abdankung nach Paris abgefertigt. Caraman langte am Abend des 6. zu Paris an. An demselben Tag hatte sich Napoleon bereits einen Bericht [1]) vorlegen lassen, der die Gründe der Einverleibung Hollands auseinandersetzte. Mithin war es für Ludwig hohe Zeit gewesen, seiner Absetzung durch freiwilligen Rücktritt zuvorzukommen. Binnen drei Monaten mitten im Frieden die Gränzen Frankreichs erst bis zur Waal, dann bis zur Ems ausgedehnt zu sehen, war für die übrigen Mächte Europas wahrlich kein Grund, das Freundschaftsbündniß mit Napoleon enger zu schließen, für die Engländer aber mußte es ein Antrieb sein, den Kampf auf Leben und Tod fortzusetzen. Die durch die Vermählung mit Marie Louise und durch die Räumung Deutschlands erweckten Hoffnungen auf allgemeinen Frieden erlitten durch diese Einverleibung einen gewaltigen Stoß. Napoleon fühlte das, aber der Gedanke, die Häfen Rotterdam, Amsterdam, Helvoetsluis und den Helder zu besitzen und den Engländern so weite Zugänge zu verschließen, war unwiderstehlich. Die Abdankung seines Bruders kam ihm somit ganz gelegen, denn sie überhob ihn der Nothwendigkeit, denselben abzusetzen, und ließ die Einverleibung Hollands als eine sich von selbst verstehende Nothwendig-

---

[1]) Der Bericht ist vom 6. Juli datirt, mußte also viel früher anbefohlen sein, als die Nachricht von Ludwigs Abdankung dem Kaiser zukam. Daß diese nicht vorausgesehen war beweist folgende Stelle des Berichts: S. kais. Maj. ist entschlossen, an Ihre Seite den Durchlauchtigsten Fürsten zurückzurufen, den Sie aus Ihrer Familie genommen hatte, um ihn dem Lande Holland zu geben.

keit erscheinen. Die Art und Weise dieser Einverleibung zu bestimmen kostete ihn nur zwei Tage Zeit. Schon am 9. Juli ward das betreffende Decret unterzeichnet.

Zur Rechtfertigung wurde angegeben: da Holland ohne König sei, so ergebe sich die Nothwendigkeit, dies Land vor dem Zugreifen der Engländer zu bewahren und es unter die kräftige und wachsame Verwaltung des Reichs zu nehmen, welches dadurch eine bedeutende Ausdehnung der dem britischen Handel streng verschlossenen Küsten erhalte und zugleich einen Zuwachs seiner Seemacht gegen den Feind Europas. Den Holländern wurde gesagt: in ihrer Eingeschlossenheit zwischen dem von den Engländern gesperrten Meer und dem von den Franzosen gesperrten Festland würden sie haben zu Grund gehen müssen, theils durch Stillstand der Geschäfte, theils unter der Last ihrer öffentlichen Schuld; dagegen einverleibt dem größten Reiche der Welt würde wenigstens das Festland während des Krieges ihrem Handel geöffnet sein und im Frieden auch noch die See, so daß alsdann ihr Handel einen größeren Aufschwung nehmen würde als in den glänzendsten Zeiten der Vergangenheit. Ihre jetzt vernichtete Seemacht würde wieder aufblühen und die glorreichen Tage Tromps und de Ruyters wiedersehen, unter deren Leitung sie dem mächtigen Großbritannien die Seeherrschaft streitig machte. Die Bürger Hollands, den französischen gleichgestellt, würden in einem neuen Vaterland reichen Ersatz für das verlorne finden.

Aus diesen Gründen verfügte Napoleon mit einer Staunen erregenden Keckheit der Sprache: Holland ist mit Frankreich vereinigt. Wie vier Mo-

nate vorher Rom für die zweite, so ward jetzt Amsterdam für die dritte Stadt des Reichs erklärt. Aus Holland sollten sechs Mitglieder im Senat, sechs im Staatsrath, 25 in der Gesetzgebenden Körperschaft und zwei im Cassationshof sitzen. Alle Officiere der Land- und Seemacht wurden in ihrem Range bestätigt, die königliche Garde ward der kaiserlichen einverleibt, die holländischen Regimenter erhielten neue Nummern im Anschluß an die der vorhandenen französischen. Das Land ward in 9 Departements getheilt: Scheldemündung, Maasmündung, Rheinmündung, Südersee, Overyssel, Ysselmündung, Friesland, Westerems, Osterems. Die bisherigen Abgaben sollten bis zum 1. Januar 1811 erhoben, dann aber die leichteren französischen Abgaben eingeführt werden. Die ungeheuren Schulden Hollands aber wollte Napoleon nicht übernehmen; die von seinem Bruder verweigerte Herabsetzung derselben auf ein Drittel verfügte er jetzt selber in der Einverleibungsurkunde. Zu dieser Herabsetzung sollte auch noch die Löschung der Guthaben der Fürsten von Oranien und von Hessen kommen. Dagegen sollten zu einiger Entschädigung der andern Gläubiger die in den Jahren 1808 und 1809 schuldig gebliebenen Zinsen nachgezahlt werden. Nach dem Wegfall der Civilliste und aller sonstigen Kosten einer besonderen Regierung konnten 14 Millionen für den Antheil Hollands an den Regierungskosten Frankreichs genügen, 20 als Beitrag für das Landheer, 26 für die Seemacht, 28 zur Verzinsung der herabgesetzten Schuld. Sonach hatte Holland unter Frankreich nur 80 Millionen aufzubringen, während es als Königreich 155 aufbringen sollte und 110 aufbringen mußte, bei deren Unzulänglichkeit die

königliche Regierung Schatzwechsel ausgestellt und mit großem Verlust hatte discontiren lassen. Der Geldmangel dieser Regierung hatte die Seemacht ganz in Verfall gebracht, so daß 3000 Matrosen nach England ausgewandert waren. Napoleon ordnete auf der Stelle Arbeiten auf den holländischen Werften an und hoffte bald wieder eine tüchtige Flotte zur Freude der Holländer in segelfertigen Stand gesetzt zu haben.

Mit dem 1. Januar 1811 sollten auch die Zollschranken zwischen Holland und Frankreich fallen. Dies war eine große Erleichterung für den Handel der Holländer. In Folge des Zwistes zwischen Napoleon und Ludwig war (wie früher bemerkt) alle Einfuhr aus Holland nach Frankreich verboten. In Folge dieser Sperre hatten sich in Amsterdam und Rotterdam bedeutende Vorräthe von Zucker, Kaffee, Baumwolle und Indigo angehäuft. Diesen wurde sofort der Eingang in Frankreich gestattet zur großen Freude der holländischen Handelsleute und zu nicht geringer Freude der Verbraucher in Frankreich. Da aber diese Waaren bei der bisherigen Leichtigkeit der Einfuhr in Holland dort nicht das Viertel von dem kosteten, wie in Frankreich, so würde die freie Einfuhr derselben in Frankreich den französischen Kaufleuten, welche Vorräthe hatten, bedeutende Verluste verursacht haben. Also wurde ein Zoll von der Hälfte des Verkaufspreises angesetzt, wobei den Holländern immer noch bedeutender Nutzen blieb und zugleich dem Schatz eine ansehnliche Einnahme gesichert war. Aber die leichte Einfuhr zur See hatte jetzt in Holland ein Ende, denn Napoleon ließ eiligst den ganzen Küstenstrich von Vliessingen bis zum Texel mit Zollwachen besetzen. Zu

einiger Entschädigung versprach er den Holländern eine so große Freigebigkeit mit Licenzen, wie sie nur immer die Weltlage gestattete. Dabei vergaß er nicht die schleunige Abführung der amerikanischen Ladungen nach Antwerpen anzubefehlen.

Zu diesen allgemeinen Maßregeln im Gefolge des Decrets vom 9. Juli kamen noch einige besondere, um den Holländern die Unannehmlichkeit der Einverleibung weniger fühlbar zu machen. Gleichwie er Turin, Florenz und Rom für den Verlust der dortigen Hofhaltungen durch Einsetzung von Statthaltern mit fürstlichem Gepränge entschädigt hatte, so wollte er auch der Hauptstadt Hollands einen ähnlichen Ersatz geben. Da er kein verfügbares Mitglied seiner Familie hatte, welches den abgetretenen König hätte ersetzen und die mit der Einverleibung verbundenen Finanz- und Verwaltungsgeschäfte hätte besorgen können, so verlieh er diesen bedeutenden Posten dem Erzschatzmeister Lebrun, einem sanften, versöhnlichen, im Finanzfach erfahrenen Mann, der zuweilen seinem Herrn die Wahrheit unter der Form eines artigen Scherzes beizubringen wußte. Lebrun paßte ganz für die Holländer, hatte aber schlechte Lust, nach Amsterdam zu gehen. Darnach fragte Napoleon natürlich nichts; er wies ihm einen bedeutenden Gehalt an, gab ihm ausgedehnte Befugnisse und ließ ihn sofort abreisen. Es begleiteten ihn Daru, beauftragt, das Kammergut in Besitz zu nehmen, Hauterive, die Archive der Auswärtigen Angelegenheiten sich überliefern zu lassen, Las Cases, die Karten und Pläne in Betreff des Seewesens zu sammeln, der Ingenieur Ponthon, die Häfen, Rheden und Buchten von Vliessingen bis Emden zu besichtigen. In vierzehn Tagen

hoffte Napoleon im Besitz aller verlangten Berichte zu sein und die erforderlichen Befehle zur strengen Handhabung der Landsperre, zur Vertheidigung des neugewonnenen Landes und zur Herstellung der dortigen Seemacht geben zu können. Vor allen Dingen aber schickte er seinen Adjutanten Lauriston nach Amsterdam mit dem Auftrag, den Sohn Ludwigs nach Paris zu holen, wo er seiner Mutter zur Erziehung übergeben werden sollte.

Lauriston traf schon am 13. Juli zu Amsterdam ein und entledigte sich ohne Widerspruch seines Auftrags. Tags darauf, am 14. kam Lebrun und ward seinem Range gemäß von den bürgerlichen Behörden, der Leibgarde und der Nationalgarde am Thor empfangen. Die königliche Garde, zufrieden kaiserliche Garde zu werden, ließ einige Lebehochrufe für den Kaiser hören. Die Menge verhielt sich ruhig. Die Beamten, bedacht ihre Stellen zu behalten, begrüßten den neuen Gebieter, wie sie jederzeit und überall thun. Am folgenden Tage leisteten sie den Eid. Bei dieser Gelegenheit erinnerte einer der letzten Minister Ludwigs den Erzschatzmeister, daß er vergessen habe, Gebete in den Kirchen für den Kaiser anzuordnen. Lebrun hatte darum dem Kaiser zu berichten, daß er in Holland nicht der diensteifrigste seiner Unterthanen sei.

Die Holländer sind ruhige, ernste, schweigsame Leute, rechtlich, aber gute Berechner ihres Vortheils. Die meisten von ihnen sahen ein, daß Holland als Königreich in einer üblen Lage gewesen war, und daß die Vereinigung mit Frankreich ihre Vortheile haben konnte. Ausgesetzt den Plackereien der Engländer oder der Franzosen, ließen sie sich gefallen, zu Frankreich

zu gehören, in der Hoffnung beim Frieden die Commissionshändler des großen Kaiserthums zu werden. Die Renteninhaber freilich waren trostlos über den Verlust von zwei Drittel ihres Einkommens; aber nach ihnen ward wenig gefragt, weil sie weder bei den großen Geldmännern, noch beim gemeinen Volk etwas galten. Die großen Kaufleute waren vergnügt über den bewilligten Vertrieb ihrer überseeischen Waaren. Die Arbeiter zu Amsterdam und Rotterdam waren günstig gestimmt durch die sofortige Oeffnung der Werfte. Den Seeleuten suchte der Admiral de Winter Vertrauen auf Napoleon und Hoffnung auf baldige Wiederherstellung der holländischen Seemacht einzuflößen. So tröstete sich also die Mehrzahl über das Geschehene. Später mußte sich zeigen, wie die Holländer sich in die Einquartierung, in die Ausbebung zum Land- und zum Seedienst, in die andauernde Seesperre und in die Unannehmlichkeiten der Fremdherrschaft finden würden, die aus der Ferne und in einer andern als der Landessprache ihre Befehle gab.

Sobald die ersten Berichte seiner Beauftragten aus Holland eingelaufen waren, bestimmte Napoleon, was für die Seemacht zu geschehen hätte. Amsterdam und Rotterdam waren die beiden großen Bauhäfen des Landes. Die in Rotterdam gebauten Schiffe gingen auf den Kanälen nach Helvoetsluis, die in Amsterdam gebauten durch die Südersee nach dem Helder, um dort mit Masten und Takelwerk versehen zu werden, gleichwie die zu Antwerpen gebauten nach Vliessingen. Napoleon bestimmte, daß Niederland drei Flotten haben sollte, eine zu Vliessingen, eine zu Helvoetsluis, die dritte im Helder. Er verordnete, daß zu Amsterdam

und Rotterdam sofort Linienschiffe und Fregatten in Bau genommen, daß die noch seewürdigen Schiffe ausgebessert, und daß sofort zu Helvoetsluis fünf, im Helder neun Linienschiffe segelfertig gemacht werden sollten nebst der entsprechenden Zahl von Fregatten und Corvetten. Im folgenden Jahr sollten die Bauten und Ausrüstungen verdoppelt werden. Die dazu erforderlichen Stoffe waren in Holland vorhanden, und was an Bauholz fehlte, konnte aus der Schweiz zugeführt werden, wo es aus Mangel an Geld liegen geblieben war. Geld wußte Napoleon zu beschaffen: der Einfuhrzoll von 50 Procent und der Verkauf der amerikanischen Ladungen mußten bald die Kassen füllen. Einstweilen schoß er 20 Millionen in Tilgungskassenscheinen vor und überließ dafür der Tilgungskasse ein Gewürznelkenlager im Werth von 10 Millionen und weitere 10 Millionen Werth in holländischen Kammergütern. Die Kassenscheine standen dem baaren Gelde gleich und machten es möglich, Alles in den Häfen und auf den Werften Hollands in Bewegung zu setzen. Zugleich ließ er Matrosen anwerben, und obgleich viele nach Englang gewandert waren, hoffte er doch, gegen gute Bezahlung genug zu bekommen.

Nachdem die Einverleibung Hollands so ohne alle Schwierigkeit vollzogen war, konnte die strenge Landsperre bis zur Ems ausgedehnt werden. Der heimlich entwichene König hatte sich, wie man bald erfuhr, nach Teplitz in Böhmen begeben. Napoleon wies seine Gesandten an, ihn mit der größten Rücksicht zu behandeln, alles Unangenehme was vorgefallen war, auf Rechnung seiner schwachen Gesundheit zu setzen und alles benöthigte Geld ihm zur Verfügung zu stellen. Somit

war auch dieser persönliche Theil der holländischen Angelegenheit abgethan. Aber es fragte sich, ob die Sache so glatt bei den noch unabhängigen Mächten Europas abgehen würde, ob diese es gut heißen würden, daß Napoleon zur Abrundung seines Gebietes, zur leichteren Handhabung seiner Landsperre einfach sagte: Schelde, Maas und Rhein sind französische Flüsse, mithin gehören auch ihre Mündungen zu Frankreich, also nehme ich sie. Darüber machte sich Napoleon freilich wenig Sorge. Dem Russenkaiser ließ er durch Caulaincourt so gelegentlich sagen: Holland habe im Grunde gar nicht seinen Herrn gewechselt, denn auch unter König Ludwig sei es Frankreich unterworfen gewesen, und da König Ludwig aus Gesundheitsrücksichten abgedankt habe, so sei für Napoleon nichts anders übrig geblieben, als sein Land zu Frankreich zu ziehen, ein Gebiet, welches mehr zur See als zum Festland gehöre, dessen Häfen und Buchten nur gegen England als Angriffspunkt dienen könnten, deren Versperrung die Engläuger empfindlich treffen, deren Benutzung die Seemacht der Verbündeten kräftigen würde, so daß dann der allgemein gewünschte Friede um so leichter erzwungen werden könnte.

Mit Oestreich machte Napoleon nicht so viele Worte; den Mächten zweiten und dritten Ranges sagte er gar nichts. Diejenigen Cabinete, denen er eine Rechtfertigung zu geben sich herbeiließ, erwiderten nichts; sie beobachteten, dachten ihr Theil und warteten die Zeit ab, wo es ihnen vielleicht erlaubt sein würde, ihre Gedanken kund zu geben. Oestreich bekümmerte sich vorläufig mehr um Triest, als um Amsterdam, und Rußland fand den Helder noch nicht so

nahe bei Riga, daß es sich zum Anwalt Hollands hätte aufwerfen mögen.

Um diese Zeit ging Metternich nach Wien zurück von Paris, wo er unter dem Vorwand, die ersten Schritte der jungen Kaiserin in ihrem neuen Verhältniß zu leiten, Napoleon in der Nähe beobachtet hatte, um zu sehen, ob die Vermählung den Eroberer ruhig stimmen oder bloß eine eine kurze Vertagung seiner Plane gegen Europa veranlassen würde, ob mithin auf dauernden Frieden oder nur auf Waffenstillstand zu rechnen sei. Schon bei seiner Abreise von Paris schrieb er an Kaiser Franz: Alles wohl erwogen habe die letztere Annahme größere Wahrscheinlichkeit.

Stets geneigt, die Folgen seines Umsichgreifens sich zu verhehlen, dachte Napoleon jetzt nur daran, das neu erworbene Gebiet zur wirksamen Durchführung der Landsperre zu benutzen. Er fand, daß trotz der strengen Grenzaufsicht, trotz den harten Strafgesetzen gegen den Schmuggel immer noch überseeische Waaren eingeschwärzt wurden. Ein Lohn von 40 — 50 Procent stachelte die Schmuggler zur Erfindsamkeit und zu Wagnissen. Die Bezahlung solchen Lohnes ergab freilich für die englischen Handelsleute große Verluste, und die Entwerthung der Waarenvorräthe in England mußte reißende Fortschritte machen, während die Fabrikanten des Festlandes in den um 50, 60 bis 80 Procent gesteigerten Waarenpreisen Antrieb genug fanden, sich auf Baumwollenweberei, Gewinnung des Zuckers aus Trauben und Runkelrüben, der Soda aus Seesalz und der Farbstoffe aus einheimischen Erzeugnissen mit Eifer zu werfen. Diese für den französischen Gewerbfleiß so vortheilhaften, für den englischen Credit so nachtheiligen

Umstände hatten jedoch das Verdrießliche, daß sie den Schmugglern jeder Herkunft 50 Procent aus den Taschen der Verbraucher, zumal in Frankreich, eintrugen. In Paris waren die überseeischen Waaren am theuersten, je weiter von Paris, desto wohlfeiler. Der Preis von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo stand in Antwerpen niedriger als in Paris, in Amsterdam niedriger als in Antwerpen, in Hamburg niedriger als in Amsterdam, denn je weiter von dem Mittelpunkt der kaiserlichen Verwaltung, desto weniger wirksame Aussicht. Eine völlige Ausgleichung konnte selbst durch die Einverleibung Hollands und durch die Anwesenheit Davouts in Hamburg nicht bewirkt werden.

Der Gedanke, den Schmugglern einen hohen Lohn und einen höheren in Frankreich als anderwärts zuzuwenden, brachte Napoleons Geist in eine fieberhafte Aufregung. Er hielt wöchentlich oft zwei Rathssitzungen in Handelsangelegenheiten und mußte in denselben stets den Einwurf hören, trotz allen seinen Maßregeln dringe der Schmuggel über seine Gränzen und mache an den eingeschwärzten Waaren einen bedeutenden Gewinn, zu welchem die französischen Verbraucher am meisten steuern müßten. — „Dem Unfug will ich steuern!" sagte er eines Tages nach aufmerksamer Vergleichung der Zollrechnungen. „Ich will den Engländern einen Strich durch ihre Rechnung machen. Von nun an erlaube ich die Einfuhr der Colonialwaaren gegen einen Zoll von etwa 50 Procent. Der mit der Einfuhr aus Holland gemachte Versuch ist ganz befriedigend ausgefallen. Dieser Zoll wird die Waaren in London auf ihren Spottpreisen und bei uns auf ihrer Höhe halten. Die Aufsicht wird verschärft. Frachten, Provision und Ein=

fuhrgebühr bleiben für die Engländer dieselben, nur müssen sie von nun an die Einfuhrgebühr an mich entrichten, statt an die Schmuggler. Die Entwerthung ihrer Waaren dauert fort, und eben so der hohe Preis, welcher meinen Fabrikanten zur Aufmunterung dient. Indem so mein Schatz allen Gewinn der Schmuggler zieht, zwinge ich die Engländer, die Kosten der Wiederherstellung meiner Seemacht zu tragen."

Napoleon ließ sich die Marktberichte von den verschiedenen Handelsplätzen in Europa vorlegen, und nach sorgfältiger Vergleichung derselben fand er, daß der Zoll von 50 Procent den für die Engländer verderblichen niederen Stand der Preise zu London erhalten würde, auf dem Festland aber die hohen Preise zum Schutz der französischen Fabriken, und daß derselbe eine Ausgleichung der Preise in Paris, in Amsterdam, in Hamburg und in der Schweiz herbeiführen würde, so daß z. B. in Mülhausen die Spinner ihre Baumwolle nicht theurer zu bezahlen brauchten, als die in Zürich. Und was für ihn in dem Augenblick ganz besonders wichtig war, seinem Schatz wurde durch den Zoll ein dringend nöthiger Zufluß gesichert. Um diese Ergebnisse zu erzielen, nahm er keinen der Grundsätze seiner Landsperre zurück, nur in der Handhabung ließ er eine Veränderung eintreten. Das Verbot des Verkehrs mit den Engländern blieb in Kraft nebst der Bestimmung, daß alle erweislich aus englischen Händen kommenden Colonialwaaren und alle englischen Fabrikwaaren der Wegnahme zum Beßten des Schatzes unterlägen. Aber es gab auch Colonialwaaren erlaubten Ursprungs. Dazu gehörten die von Kapern aufgebrachten, die unter Licenz oder von wahren Neutra-

len eingeführten. Diesen Waaren erlaubten Ursprungs gestand Napoleon freien Absatz zu gegen Entrichtung des Zolles von 50 Procent und gegen Ursprungszeugnisse. Aber die Waaren wirklich erlaubten Ursprungs würden weder den Bedarf gedeckt, noch die berechneten Einnahmen für den Schatz geliefert haben. Also ward den Zollämtern (wie in den Archiven der Zollverwaltung nachzulesen ist) insgeheim ausdrücklich vorgeschrieben, die Echtheit der Ursprungszeugnisse keiner strengen Untersuchung zu unterwerfen und die in London nachgemachten oder die von bestochenen Consuln ausgestellten als echt gelten zu lassen, kurz alle Colonialwaaren frei verführen zu lassen, die beim Eingang über eine Land- oder Seegränze den Zoll von 50 Procent ihres Werthes entrichtet hätten. Da ein solcher Zollsatz vor dem Verkauf der Waaren schwer zu entrichten war, so wurde bestimmt, daß die Zahlung in Geld oder in Wechseln oder in Waare, d. h. in Ueberlassung der Hälfte ihres Gewichts ans Zollamt geschehen könne.

Seinem neuen Zollgesetz gab Napoleon rückwirkende Kraft, indem er bestimmte: Für jede vorfindliche Colonialwaare muß der Zoll von 50 Procent bezahlt werden, wofern nicht nachzuweisen ist, daß er bereits bezahlt ist, jede diesem Zoll entzogene Colonialwaare wird als eingeschwärzt weggenommen. Zu dem Ende verfügte Napoleon gleichzeitig an allen seiner Gewalt unterworfenen Orten plötzliche Nachsuchungen nach Colonialwaaren, die Erhebung des Zolles von den offen vorgezeigten Vorräthen und die Wegnahme der verheimlichten, so daß dem Schatze Frankreichs oder des betreffenden verbündeten Landes entweder die ganze Waare oder die Hälfte ihres Werthes zufiele. Große

Niederlagen eingeschwärzter Colonialwaaren gab es nicht bloß in Holland, sondern auch in Bremen, Hamburg, Holstein, Pommern, Danzig, Preußen, Leipzig, Frankfurt, Augsburg, in der Schweiz, welche ein Aushelfer Englands geworden war, in Venedig, Genua, Livorno und Neapel.

Für ihren Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Tabak, ihre Baumwolle, Cochenille, Farbhölzer, Häute wollte Napoleon die Engländer zwingen, seinem Schatz die möglich höchste Steuer zu entrichten, dagegen die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes wollte er nicht etwa bloß für sie entwerthen, sondern, wo er sie fände, vernichten. Also verfügte er weiter, daß alle englischen Kunsterzeugnisse, wo und bei wem man sie auch fände, weggenommen und öffentlich verbrannt werden sollten.

Diese Verfügungen wurden in einem Decret vom 5. August ausgesprochen, und gleichzeitig wurden Eilboten in die Länder des Rheinbundes, in die Schweiz, nach Italien, Oestreich, Preußen, Dänemark, Schweden und Rußland abgefertigt mit Befehlen oder dringenden Empfehlungen, die Bestimmungen desselben zu vollziehen. Man öffne, sagte er, mit dem Degen der Zollwächter die Colonialwaarenlager und nehme entweder die Hälfte ihres Werthes oder eigne sich den ganzen englischen Schmuggelkram zu. So wird man sich auf Kosten des Feindes bereichern, dem Handel desselben einen tödtlichen Schlag versetzen und durch Räumung der schwer zu beaufsichtigenden Lager den Schmuggel für die Zukunft fast unmöglich machen. Sofort ging er mit gutem Beispiel voran. Im eigentlichen Frankreich konnten seine Fischzüge nicht viel einbringen, denn dort hatten die Zollwächter wenig

Schmuggelwaaren durchgelassen. Die Hauptniederlagen waren an den Gränzen. Um sie ganz oder zur Hälfte sich anzueignen, hatte er die Keckheit, auszusprechen: Jedes innerhalb vier Tagereisen von der französischen Gränze befindliche Waarenlager ist offenbar in der Absicht errichtet, Frankreich zu benachtheiligen, mithin habe Frankreich in ihnen nachzusehen und die Schuldigen zu strafen. Hiernach befahl er seinen Generalen im nördlichen Spanien, an allen verdächtigen Orten nachsuchen zu lassen. Den Vicekönig Eugen wies er an, unversehens 6000 Italiener in Tessin einrücken und eine Niederlage ausleeren zu lassen, die bisher ihre Waaren in ganz Italien vertrieben hatte. In Bern und Zürich wollte er keine französischen Truppen anwenden; er begnügte sich, einen französischen Zolldirector hinzuschicken, der die Schweizer Soldaten anwies, wie und wo sie zu suchen hatten. Zu Frankfurt ließ er die Wegnahme mittelst eben durchziehender Mannschaften Davouts bewerkstelligen. In Karlsruhe, Stuttgart, München und Dresden hatte man bereitwillig das Decret vom 5. August angenommen und vollzog es auf der Stelle, wenn auch nicht so scharf wie Napoleon selber. In Bremen, Hamburg und Lübeck nahmen die französischen Befehlshaber ohne die Obrigkeit zu fragen, auf unmittelbare Weisung des Kaisers die großen Waarenvorräthe weg. Eben so ging es in der freien Stadt Danzig und in den preußischen Festungen Cüstrin und Stettin. Die letzteren anlangend erklärte Napoleon dem König von Preußen, der Werth der dort weggenommenen Waaren solle ihm an seiner Schuld in Abrechnung gebracht werden. Uebrigens hatte Preußen sich das

Decret vom 5. August angeeignet. Dasselbe that Dänemark. Napoleon aber hatte diesen treuen Bundesgenossen im Verdacht, daß er es mit der Vollziehung eben so wenig genau nehmen würde, wie mit der Sperre, trotzdem eine Menge englischer Waaren unter dem Vorwand, sie seien von Dänischen Kapern erbeutet, in Holstein eingeführt und zur Einschwärzung in Deutschland aufgestapelt waren. Um dieses Schmuggelnest auszuleeren, erlaubte Napoleon die Einfuhr seines Inhaltes zum Zoll von 50 Procent. Schweden wurde zur Annahme des Decrets geschreckt durch die Drohung ihm Pommern wegzunehmen, wenn es nicht dem englischen Handel in Stralsund ein Ende machte.

Oestreich erklärte, es könne von dem Decret keinen Gebrauch machen, da es durch Frankreich von der See abgeschnitten sei. Rußland sagte, der Zoll von 50 Procent möchte anderwärts gut sein, bei ihm lasse er sich nicht anwenden; doch werde es, dem Bunde gegen England treu, dem englischen Handel alle sonstigen Hindernisse in den Weg legen. Beiläufig gab es zu verstehen, daß ihm die Anwesenheit französischer Truppen in Danzig nicht behage. Die Schweizer erhoben einige Einwendungen, aber Napoleon erwiderte einfach, er werde nicht dulden, daß ein Land, welches ihm seine Ruhe und seine Unabhängigkeit verdanke, der Spießgesell seiner Feinde und ein Stein des Anstoßes für seine Macht werde.

Die Beute, welche in Nordspanien, in Livorno, Genua, Venedig, im Tessin, in Frankfurt, Bremen, Hamburg, Stettin und Danzig gemacht wurde, war ungeheuer, denn um den Eifer der Zollwächter und Soldaten zu stacheln, war ihnen der fünfte Theil der

entdeckten heimlichen Vorräthe zugesagt. Die Verzollung brachte dem Schatz sofort baare 150 Millionen ein. Dazu kam noch der Erlös aus den an Zolles Statt überlassenen oder wegen Verheimlichung weggenommenen Waaren. Die in Holland erbeuteten wurden nach Antwerpen geschafft und dort einer mehrere Wochen andauernden Versteigerung ausgesetzt, welche die angenehmsten Preise ergab. Die aus Norddeutschland wurden nach Magdeburg geschafft und auf den dortigen Basteien unter Zelten aufgestapelt, um von da in Pulverwagen nach Mainz, Straßburg und Köln verführt zu werden. In Mainz, Straßburg, Mailand und Venedig wurden ähnliche Versteigerungen angeordnet wie in Antwerpen. Während so der französische Schatz das Gut englischer Kaufleute oder ihrer Handelsfreunde an sich zog, wurden die ausfindig gemachten englischen Fabrikate überall öffentlich verbrannt. Die Menge dieser der Vernichtung geweihten Waaren war bedeutend, besonders in Deutschland. Um diese Zeit lagen an 700 britische Handelsschiffe an den schwedischen und dänischen Küsten unter dem Schutz der englischen Flotten. Auf die Kunde von den Wegnahmen und Verbrennungen verzichteten sie auf die Hoffnung des Absatzes und traten größtentheils den Rückweg an. Auf diesem fielen manche in die Hände französischer Kaper, die übrigen trugen dazu bei, in England die Masse unverkäuflicher Waaren zu vermehren. Die in Helgoland aufgehäuften gedachte Napoleon in seine Hände zu bekommen, indem er unvermuthet ein paar Tausend Mann dort landen ließe.

Den französischen Fabrikanten zu Gefallen nahm Napoleon keinen Anstand, Plackereien gegen seine

Bundesgenossen zu üben. Die Franzosen behaupteten, ihr Baumwollengespinnst und ihre Gewebe seien besser als die der Schweizer, dennoch aber seien die Gewebe dieser unverhältnißmäßig wohlfeil, nicht nur weil der Arbeitslohn bei ihnen geringer sei, sondern auch, weil sie sich die Rohstoffe durch Schmuggel verschafften. Daraufhin schrieb Napoleon an den Vicekönig Eugen, er habe den Eingang dieser Schweizerwaaren in Italien zu untersagen, und fügte hinzu: „Italien kann ein Opfer für Frankreich bringen, das so viel für es gethan hat, wo nicht, so werde ich mit ihm verfahren wie mit Holland.“ Die Nöthigung, theure französische Baumwollenzeuge statt wohlfeiler schweizerischer zu kaufen, war nicht das einzige Opfer, welches er dem dankbaren Italien zumuthete. Unter dem Vorwand, daß die Italiener ihre Seide durch Deutschland nach England gehen ließen, wo sie zur Ausfuhr nach Amerika verarbeitet werde, erhöhte er den Ausgangszoll für rohe Seide an den Gränzen von Tirol und der Schweiz um ein Drittel, so daß die Italiener genöthigt wurden, alle ihre Seide über Nizza und Chambery den Lyoner Fabrikanten zu liefern.

Den ganzen Seehandel in seinem Gebiet machte Napoleon von einer Licenz abhängig. Ursprünglich war die Licenz nur aus Anlaß der Zulassung fremden Korns in England ausnahmsweise einzelnen Schiffen ertheilt worden. Jetzt verfügte Napoleon, daß jedes Schiff, auf dem Mittelmeer oder Weltmeer, welches nicht eine Licenz aufzuweisen hätte, von den Kapern aufgebracht werden dürfe. Die Licenz enthielt Angabe des Hafens, von dem das Schiff auslief, seiner Bestimmung, seiner Ladung und seiner Rückfracht. Es

wurde jedem Schiff erlaubt, überallhin, selbst, ohne Rücksicht auf die Decrete von Mailand und Berlin, nach England zu fahren (wo es natürlich seine Herkunft verleugnen müßte), wofern es nichts anders als Getreide, Lein-, Seidenwaaren, Tuch, Pariser Waaren und Weine ausführte, und nicht anders als Bedürfnisse des Schiffbaus, amerikanische Baumwolle, Indigo, Cochenille, Farbholz, Reis, Tabak zurückbrächte. Die Einfuhr von Zucker und Kaffee auf dem atlantischen Meer wurde verboten. Im Mittelmeer bestand die erlaubte Ausfuhr in Korn, Oel, Wein, Tuch, Glas, Seife und sonstigen französischen Erzeugnissen, die erlaubte Einfuhr namentlich in levantischer Baumwolle, Mokkakaffee und Materialwaaren. Auf diese Art war der ganze Handel durch Decret geregelt, d. h. fast unmöglich gemacht. Alle Kunst der Welt konnte nicht bewirken, daß England sich nöthigen ließ, französische Waaren zu kaufen, wenn Frankreich keine englischen kaufen wollte. Was Napoleon erlangt hatte, war ein durch gewaltsame Mittel dem englischen Credit gegebener Stoß, indem er alle Waaren entwerthete, die dem Papier der englischen Bank zur Gewähr dienten. Bei beharrlichem Fortgehen auf diesem Wege war die Wirkung unabsehbar.

Während Napoleon in dieser Weise den englischen Handel zu Grund zu richten suchte, bereitete er ihm zugleich eine andere Gefahr, nämlich die eines Bruchs mit Amerika. Er hatte die aus Anlaß der Wegnahme amerikanischer Ladungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten angeknüpften Unterhandlungen fortgesetzt und sich bereit erklärt, ausnahmsweise für diese

(und nur für diese) seine Decrete von Mailand und von Berlin zurückzunehmen, wenn Amerika England dahin brächte, seine Neutralität zu achten. Er hatte außerdem die Amerikaner mit der Versicherung erfreut, er habe nichts dagegen, wenn sie das, der Krone Spanien gehörige Florida wegnähmen, und daß die spanischen Colonien frei würden. Uebereinstimmend mit jener Erklärung erließ er ein Decret, welches die von Berlin und Mailand vom 1. November 1810 an für die Nordamerikaner außer Kraft setzte, so daß diese in die Häfen Frankreichs einlaufen könnten, wofern sie entweder von den Engländern die Zurücknahme der Geheimerathsverordnungen erwirkten, oder verweigerten, sich ihnen zu unterwerfen, und ihre Weigerung durch entsprechende Maßregeln behaupteten.

Die Nordamerikaner mußten nun, selbst auf die Gefahr eines Kriegs mit England hin, darauf bestehen, daß dieses ihre Neutralität gelten ließ. Sie hatten bereits ihr Embargogesetz, mit dem sie sich selbst die Fahrt nach Europa, den Engländern und Franzosen aber das Einlaufen in amerikanischen Häfen untersagte, als unzweckmäßig mit einem andern vertauscht, welches ihren Angehörigen bloß den Verkehr mit England und mit Frankreich verbot. Zugleich hatten sie erklärt, sie würden dies Verbot in Bezug auf diejenige Macht aufheben, welche auf ihre Gewaltmaßregeln gegen die Neutralen verzichtete. England nahm nun ebenfalls seine Geheimerathsverordnungen für die Amerikaner zurück und befreite sie von der Verbindlichkeit, in der Themse anzulegen und eine Gebühr zu entrichten. Aber es erklärte, die Neutralen dürften sich nicht in fran=

zösische Häfen begeben, denn diese seien von Emden bis zur spanischen Gränze, von Marseille bis Orbitello, von Triest bis Pesaro gesperrt.

Diese Sperrung wollten die Amerikaner nicht anerkennen. Vergebens warnten die Engländer sie, den schönen Worten Napoleons nicht zu trauen, der im Laufe des Jahres die feindseligsten Anträge gegen Amerika in London gemacht habe. Der Präsident der Union erklärte durch eine Kundmachung, wenn England nicht bis zum 2. Februar 1811 die bloß auf dem Papier bestehende Sperre europäischer Häfen aufgehoben hätte, so würde das Verbot des Verkehrs mit England streng festgehalten werden, während dasselbe in Bezug auf Frankreich aufgehoben sei. Es war vorauszusehen, daß die Engländer auf ihrer Sperrung der französischen Häfen beharren und nach solchen Häfen bestimmte amerikanische Schiffe aufbringen würden, was sie in Krieg mit Amerika verwickeln konnte.

Die Mittel, welche Napoleon zum Verderben des englischen Handels anwandte, beweisen seinen erfinderischen Geist, die Tiefe seiner Berechnungen und zugleich seine Leidenschaftlichkeit. Diese Mittel konnten zum Ziel führen, aber auch darüber hinaus. Denn es fragte sich, ob nicht die zur Aufrechthaltung der Landsperre genöthigten Bundesgenossen England in die Arme getrieben wurden. Es war also darauf Bedacht zu nehmen, daß dem Zustand verhaßter Hemmungen und Entbehrungen bald ein Ende gemacht, daß mit allen Kräften der spanische Krieg zum schnellen Ende

geführt und England so zum Frieden genöthigt würde. In Spanien mußte sich das Schicksal des Kaiserreichs entscheiden. Dort mußte bald der entscheidende Schlag geführt werden, wenn man nicht eine zwangvolle Lage verlängern wollte, welche, ehe sie für England unerträglich wurde, es leicht für Frankreichs gezwungene Bundesgenossen werden konnte, und selbst für seine aufrichtigsten Freunde, vielleicht auch für es selber.

Neununddreißigstes Buch.

Torres Vedras.

Kriegsbegebenheiten in Spanien zu Ende des Jahres 1809. — Nach der Schlacht bei Talavera ziehen sich die Engländer nach Estremadura und bleiben dort lange unthätig stehen. — Der Gesammtvolksrath zu Sevilla verliert sein Ansehen; statt seiner sollen die Cortes zu Anfang 1810 zusammentreten. — Begebenheiten in Catalonien und Aragon. — Geschickte Bewegungen des Generals Saint-Cyr zur Deckung der Belagerung von Gerona. — Lange, heldenmüthige Vertheidigung dieser Festung durch die Spanier. — Saint-Cyr fällt in Ungnade und wird durch Augereau ersetzt. — Verhalten des Generals Suchet in Aragon nach der Einnahme von Saragossa. — Gefechte bei Alcaniz, bei Maria, bei Belchite. — Vollständige Besitznahme von Aragon und geschickte Verwaltung Suchets. — Beunruhigende Zunahme der Guerillasbanden in ganz Spanien, besonders im nördlichen. — Statt sich auf Guerillaskrieg zu beschränken, wollen die Spanier, dem Rathe der Engländer zuwider, Großthaten ausführen und rücken gegen Madrid. — Schlacht bei Ocaña am 19. November und Zerstreuung des letzten spanischen Heeres. — Schrecken und Verwirrung in Sevilla. — Absicht der Junta, sich nach Cadiz zurückzuziehen. — Anfang des Jahres 1810. — Plane der Franzosen für den neuen Feldzug. — Verwendung der von Napoleon geschickten zahlreichen Verstärkungen. — Lage Josephs in Madrid. — Sein Hof. — Seine Grundsätze der Verwaltung und Kriegführung im Widerspruch mit denen Napoleons. — Joseph will den Sieg bei Ocaña zu einem Einfall in Andalusien benutzen, in der Hoffnung, dort große Hülfsquellen zu finden. — Abgehend von seinem Entschluß, all seine Kräfte gegen die Engländer zu wenden, erlaubt Napoleon den Zug nach Andalusien, vorbehaltlich seine Truppen aus Andalusien gegen Portugal vorgehen zu lassen. — Marsch Josephs durch die Sierra Morena. — Besetzung von Bailen, Cordoba, Sevilla, Granada und Malaga. — Der Fehlgriff Josephs,

nicht geradezu auf Cadiz loszugehen, verstattet der Junta und den spanischen Truppen, sich in diese Seestadt zurückzuziehen. — Beginn der Belagerung von Cadiz. — Für diese ist das erste Corps bestimmt, das fünfte wird nach Estremadura geschickt, das vierte nach Granada. — Verzettelung der französischen Heeresmacht. — Während des Zugs nach Andalusien verwandelt Napoleon die Provinzen nördlich vom Ebro in Statthalterschaften mit der Absicht, sie zu Frankreich zu schlagen. — Joseph geräth darüber außer sich und schickt zwei seiner Minister nach Paris, um gegen die beabsichtigte Einverleibung Einspruch zu erheben. — Nach langer Verzögerung wird endlich der Feldzug von 1810 begonnen. — Während Suchet die aragonischen Festungen belagert und Soult Cadiz und Badajoz berennt, soll Massena Ciudad Rodrigo und Almeida nehmen und dann mit 80,000 Mann gegen Lissabon ziehen. — Belagerung von Lerida. — Nachdem Massena ungern den Befehl über das Heer gegen Portugal übernommen, kommt er im Mai 1810 nach Salamanca. — Trauriger Zustand, in welchem er dies Heer findet. — Seine Unterbefehlshaber sind nicht geneigt, ihm zu gehorchen. — Das Heer, welches 80,000 Mann zählen sollte, rückt höchstens 50,000 Mann stark ins Feld. — Bemühungen Massenas, Alles, was fehlt, zu ersetzen. — Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida und Einnahme dieser Festungen im Juli. — Massena bereitet sich, längs des Mondego in Portugal einzudringen. — Schwierigkeit der Beschaffung von Lebensmitteln und Heergeräth. — Massena geht am 15. September über die Gränze. — Ritter Arthur Wellesley wird Lord Wellington. — Seine Gedanken über Spanien und Portugal. — Er wählt eine unbezwingliche Stellung vor Lissabon, um allen Streitkräften zu widerstehen, welche Napoleon nach Portugal schicken kann, und macht sich bereit, in dieselbe sich zurückzuziehen, indem er hinter sich alles zerstört, was den Franzosen dienen könnte. — Rückzug des englischen Heeres nach Coimbra. — Massena verfolgt die Engländer längs des Mondego. — Schwierigkeiten seines Marsches. — Die Engländer machen Halt auf der Sierra de Alcoba. — Schlacht bei Busaco am 26. September. — Die Franzosen können die Stellung bei Busaco nicht bezwingen und umgehen sie. — Eiliger Rückzug der Engländer nach Lissabon zu und lebhafte Verfolgung durch die Franzosen. — Am 9. und 10. October rücken die Engländer in die Linien von Torres Vedras ein. — Beschreibung dieser Linien. — Massena erkundet dieselben genau und kann nicht hoffen, sie zu bezwingen. — Er beschließt, einstweilen die Engländer darin abzusperren bis zur Ankunft von Verstärkungen. — Er nimmt eine gute Stellung am Tajo zwischen Santarem und Abrantes, und sucht sich eine Schiffbrücke zu verschaffen, um auf beiden Ufern sich bewegen und auf Kosten der

reichen Landschaft Alemtejo leben zu können. — Sendung des Generals Foy nach Paris mit dem Auftrag, dem Kaiser Bericht über den Feldzug zu erstatten und Weisungen und Unterstützung zu begehren. — Zustand des englischen Heeres in den Linien von Torres Vedras. — Verdruß Wellingtons mit der portugiesischen und mit der englischen Regierung. — Volksstimmung in England. — Besorgnisse wegen des englischen Heeres und Neigung zum Frieden, besonders seit strenger Handhabung der Landsperre. — Der Fürst von Wales wird Regent. — Stellung dieses Fürsten zu den Parteien im Parlament. — Der geringste Umstand kann der Opposition die Oberhand geben und den Frieden herbeiführen. — Reise des Generals Foy durch Portugal und Spanien. — Ankunft zu Paris und Vorstellung beim Kaiser.

Nach der Schlacht bei Talavera und nach dem Verlust des Puente del Arzebispo hatten die Engländer und Spanier sich eilig vom Tajo nach dem Guadiana zurückgezogen. War auch die Schlacht unentschieden geblieben, so hatte sie doch für die Engländer und Spanier die Wirkung einer Niederlage gehabt, weil die unmittelbar erfolgende Zusammenziehung der französischen Streitkräfte am Tajo sie nöthigte, mit Zurücklassung ihrer Verwundeten, ihrer Kranken und eines Theils ihres Geräthes, sich eilig in den Süden zu werfen. Die Spanier hatten sich hinter die Sierra Morena nach Andalusien geflüchtet, Wellesley hatte bei Badajoz tief in Estremadura eine Stellung genommen, aus welcher ihm der Rückzug nach Portugal gesichert war. Estremadura ist reich an Korn und Vieh, nichtsdestoweniger hatte Wellesley über Mangel zu klagen, weil die Spanier nicht einmal ihre eignen Truppen zu versorgen verstanden, geschweige fremde. Die Größe der Gefahr erkennend, der er bei Talavera mit genauer Noth entgangen, war, beschloß der englische Feldherr,

sich nicht leichthin ins Innere zu wagen. Wenn man ihm zuredete, wieder etwas gegen die Franzosen zu versuchen, so verwies er auf die unmäßige Sommerhitze, bei welcher Unthätigkeit das Vortheilhafteste sei. Den Spaniern besonders rieth er, sich ja in keine Schlacht einzulassen, sondern eine gute Stellung in der Sierra Morena zu nehmen, hier Andalusien standhaft zu vertheidigen und die Wirkungen des Wetters abzuwarten, welche allerwärts nachtheilig für die Eindringlinge sind, zumal in einem so heißen Land wie Spanien. Zugleich empfahl er ihnen, die Zeit der Ruhe dazu anzuwenden, daß sie endlich einmal lernten sich zu regieren, zu verwalten und ihre Truppen zu regeln.

Diese in derber Sprache gegebenen Rathschläge klangen übel in den Ohren der Spanier und wurden von ihnen nicht begriffen. Dies Volk, welches sich dem Königthum zu Liebe mit demselben Ingrimm erhoben hatte, wie zwanzig Jahre zuvor die Franzosen der Freiheit zu Liebe, thaten alles, was sie vornahmen, mit der Gluth von Südländern. Bei der Schwierigkeit, gleichzeitig ihre Regierung zu ordnen und dem furchtbaren Andrang eines Eroberers zu widerstehen, würden wohl auch minder leidenschaftliche und unerfahrne Völker sich ungeschickt und schwerlich so standhaft gezeigt haben. Uebrigens bezog das spanische Volk die Vorwürfe Wellesleys nicht auf sich, sondern schob sie dem Gesammtvolksrath in Sevilla zu, der an die Stelle der Regentschaft zu Aranjuez getreten war. Dieser mußte Alles verschuldet haben.

Waren die Engländer unzufrieden, so wurde dies nicht einem Maß von Bedürfnissen zugeschrieben, wie

man es in Spanien nicht kannte, und blieben sie unbeweglich, so sah man den Grund davon nicht in der Hitze und in kluger Berechnung. Konnten die von Mönchen geführten spanischen Banden nicht den kriegsgeübten Schaaren Napoleons widerstehen, so fand man dies nicht natürlich. Die Ursache von allen Widerwärtigkeiten sollte in dem Uebelwollen und in der Unfähigkeit der Junta Central liegen. Dieser unglückliche Gesammtvolksrath mußte nicht nur von allen Parteien, die nicht seiner Ansicht waren, Zurechtweisungen anhören, sondern auch von den eifersüchtigen Volksräthen der Landschaften. Dem Volksrath von Sevilla gefiel es nicht, die Oberbehörde unmittelbar über sich zu haben, der von Valencia pochte auf seine Unbezwinglichkeit, die er durch seinen erfolgreichen Widerstand bewiesen zu haben glaubte, der zu Badajoz stimmte in die Vorwürfe der Engländer ein und mahnte die Gebieter täglich, die Cortes zusammen zuberufen, von denen man jetzt die Heilung aller Schäden erwartete.

Der Gesammtvolksrath war seiner traurigen und gefährlichen Rolle so müde, daß er herzlich gern seine Gewalt in die Hände des Cortes niedergelegt haben würde. Aber das Verlangen nach deren Einberufung war keineswegs allgemein. Zwar war die Erhebung Spaniens nicht gleich der Frankreichs im J. 1789 ein Ausbruch des Freiheitsdrangs sondern vielmehr der Anhänglichkeit ans Königthum gewesen, aber allmählig hatte sich auch der Freisinn eingestellt. Es gab eine große Zahl aufgeklärter Männer, welche die Beseitigung des rechtmäßigen Königs dazu benutzt wissen wollten, die von der Zeit gebotenen Veränderungen einzuführen, so daß der König, wenn er einst zurückkäme, Spanien

neugestaltet und verjüngt fände. Sie glaubten, dies sei nicht nur ein natürliches Recht jedes Volkes, sondern auch besonders noch des spanischen, welches so große Opfer für seinen König bringe. Die Hervorragendsten unter diesen Aufgeklärten hielten dies Streben um so mehr für pflichtmäßig, als die Abstellung der Mißbräuche durch die Vertreter des Volks dem Eroberer den einzigen Vorwand nahm, mit dem er sein Zugreifen beschönigte und in den Augen mancher Spanier sogar rechtfertigte, nämlich: daß er die Wiedergeburt Spaniens beabsichtige. Solche Gesinnung hegten viele Mitglieder des hohen Adels und die Mehrzahl der Gebildeten. Eine Minderzahl dieser hatte den Popanz der französischen Revolution vor Augen und wollte Alles beim Alten gelassen wissen. Für Beibehaltung der Mißbräuche war der unwissende Theil des Adels, der größte Theil der Geistlichkeit, des Richterstandes und der Kriegsleute. Die Freisinnigen wollten Einberufung verfassungsgebender Cortes, die Stillstandsmänner wünschten, daß man wieder auf eine königliche Regentschaft zurückkäme, deren fünf oder sechs Mitglieder aus der Zahl der Heerführer, der Bischöfe und der ehemaligen königlichen Minister zu nehmen wären. Die Häupter der Stillstandspartei waren die Brüder Palafox, welche Saragossa vertheidigt hatten, der Herzog von Infantado, der Graf von Montijo, der sich gern unter das gemeine Volk mengte, der wunderliche General Gregor de la Cuesta, der Markgraf de la Romana, Befehlshaber des Nordwestheeres, und der gewesene Minister Florida Blanca. An der Spitze der Fortschrittsmänner glänzte Jovellanos, und neben ihm machten sich damals zuerst

Toreno, Arguelles und andere Männer bekannt, die später größere Bedeutung erlangt haben.

Die Häupter der Stillstandsmänner kamen überein den Gesammtvolksrath zu sprengen und sich als königliche Regentschaft an seine Stelle zu setzen. Sie suchten den englischen Gesandten Heinrich Wellesley, Bruder des Feldherrn, für sich zu gewinnen, dieser aber fand es angemessen, den bedeutendsten Männern des Gesammtvolksrathes Warnung zukommen zu lassen, obwohl die englische Regierung weder für diese noch für den Fortschritt eingenommen war. Der Anschlag wurde vereitelt, und um dergleichen nicht ferner ausgesetzt zu sein, verfügte der Gesammtvolksrath, daß zu Anfang des J. 1810 die Cortes zusammenträten, deren Wahlart, Sitzungsort und Eröffnungstag später bekannt gemacht werden solle. Uebrigens erkannte er, daß er zum Regieren zu vielköpfig sei, und ernannte eine Vollzugscommission von sechs Männern, sich selber bloß die Gesetzgebung vorbehaltend. In dieser Commission saß unter andern der Stillstandsmann Romana, der sich zu Großthaten befähigt hielt, seitdem er seine Truppen aus Dänemark entführt hatte. Er war aus dem Norden nach Andalusien versetzt worden mit dem Auftrag, das Heer dort neu zu bilden.

Spanien zählte damals drei Heere: das Heer der Linken, welches sich in Galicien, Asturien, Leon und Altcastilien mit Ney, Kellermann und Bonnet herumschlug, — das der Mitte in Estremadura, der Mancha und Andalusien, welches die Schlachten bei Medellin, bei Ciudad Real und bei Almonacid verloren hatte, sich aber einbildete, bei Talavera gesiegt zu haben, — endlich das Heer der Rechten unter Reding und Blake,

welches während des ganzen Jahres 1809 Catalonien dem General Saint-Cyr und Aragon dem General Suchet streitig machte. Die neue Vollzugscommission faßte den Gedanken, das Heer der Mitte auf eine bedeutende Stärke zu bringen und den falschen König Joseph, der 80,000 Mann Franzosen unter Victor, Mortier, Soult, Sebastiani und Dessoles zur Verfügung hatte, aus Madrid zu jagen. Vergebens warnte Arthur Wellesley vor großen Schlachten, bevor die spanischen Truppen besser geschult seien. Den Kern des neuen Heeres der Mitte bildete das Heer von Estremadura, welches unter Cuesta an der Schlacht bei Talavera Theil genommen, und die Reste des Heeres der Mancha, welches unter Venegas bei Almonacid geschlagen worden war. Dazu kam noch eine Abtheilung Valencianer. Die Ausrüstungsgegenstände lieferten unter der Hand die Engländer. Anfangs war Cuesta zum Befehlshaber des Heeres der Mitte bestimmt, da er aber mehrmals gedroht hatte, abzudanken so nahm man ihn endlich beim Wort und ersetzte ihn durch Eguia, der bis jetzt noch nicht in dem Falle gewesen war, eine Schlacht zu verlieren. Die Absicht war, in der kühleren Jahrszeit auf Madrid loszugehen. Um diesen Angriff zu erleichtern, drängte die Regierung in Sevilla die Befehlshaber im Norden, sich zu rühren damit Joseph einen Theil seiner Truppen rückwärts schicken müßte.

In Catalonien hatte General Saint-Cyr sich das ganze Jahr 1809 mit den Catalanen und mit den Truppen Redings herumgeschlagen, die er zuletzt nach Tarragona zurückwarf. Nach Barcelona zurückgekehrt hatte er diesen Platz mit Lebensmitteln versehen und

war dann wieder ausgerückt, um die in vier Schlachten gemachten Gefangenen an die französische Gränze zu schaffen und die Belagerung von Gerona zu beginnen, welche Napoleon ihm als eine leichte Aufgabe anbefohlen hatte, obwohl das Beispiel von Saragossa ihm hätte beweisen können, daß in Spanien die Eroberung einer festen Stadt mehr erforderte als die Gewinnung einer Schlacht. Saint-Cyr überließ die eigentliche Belagerung dem General Verdier und übernahm es, dieselbe zu decken. Sein Erstes war, mit 12,000 Mann in die fruchtbare Ebene von Vich einzufallen und dort Lebensmittel für sich und Verdier zu holen. Dann nahm er eine Stellung, in welcher er die zum Ersatz anrückenden Spanier abweisen konnte.

Nachdem das lange erwartete schwere Geschütz endlich angekommen war, eröffnete Verdier im November 1809 die Laufgräben. Gerona, am Flusse Ter unter befestigten Höhen gelegen, hatte regelmäßige Vertheidigungswerke, eine zu verzweifeltem Widerstand entschlossene Bevölkerung und eine Besatzung von 7000 Mann unter dem heldenmüthigen Alvarez de Castro. Die verzögerte Ankunft des Belagerungsgeschützes hatte der Stadt Zeit gelassen, sich zur Gegenwehr vollständig zu rüsten. General Sanson, welcher die Schanzarbeit der Belagerer leitete, wollte erst die Anhöhen wegnehmen und eröffnete die Laufgräben vor der Burg Monjuich. Nach langen Zickzackgängen ward Bresche geschossen. Da indeß die sonstigen Vorbereitungen zum Sturm noch nicht getroffen waren, so vergingen mehrere Tage bis zu demselben geschritten wurde. Mittlerweile hatten die Belagerten hinter der Bresche Vertheidigungswerke errichtet, und als die Franzosen endlich Sturm

liefen, wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Die Belagerer richteten nun ihre Werke gegen eine andere Bastei von Monjuich, und nach langen Anstrengungen und schweren Verlusten gelang es, auch hier Bresche zu schießen. Die Belagerten trauten sich nicht zu, den zweiten Sturm abwehren zu können und räumten die Burg während der Nacht.

Ungeduldig über die lange Dauer der Belagerung verlangten die Soldaten den Sturm gegen die Stadt selber, obwohl sie beim Anrücken dem Feuer von den Höhen neben Monjuich ausgesetzt waren. Ein Theil der Mauer wurde eingeschossen, und die Franzosen drangen über die Trümmer vor. Aber hinter denselben fanden sie nicht nur den unerschrockenen Alvarez mit seinen Streitern, sondern auch Weiber, die eine Compagnie der heil. Barbara gebildet hatten, Kinder und Priester, die mit wüthendem Geschrei unter dem Geläute der Glocken sie zurückwarfen. Der Sturm ward mehrmals wiederholt und jedesmal zurückgeschlagen.

Nach solchen Erfahrungen untersagte Saint-Cyr weitere Stürme und beschränkte sich auf eine Einschließung, welche den Fall der von Hunger und Faulfieber heimgesuchten Stadt herbeiführen mußte. Nach Paris hatte er ohne Rückhalt geschrieben, daß verschiedene ihm zugekommene Befehle unzweckmäßig seien. Dies nahm Napoleon so übel, daß er sogleich den Marschall Augereau, der seit Eylau unbeschäftigt war, an seine Stelle ernannte. Da aber Augereau, obwohl er dringend um Beschäftigung nachgesucht hatte, seine Reise nach Spanien nicht beeilte, so blieb dem verdienten Saint-Cyr die Ehre der Bezwingung von Gerona ungeschmälert.

Benachrichtigt von der Gefahr Geronas, zog Blake die Reste der Heere von Aragon und Catalonien zusammen und rückte heran, um tausend Saumthiere mit Lebensmitteln in die Stadt zu werfen. Saint-Cyr stellte sich auf der Straße von Barcelona auf und überließ dem General Verdier die Abwehr am Ter und vor den Mauern. Drei Tage standen die Heere einander gegenüber in einem dicken Nebel, welcher keinen Gegenstand erkennen ließ. Während Saint-Cyr den unsichtbaren Feind abhielt, überrumpelte Blake die Division Lecchi unter Verdier und brachte seine Zufuhr glücklich in die Stadt. Zugleich aber warf er 4000 Mann hinein, welche nur schaden konnten, da sie die Lebensmittel schneller verzehren halfen.

Bald sah sich daher Alvarez de Castro genöthigt, neue Zufuhr zu verlangen. Ganz Catalonien wollte Gerona um jeden Preis gerettet wissen. Blake zog abermals mit reichen Vorräthen auf Schleichwegen heran. Dies Mal aber traf Saint-Cyr seine Vorkehrungen auf allen Seiten. Er versteckte seine Truppen so, daß die Hülfe bis nahe an die Thore von Gerona kommen konnte, dann ließ er seine Schaaren von allen Seiten hervorbrechen, umringte den ganzen Zug und brachte mehrere tausend Lastthiere sammt der zahlreichen Bedeckung in seine Gewalt. Verzweiflungsvoll sahen die Belagerten auf ihren Wällen die für sie bestimmten Lebensmittel ins feindliche Lager führen. Alvarez, von der Seuche ergriffen, war bereits dem Tode nahe. Da ergab sich Gerona am 11. December 1809. Die äußere Ehre des Empfangs der Schlüssel der Stadt überließ Saint-Cyr dem Marschall Augereau, der dafür von Napoleon gewaltig beglückwünscht ward. Saint-Cyr

aber wurde gestraft, weil er ohne Augereaus Ankunft abzuwarten, die Heimreise angetreten hatte, sobald vor Gerona nichts mehr zu thun war. Die kaiserliche Regierung war schon auf der Bahn der schwachen und verblendeten Regierungen, welche Schmeichler den freimüthigen treuen Dienern vorziehen.

Nach der Einnahme von Gerona war vorauszusehen, daß Catalonien im Winter 1809 — 10 nichts von Bedeutung versuchen würde. In Aragon war das dritte Corps, welches vor Saragossa viel gelitten hatte, stehen geblieben. Dies hatte an Suchet einen weisen, geschickten und kräftigen Führer erhalten. Suchet vereinigte mit großem Geschick in Leitung kriegerischer Unternehmungen die Fähigkeit gut zu verwalten, die sich bei anderen Heerführern Napoleons selten fand, und wußte sich nicht nur die Liebe seiner Mannschaft, sondern auch die Achtung der Landesbewohner troß den Drangsalen des Kriegs zu erwerben. Das dritte Corps bestand aus drei alten Regimentern zu Fuß (dem 5. leichten, dem 14. und 44. von der Linie), vier neuen (114. — 117. von der Linie), drei polnischen Regimentern zu Fuß, dem 13. Kürassirregiment (dem einzigen dieser Gattung in Spanien), einiger leichten Reiterei und wohlbestellten Geschützen. Suchet machte sich mit seiner Mannschaft vertraut, gewöhnte sie wieder an strenge Ordnung und suchte ihr Geduld zu einem Krieg einzuflößen, der ihr durch die Belagerung von Saragossa zum Ekel geworden war. Nachdem er sie einige Zeit hatte ausruhen lassen, führte er sie gegen den Feind. Nach dem Abzug des 5. Corps unter Mortier südwärts hatte Blake sich für stark genug gehalten, die Wiedereinnahme von Saragossa zu versu-

chen. Suchet, nicht gesonnen seinen Angriff abzuwarten, zog ihm nach Alvarez entgegen. Es kam dort zum Gefecht, und Suchet fand, daß in Folge der Mühseligkeiten vor Saragossa und mangelhafter Einrichtungen der freudige Kriegsmuth bei seinen Truppen tiefer gesunken war, als er anfangs geglaubt hatte. Sie hielten sich so schlecht im Kampfe, daß er für gut fand, sich zurückzuziehen. Da aber Blake den gewonnenen Vortheil nicht benutzte, so gewann Suchet Zeit, all seine Mannschaft bei Saragossa zusammenzuziehen, sie durch Heranziehung frischer Truppen aus Navarra zu verstärken, sie besser zu ordnen, ihnen die mangelnde Bekleidung zu verschaffen und sie mit neuer Zuversicht zu erfüllen. So vorbereitet erwartete er bei Maria das Heer Blakes, welches ebenfalls Verstärkungen an sich gezogen hatte, in einer gut gewählten Vertheidigungsstellung. Nachdem die Spanier sich in einem heftigen Angriff erschöpft hatten, ging er seinerseits zum Angriff über, warf sie in tiefe Schluchten und brachte ihnen namhaften Verlust bei. Blake zog sich nach Belchite zurück und nahm hier eine Vertheidigungsstellung. Suchet griff ihn mit Nachdruck an und nahm ihm all sein Geschütz nebst mehreren tausend Mann Gefangenen ab.

Nach der Niederlage bei Belchite mußte Blake darauf verzichten, den Franzosen die Ebenen von Aragon streitig zu machen. Suchet hatte es jetzt nur noch mit Freischaaren (guerillas) zu thun und durfte daran denken, den Marschall Augereau bei Bezwingung der catalonischen Festungen Lerida, Mequinenza, Tarragona und Tortosa zu unterstützen, deren Wegnahme im nächsten Jahr (1810) den Weg nach Valencia bahnen sollte. Vor allen Dingen aber machte er sichs zum

Geschäft, Aragon zu beruhigen, aus diesem Lande mit möglich geringster Belästigung der Einwohner die Mittel zum Unterhalt seines Heeres zu ziehen und unter der Hand sein Belagerungsgeräth in den erforderlichen Stand zu setzen. Ueberzeugt, daß die Unterhaltung eines fremden Heeres ein reiches Land nicht zu Grund richtet, sobald man zur Beschaffung des Bedarfs nicht die verwüstende Hand des Soldaten, sondern den Verstand einer geschickten Verwaltung anwendet, rief Suchet die alte Provinzialregierung zusammen (zu welcher der Erzbischof von Saragossa gehörte), setzte ihr die Bedürfnisse seines Heeres auseinander, legte seine Absicht an den Tag, die Einwohner zu schonen, und erklärte seinen festen Willen, ihnen Ungemach nach Möglichkeit zu ersparen, wofern sie seine wohlwollenden Absichten unterstützten. Sie erkannten an seiner Ueberzeugenden Sprache, an seinem sanften, verständigen Gesicht, daß sie es mit einem ehrlichen und einsichtsvollen Manne zu thun hatten, der, beauftragt, sie zu unterwerfen, nicht sie zu unterdrücken gedachte, und sie beschlossen, seinen Wünschen nach Kräften entgegen zu kommen. Saragossa hatte sein Theil für die Unabhängigkeit Spaniens nach Möglichkeit gethan und nachdem die Leidenschaftlichsten und Grimmigsten während der Belagerung umgekommen waren oder nach der Einnahme sich zerstreut hatten, wünschte der Rest der Bevölkerung Ruhe. In wenigen Monaten schien Saragossa wieder aus seiner Asche zu erstehen. Suchet stellte die alten Abgaben und die alten Einnehmer wieder her, verfügte durch die Provinzialverwaltung, daß alle Einnahmen in die Landeskasse abgeliefert würden, bestimmte einen großen Betrag für die Bedürf-

nisse des Landes und nahm nur das Uebrige für die Bedürfnisse seines Heeres. Sein Versprechen, Personen und Eigenthum zu schützen, hielt er treulich. Ohne seinen Soldaten etwas abgehen zu lassen, machte er manche Verwendungen, die den Aragonern gefallen mußten. Die Kirchengefäße Unserer Lieben Frauen vom Pfeiler waren Kriegsbeute geworden, aber anstatt sie zu Geld zu machen, gab er sie dem Heiligthum der Saragosser zurück. Der Kanal von Aragon neben dem Ebro war vernachlässigt; Suchet wies Gelder an zu seiner Aufräumung, deßgleichen zur Herstellung der Gebäude, welche durch den Krieg am meisten gelitten hatten. Und zu gleicher Zeit setzte er das schadhafte schwere Geschütz wieder in Stand, sowohl das mitgebrachte, als das vorgefundene. Denn ihm lag es ob, im nächsten Jahre Lerida und Mequinenza zu nehmen, während Augereau Tarragona und Tortosa zu bezwingen suchte.

Nur ein bösartiges Hinderniß stand der Beruhigung Aragons im Weg, nämlich die Freischaaren des kleinen Kriegs. Während der Gesammtvolksrath zu Sevilla sich abmühte, regelmäßige Heere auf die Beine zu bringen, die regelmäßig geschlagen wurden, bildeten sich von selbst unregelmäßige Truppen, um deren Verpflegung und Leitung sich die Regierung nicht zu bekümmern brauchte, die dem Naturtrieb folgend, nach den Umständen des Augenblicks handelten, ihren Unterhalt von Freund und Feind nahmen und die Franzosen oft dem bittersten Mangel aussetzten, Truppen, die unversehens oft da erschienen, wo man sie am wenigsten vermuthete, die einem überlegenen Feind gegenüber sich zerstreuten, aber sofort wieder zum Vorschein kamen,

wenn der Feind seine Kräfte getheilt hatte, um einzelne Posten zu besetzen oder Zufuhren zu geleiten, Truppen, die sich zur Aufgabe machten, den Feind im Einzelnen zu vernichten, da sie ihm in Masse nichts anhaben konnten, und die bei der Härte der spanischen Gemüthsart um so weniger sich ein Gewissen daraus machten, Kranke und Verwundete sammt der Schutzmannschaft abzuschlachten, da die heimtückische Art, wie Napoleon ihr Land eingenommen hatte, sie jeder Pflicht der Menschlichkeit entband. Ein in solcher Weise beharrlich geführter kleiner Krieg konnte am Ende die zahlreichsten und tüchtigsten Heere zu Grund richten, denn ein Heer kann nur selten in Masse beisammen sein, muß vielmehr stets Abtheilungen entsenden zum Heranziehen seines Bedarfs und Ersatzes und zur Zurückschaffung seiner Kranken und Verwundeten. Und ein Heer dessen entsendete Abtheilungen aufgerieben werden gleicht einem Baume, dem die Wurzeln abgeschnitten werden: es geht zu Grunde.

Schon seit geraumer Zeit wurden die französischen Heere von Freischaaren belästigt, und diese Belästigung nahm in demselben Maße zu, wie die regelmäßigen Truppen Spaniens in Feldschlachten vernichtet wurden. Es war vorauszusehen, daß bald in dem Lande nur noch ein ordentliches Heer übrig sein würde, nämlich das englische, und daneben vereinzelte Banden ohne Zahl und Namen. Es war schwer zu sagen, wer den Franzosen mehr zu schaffen machte, die Engländer, welche Schlachten lieferten, oder die Streifer, die sich auf keine Schlachten einließen und doch den Franzosen die Früchte ihrer Siege entrissen oder ihre Niederlagen in Verderben verwandelten.

An der Spitze dieser Freischaaren standen die verschiedenartigsten Leute. Bald war es ein Officier außer Dienst, weil seine Leute in der Schlacht zersprengt waren, bald ein unruhiger Mönch, bald ein Dorfpfarrer, bald ein in seinem Ackerbau gestörter Landwirth, bald ein der Wissenschaft entsagender Student, bald ein Hirt, bald ein Schmuggler. Den Einen trieb Vaterlandsliebe, den Andern Glaubensmuth, den Dritten Lust zu Abenteuern, den Vierten Habsucht. Ein solcher Führer begann damit, einige Bauern oder Flüchtlinge von geschlagenen Heeren, oder Gefangene, die den Franzosen entlaufen waren, an sich zu ziehen. Gelang eine erste Unternehmung, so wurden weitere versucht; im entgegengesetzten Fall suchte man sich an eine andere Bande anzuschließen, die sich bereits einen Namen gemacht hatten. Hatte sich eine Freischaar in einer Gegend eingenistet, so gehorchten ihr die Bewohner, theils als gleichgesinnt, theils aus Furcht, dienten ihnen als sichere Kundschafter, ernährten sie, versteckten sie vor den Franzosen. Spanier, die als Franzosenfreunde galten, waren der furchtbaren Rache der Freischaaren ausgesetzt, und solche Rache schreckte von Unterwerfung unter die Franzosen ab. War eine Freischaar in ihrer Heimath gedrängt, so zog sie sich in eine benachbarte Landschaft. Zuweilen zogen sich auch die Banden mehrerer Landschaften zusammen, um eine größere Unternehmung zu machen.

Während die Mitte von Aragon durch die Kraft und Milde Suchets unterworfen war, blieb der Rand dieses Landes in den Händen verwegener und zum Theil zahlreicher Banden. Aus Lerida war ein Officier Namens Renovales in das Thal von Jaca am

südlichen Abhang der Pyrenäen gekommen, und hauste mit einer Schaar in dem fast unzugänglichen Kloster St. Johann zum Felsen. In Navarra hatte der 19jährige Student Mina etliche hundert Mann zusammengebracht, mit denen er die Straße von Pamplona nach Saragossa völlig unsicher machte. Im südlichen Aragon hatte Hauptmann Villacampa die Trümmer der Regimenter Soria und Princesa gesammelt und durch eine Anzahl wüthiger Bauern vermehrt. Er beherrschte die Gegend von Calatayud und stand im Zusammenhang mit Oberst Gayan, der an der Spitze von 3000 Mann in den Bergen von Montalban stand, wo ihm das Kloster Unserer Lieben Frauen zum Adler als Burg diente. Beide Officiere standen in Verbindung mit dem gefürchteten Empecinado, der die Straße von Madrid nach Saragossa unsicher machte und bald bei Calatayud, bald bei Siguenza, bald bei Guadelajara sich zeigte. In der Gegend von Alcaniz endlich streifte mit dritthalbtausend Mann Garcia Navarro, der eigentlich nach Catalonien gehörte und seinen Stützpunkt in Tortosa hatte.

Nachdem Suchet das Heer Blakes bei Belchite zersprengt hatte suchte er das Land von den Freischaaren zu säubern. Gegen Mina schickte er den General Harispe, dem es endlich gelang, den Studenten in seine Gewalt zu bekommen. Während aber der junge Mina als Gefangener nach Vincennes wanderte (obwohl Harispe von Paris Befehl bekam, ihn erschießen zu lassen), sammelte sein Oheim die Trümmer seiner Bande, und zeigte sich in Navarra. Eine andere Abtheilung seines Heeres schickte Suchet nach Jaca. Diese nahm das Kloster St. Johann, den Sitz des Renovales. Waren

damit auch die Pyrenäen noch nicht vollständig gesäubert, so war doch die Heerstraße nach Navarra ziemlich gesichert. Im Süden zersprengte Oberst Henriod die Schaar Villacampas und nahm Orihuela, während eine andere Abtheilung das Liebfrauenkloster überrumpelte und die Schaaren Gayans zerstreute. So waren auch die Straßen nach Madrid und Valencia frei geworden. Es ließ sich glauben, daß, nach der Einnahme von Lerida, Mequinenza, Tarragona und Tortosa, Aragon und Catalonien im nächsten Jahre ruhig gehorchen würden.

Aber dieser Fortschritt, den Napoleon der Geschicklichkeit Suchets in Aragon verdankte, war nicht in Biscaya, Castilien und Leon zu hoffen. Die Generale Thouvenot, Bonnet und Kellermann in diesen Landschaften erschöpften ihre Kräfte in ewiger Verfolgung der Freischaaren und wußten sich nicht mehr zu helfen. Freilich waren diese Länder für die Freischaaren wie geschaffen. Abgesehen von der Unwegsamkeit Biscayas, Asturiens und der Umgegend von Soria und Burgos, war auch der Landstrich von der Bidassoa nach Burgos und von da nach Segovia oder nach Somosierra durch die steten Durchzüge der Heere so hart mitgenommen, daß die Bevölkerung sich selbst gegen eine beliebte Regierung hätte empören können. Generale, die nicht die Weisheit Suchets hatten, sondern nur bedacht waren, ihren Truppen in aller Geschwindigkeit Unterhalt zu schaffen, rafften Vieh, Korn, Heu und Stroh zusammen, wo sie es eben fanden, gaben oft selbst das Korn auf dem Halm den Pferden zu fressen, ohne zu fragen, was am andern Tage werden sollte, ohne auf eine Vertheilung der Lasten Bedacht zu nehmen.

War der Befehlshaber ein in langen Kriegsjahren verhärteter Soldat, ärgerlich über die Unbequemlichkeiten in Spanien, ergrimmt über die Grausamkeiten der Freischaaren, so ließ er nicht selten unschuldige arme Leute erschießen, bloß weil sie sich weigerten, ihren hungernden Kindern das Brod vor dem Munde wegzunehmen und den Franzosen zu geben. War er fortgezogen, dann kamen die Freischaaren, fingen seine Nachzügler weg und knüpften sie an Bäume auf. Hatten Spanier sich willig gezeigt, den Franzosen Geld und Lebensmittel zu geben, so mußten sie neben den Franzosen hängen, zuweilen mit einem Zettel, der besagte, warum. In diesen von Franzosen und Spaniern gleichmäßig verheerten Gegenden herrschte düstere Verzweiflung, und da das Volk all sein Unglück der Anwesenheit der Franzosen zuschrieb, so wurde diesen die Verantwortung zugeschoben nicht nur für den Unfug ihrer Soldaten, sondern auch für die Unthaten der spanischen Freischärler.

Die Freischaaren in diesen Gegenden waren unzählbar. In Guipuzcoa trieb sich der Pastor (Hirt) herum, bei Santander Campillo, in Asturien Porlier, bei Burgos Merino, in den Ebenen von Castilien der Kapuziner und der Pfarrer Tapia, bei Avila Camill Gomez, bei Salamanca Julian Sanchez, ein gedienter Officier, den die Hinrichtung seiner Eltern und seiner Schwester mit Wuth erfüllt hatte, ferner in der Rioja Amor, im Gebirg von Soria Duran, zwischen Castilien und Aragon Longa. Diese und eine Unzahl Anderer durchstreiften die Berge zu Fuß, die Ebenen zu Pferd, bald mehrere vereint zu größeren Angriffen, bald sich vereinzelnd um der Verfolgung leichter zu

entgehen, auch wohl an der Küste im Nothfall sich einschiffend, um wieder anderswo zu landen, wie Porlier that, als er zu hart gedrängt war. Sie schlachteten nicht nur die in ihre Hände fallenden Franzosen ab, sondern fingen auch die Schreiben auf, welche Vorschriften für die französischen Befehlshaber enthielten und nun, den Engländern mitgetheilt, diesen die feindlichen Plane verriethen. Die Ueberbringer der französischen Schreiben mußten, um den Freischaaren nicht in die Hände zu fallen, oft große Umwege nehmen, so daß die wichtigsten Befehle zu spät anlangten. Durch die Erschwerung der Meldungen befanden sich die französischen Befehlshaber oft in der größten Dunkelheit über alles, was sie zu wissen nöthig hatten. Pferde für die Reiterei und Maulthiere zum Nachführen der Vorräthe wurden häufig von den Freischaaren weggefangen. Konnten auch die zur Ergänzung der Regimenter nachgeschickten Marschbataillone und Marschescadronen sich oft selber schützen, so wurden sie doch häufig im Norden zurückgehalten, um die unzureichenden Kräfte der dortigen Befehlshaber zu vermehren, und wurden im kleinen Krieg geschwächt, bevor sie am Ort ihrer Bestimmung eintrafen. Diese Ersatzmannschaften wurden von den ungeschicktesten Officieren geführt, die im Feld nicht zu brauchen waren. Kamen sie nach Pamplona, Tolosa, Vitoria, Burgos oder Valladolid, so wurden sie in Anspruch genommen zur Verfolgung der Freischaaren. Kaum dem Knabenalter entwachsen, konnten diese Neulinge sich in keiner Weise mit den abgehärteten Streifern messen. Waren sie denselben etwa vierzehn Tage nachgelaufen, ohne sie einzuholen, so kamen die meisten krank zurück in die

Spitäler, welche in Kirchen und Klöstern dem Namen nach bestanden, ohne Wäsche, Betten, Arzneien, um dort von bösartigen Fiebern und ekelhafter Krätze aufgerieben zu werden. Nicht der vierte Theil der für die Hauptheere bestimmten Ersatzmannschaften gelangte zu denselben. Die Pferde fielen fast eben so häufig wie die Menschen; oft schmolzen Schaaren von 300 Reitern in wenigen Tagen auf 100 oder 80 Berittene zusammen. Gleich auf den ersten Posten der französischen Truppen athmeten die Ankömmlinge eine verpestete Luft ein, und tiefe Entmuthigung bemächtigte sich der Gemüther. Soldaten und Officiere betrachteten sich als einem nutz- und ruhmlosen Tode geweiht. Die hohe Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit, daß man in Spanien nie unter den Augen des Kaisers sein würde, trug nicht wenig zu dem Widerwillen und der Hoffnungslosigkeit bei.

Zur Vertilgung der Freischaaren schlugen die Generale lächerliche oder gehässige Mittel vor, z. B. die Gehölze auf eine gewisse Strecke von den Wegen abzuhauen, den Pferden und Maulthieren die Flechsen abzuschneiden, damit die Freischaaren sie nicht benutzen könnten, Dörfer, aus denen Leute bei den Freischaaren dienten, zu verbrennen oder von ihren Bewohnern den zehnten Mann zu erschießen. Kellermann, der vernünftigste unter ihnen, schrieb, da er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, folgenden Brief an den Generalquartiermeister Berthier, Fürsten von Neufchatel und Wagram.

„Die Macht, über die ich verfüge, ist augenschein„lich unzureichend, denn abgesehen von den feindlichen „Heerschaaren, denen ich die Spitze zu bieten habe,

„muß ich mich auch der Räuberschwärme erwehren und „starker geregelter Banden, die das Land unsicher ma= „chen und durch ihre Leichtfüßigkeit, besonders aber „durch Begünstigung von Seiten der Einwohner allen „Verfolgungen entgehen und eine Viertelstunde, nach= „dem unsere Leute vorübergezogen sind, wieder zum „Vorschein kommen.

„Erlauben sie mir, Fürst, Ihnen offen meine „Meinung zu sagen. Der Krieg in Spanien ist nicht „wie ein anderer. Man hat hier nicht den Verlust „von Schlachten zu fürchten, aber dies hartnäckige Volk „untergräbt unser Heer durch seinen vereinzelten Wider= „stand. Hat man auf einer Seite die Köpfe der Hydra „abgehauen, so wachsen sie auf der andern wieder. „Wenn nicht eine Umwandlung der Gemüther eintritt, „werden wir in langer Zeit nicht dazu kommen, diese „große Halbinsel zu unterwerfen. Sie wird die Be= „völkerung und die Schätze Frankreichs verschlingen. „Sie will Zeit gewinnen und uns durch ihre Stand= „haftigkeit ermüden. Wir werden ihre Unterwerfung „nicht erlangen, wenn wir sie nicht matt machen und „die Hälfte der Bevölkerung vernichten. Die Gesin= „nung dieses Volks ist so, daß man nicht einmal eine „kleine Zahl von Anhängern gewinnen kann. Mit „Mäßigung und Gerechtigkeit erwirbt man sich bei ihm „höchstens einige Achtung und weniger harte Schmäh= „namen; geriethe aber ein französischer Befehlshaber „in Gefahr, so würde er keine zehn Mann finden, die „ihn zu schützen wagten.

„Es ist also Mannschaft nöthig. Der Kaiser hat „vielleicht keine Lust, welche zu schicken; aber wir müs= „sen sie hier haben, um einmal zu Ende zu kommen

„bekommen wir sie nicht, so bleibt nichts übrig, als „sich in einem Theile des Landes ganz festzusetzen und „dann zur Eroberung des übrigen zu schreiten. Mittler„weile schmelzen die Hülfsmittel zusammen, der Acker„bau geht zu Grund, das Geld verschwindet. Man „weiß nicht, wo man den Sold hernehmen, wie man „die Truppen nähren und kleiden, die Spitäler ver„sorgen, kurz die Masse der Bedürfnisse eines Heeres „bestreiten soll. Noth und Entbehrungen vermehren „die Krankheiten und schwächen unablässig das Heer, „während auf der andern Seite die Banden in jeder „Richtung streifen und tagtäglich kleine Häuflein oder „vereinzelte Leute wegfangen, die trotz allen wieder„holten Verboten sich unvernünftiger Weise ins Land „hinein wagen.

„Wenn ich mich in diese Betrachtungen vertiefe, „dann schwindelt mirs, und ich komme auf meine Be„hauptung zurück: Hier ist der Kopf und der Arm des „Herkules nöthig. Er allein vermag, durch Kraft und „Geschicklichkeit, diese Sache durchzuführen, wenn sie „überhaupt durchgeführt werden kann."

Kellermann war also überzeugt, daß außer ungeheuren Streitkräften die Gegenwart des Kaisers selber erforderlich sei zur Beendigung dieses verwünschten Kriegs. Seine Schilderung ist durchaus nicht übertrieben; indeß waren doch die Schwierigkeiten nicht überall so groß wie in Castilien. Wenn man sich angelegen sein ließ, erst die regelmäßigen Heere zu vernichten und vor allen Dingen die Engländer zu vertreiben, wenn man so den Spaniern alle Hoffnung auf Widerstand abschnitt, wenn man sich bemühte, das Land gut zu verwalten und es sich etwas kosten ließ, um

ihm die Kriegslasten zu erleichtern, kurz wenn man einen großen Aufwand von Geld und Menschen nicht scheute, dann war es möglich, zum Ziel zu kommen, so daß beim allgemeinen Frieden das Werk Ludwigs XIV. sich abermals vollendet fand unter wenigstens eben so schwierigen Umständen, wie die, mit welchen Philipp V. zu kämpfen gehabt. Aber die erste Bedingung war, an dies Werk alle Kräfte Frankreichs zu setzen und alle Kräfte von Napoleons Geist.

Die nördlichen Landschaften waren, wie gesagt, am schwierigsten zu unterwerfen wegen der Beschaffenheit der Oertlichkeiten und wegen der Erbitterung der Bewohner. Außer den Freischaaren war im Nordwesten auch ein regelmäßiges Heer zu überwältigen, das früher unter Romana gestanden hatte und jetzt von dem Herzog del Parque geführt ward, bestehend aus den Truppen von Galicien, Asturien und Leon. Soult hatte sich um dasselbe nicht bekümmert, als er in Portugal eindrang, Ney hatte es zurückgeschlagen, aber nicht aufgerieben, vielmehr hatte er ihm Leon Preis geben müssen, als er an den Tajo gegen die Engländer berufen ward. Nach der Schlacht bei Talavera war Ney nach Paris gereist, um seine Beschwerden über Soult bei Napoleon anzubringen. Sein Corps (das sechste), durch Mühseligkeiten und Herbstkrankheiten auf 9000 Mann zusammengeschmolzen, fand sich unter dem Befehl Marchands im October 1809 dem Herzog del Parque gegenüber, der 30,000 Streiter zählte. Von seiner Regierung wiederholt benachrichtigt, daß das Heer der Mitte bald wieder gegen Madrid vordringen werde, rückte der Herzog nach Tamames zwischen Salamanca und Ciudad Rodrigo vor. Das Beispiel der

Engländer nachahmend, nahm er eine vortheilhafte Stellung auf einer Reihe schwer zugänglicher Felsen, vor denen die tapfersten Truppen durch Kleingewehrfeuer aufgehalten werden konnten, wenn sie nicht mit großer Umsicht geführt wurden. Marchand, gleich Ney gewohnt, die Spanier nicht zu zählen, rückte am 18. October gegen Tamames und ließ unbedenklich drei Colonnen im Sturmschritt gegen die feste Stellung des Feindes vorgehen. Vor dieser spielten einige Stück Geschütz, die Marchand durch seine Reiter schnell wegnehmen ließ. Die spanische Reiterei stürzte sich dem französischen Fußvolk entgegen, ward aber durch ein kräftiges Feuer zerstreut. Als aber das 69. Linienregiment und das 6. leichte auf dem linken Flügel der Franzosen gegen die Felsenhöhen heranstürmten, wurden sie durch das Feuer von 15,000 Spaniern mit schwerem Verlust zurückgeworfen, und die ganze übrige Linie der Franzosen wich ebenfalls zurück. Auch die eroberten Geschütze gingen verloren, da die Kugeln der Spanier die Bespannung tödteten.

Obwohl die Schlappe der Franzosen nicht bedeutend war, so hob sie doch den Muth der Spanier bedeutend und bestärkte die Regierung zu Sevilla in ihrem Vorhaben, angriffsweise vorzugehen. Alle Warnungen Wellesleys in den Wind schlagend, befahl sie den Aufbruch nach Madrid, wozu besonders die geflüchteten Madrider drängten. Da Eguia nicht beherzt genug schien, so wurde er durch den jungen Areizaga ersetzt, der sich in der Schlacht bei Alcaniz gegen Suchet ausgezeichnet hatte. Areizaga fand die Schuld aller von den Spaniern erlittenen Niederlagen lediglich in der Unfähigkeit ihrer Officiere und schritt daher sofort zur

Ersetzung einer Anzahl derselben durch jüngere an die Gefahren des gegenwärtigen Kriegs gewöhnte Leute. Von dieser Maßregel versprachen sich die Gewalthaber in Sevilla so viel, daß sie, unbeirrt durch Wellesleys Warnungen, bald in Madrid einzuziehen hofften, ja sogar schon beriethen, welche Maßregeln sie in Madrid ergreifen wollten.

Areizaga zog also die Truppen von Estremadura und die der Mancha nebst einer Schaar Valencianer in der Sierra Morena zusammen und rückte im November 1809 durch die Mancha in die Gegend von Tarancon am Tajo oberhalb Aranjuez. Er hatte über 50,000 Mann zu Fuß, 7—8000 gute Reiter und 80 wohlbediente Stück Geschütz. In Madrid freute sich schon die Bevölkerung auf die baldige Ankunft der Befreier. Soult, der an Jourdans Stelle Generalquartiermeister der Heere in Spanien geworden war und die Bewegungen derselben zu regeln hatte, war anfangs im Zweifel gewesen, auf welchem Weg Areizaga kommen würde, ob auf der Straße von Estremadura über Trujillo und Almaraz, oder gerade aus der Mancha über Madridejos nach Ocaña und Aranjuez, oder auf der Straße von Valencia über Tarancon, Fuentedueña und Villarejo. Auf allen diesen Straßen standen französische Truppen: das zweite Corps, früher unter Soult, jetzt unter Heudelet, stand Almaraz und Arzobispo gegenüber bei Oropesa, das fünfte unter Mortier bei Talavera, als Rückhalt des zweiten, das vierte, vormals unter Lefebvre, jetzt unter Sebastiani, zu Toledo und Ocaña, endlich das erste unter Victor zwischen Aranjuez und Madridejos. Madrid war von der Division Dessoles und von der königlichen Garde besetzt.

Jene 4 Corps, zusammen 60,000 Mann vorzüglicher Truppen, wären nicht zur Hälfte erforderlich gewesen, um alle regelmäßigen Truppen Spaniens zu schlagen. Soult konnte aber nicht wissen, ob nicht auch die Engländer wieder vorrückten. Den General Heudelet, der sie zu beobachten hatte, zog er von Oropesa nach Talavera, dagegen den Marschall Mortier von Talavera nach Toledo. Das dritte Corps unter Sebastiani ließ er zwischen Aranjuez und Ocaña zusammenrücken und das erste unter Victor aus der Mancha nach dem Tajo zurückgehen. Die Stellungen waren jetzt so, daß in zwei Märschen drei Corps auf einem Punkt zusammengezogen werden konnten.

Am 15. November bemerkte Soult, daß der Feind sich von der Straße nach der Mancha auf die nach Valencia geworfen hatte, den linken Flügel der Franzosen bedrohend. Sofort ließ er Victor über den Tajo zurückgehen und nach Santa Cruz de la Zarza rücken auch Sebastiani dieselbe Richtung einschlagen. Aber Areizaga, besorgt, daß er von der Straße nach Andalusien abgeschnitten werden möchte, wandte sich wieder links nach Ocaña hin und bedrohte den rechten Flügel der Franzosen. Soult zog also Sebastiani wieder nach Aranjuez ließ auch Mortier von Toledo aufwärts rücken und stellte den General Sebastiani unter seinen Befehl. Den Marschall Victor zog er nach Villareja und Fuentedueña etwas zu weit ab vom linken Flügel Sebastianis. Zum Ueberfluß rückte Soult selber mit dem Reste der Division Dessoles, mit dem König und der königlichen Garde aus Madrid dem Feind entgegen.

Am Nachmittag des 18. November ging Sebastiani mit seinem Vortrab, dem 5., 16. und 20. Dragoner-

regiment unter Milhaud über die Brücke der Königin bei Aranjuez und eilte südwärts vor nach Ocaña. Der Weg nach Tajo bis dahin geht stark aufwärts; bei Ocaña beginnt die Hochebene der Mancha. Auf dem Rand dieser Hochebene stand der größere Theil der spanischen Reiterei, etwa 4000 Mann stark. Diesen gegenüber fand sich Sebastiani mit seinen 900 Dragonern in nicht geringer Verlegenheit. Zum Glück für ihn hatte der eben in Aranjuez angelangte Mortier den General Pâris mit dem 10. Regiment reitender Jäger und den polnischen Ulanen in derselben Richtung abgeschickt, so daß Sebastiani nun 1500 Reiter zur Verfügung hatte. Mit diesen griff er unbedenklich den mehr als doppelt überlegenen Feind an. Pâris schwenkte links von den Dragonern auf der Hochebene ein und warf sich auf die rechte Flanke der Spanier. Ueberrascht zogen diese einen Theil ihrer Front rechts rückwärts. In demselben Augenblick griff Milhaud von vorn an, und in wenigen Augenblicken war die Masse der spanischen Reiterei durch den doppelten Angriff über den Haufen geworfen. Die Ulanen vernichteten fast ein ganzes Regiment. Vier- bis fünfhundert Spanier wurden getödtet, verwundet oder gefangen und an 500 schöne Pferde erbeutet. Dagegen erhielt Pâris eine tödtliche Wunde. Dies Gefecht war von schlimmer Vorbedeutung für das spanische Heer, welches im Anmarsch auf Ocaña war.

Am 19. November traf Mortier seine Anstalten zur Schlacht, dem General Sebastiani überließ er die Führung der Reiterei. Leval hatte die Polen und Deutschen, Dessoles die Franzosen des 4. Corps zu führen. Vom 5. Corps war bloß die erste Division

unter Girard angelangt, die zweite war noch in Toledo, so daß Mortier nicht mehr als 24,000 Mann den 55,000 Streitern Areizagas entgegenzustellen hatte. Die Spanier standen um Ocaña herum zum Theil gedeckt durch eine Hohle, welche auf ihrem rechten Flügel unmerklich begann, weiterhin aber immer tiefer wurde. Natürlich mußte also Mortier den Angriff mit seinem linken Flügel machen. Diesen bildeten in erster Linie die Deutschen und Polen unter Leval, in zweiter die Regimenter Girards vom 5. Corps, in dritter die Reiterei unter Sebastiani. Rechts von Leval rückte Dessoles an die Hohle, beauftragt hinüberzuschießen, und so die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken. Die königliche Garde bildete den Rückhalt. Soult kam mit dem König Joseph in dem Augenblick an, wo die Aufstellung gemacht wurde, und billigte Mortiers Plan vollkommen.

Um 11 Uhr drang Leval in geschlossenen Bataillonscolonnen durch den Anfang der Hohle. Areizaga hatte auf seinem rechten Flügel all sein Geschütz und seine beßten Truppen aufgestellt, troß dem Feuer dieses Geschützes rückten die Polen und Deutschen unaufhaltsam vor. Da ließ Areizaga sein Fußvolk vorgehen. Das Kleingewehrfeuer desselben brachte die Angreifer zum Wanken; Leval wurde schwer verwundet, zwei seiner Adjutanten getödtet und mehrere seiner Geschütze unbrauchbar gemacht. Dies sehend gab Mortier dem General Girard Befehl, durch die Zwischenräume der ersten Linie vorzugehen. Girard stellte das 88. Regiment der spanischen Reiterei entgegen, die seine linke Flanke bedrohte, führte das 34., 40. und 64. in Colonne durch die Hohle und in beßter Ordnung durch

die Zwischenräume der Division Leval. Sein Angriff war so nachdrücklich, daß die Spanier nach Ocaña hin zurückwichen. Die Truppen Levals unterstützten den Angriff, und die Spanier begannen in Verwirrung zu gerathen. Sobald Dessoles die Spanier weichen sah, stieg er entschlossen in die Hohle hinab, auf der andern Seite hinauf und nahm Ocaña. Zu gleicher Zeit griff Sebastiani die spanische Reiterei an, warf sie über den Haufen und brach in die verwirrte Masse des spanischen Fußvolks ein. Es fielen 4 — 5000 Spanier, 15,000 geriethen in Gefangenschaft, 32 Fahnen und 46 Stück Geschütz fielen den Franzosen in die Hände, nebst vielem Troß und beiläufig 3000 Pferden.

Um 2 Uhr Nachmittags war die Niederlage der Spanier entschieden. Am folgenden Tag (20. Nov.) ward die Verfolgung lebhaft fortgesetzt. Die Bauern der Mancha, welche nicht Lust hatten, ihr Land zum Schauplatz des kleinen Kriegs gemacht zu sehen, verriethen den französchen Reitern die Wege, welche die Flüchtlinge eingeschlagen hatten, so daß noch an 6000 eingefangen wurden. Hiernach stellte sich der Verlust Areizagas auf 25,000 Mann. Was in die Sierra Morena zurückkehrte, waren aufgelöste Schwärme fast ohne Geschütz und Reiterei. Die Franzosen, für die besonders die erbeuteten Pferde eine Wohlthat waren, ließen sogleich 20,000 Gefangene über Madrid nach Frankreich abführen.

Die Bestürzung, in welche Sevilla über die Niederlage bei Ocaña gerieth, wollten die vornehmsten Stillstandsmänner benutzen, um sich zur königlichen Regentschaft aufzuwerfen. Romana, der nicht mehr zu ihnen hielt, seitdem er in der Regierung saß, vereitelte

dies Vorhaben, indem er den Grafen von Montijo und Franz Palafox festnehmen ließ. Bald kamen übrigens noch andere Unglücksbotschaften: daß Kellermann und Marchand den Herzog del Parque bei Alba am Tormes geschlagen hatten, daß Gerona gefallen, daß der Friede zwischen Oestreich und Frankreich unterzeichnet war, daß Napoleon neue Truppen nach Spanien schickte, und daß die Engländer sich nach Portugal zurückzogen. Der Gesammtvolksrath in Sevilla sah, daß er dort nicht mehr bleiben konnte und beschloß, im Januar 1810 nach Cadiz auf der Insel Leon überzusiedeln und den Zusammentritt der Cortes für den 1. März vorzubereiten.

Trotz allen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, welche der Krieg in Spanien für die Franzosen mit sich führte, und trotz den Fehlern, welche im Anfang und in der Mitte des Jahres 1809 gemacht waren, hatte der Feldzug dieses Jahres doch einen glänzenden Ausgang genommen. Die Franzosen konnten hoffen, den langen, schrecklichen Krieg zum baldigen glücklichen Ende geführt zu sehen, wenn die von Napoleon nach Spanien bestimmten frischen Truppen zur passenden Verwendung kamen, besonders aber, wenn Napoleon diesem Kriege die erforderliche Aufmerksamkeit zuwendete und sich nicht in andere Unternehmungen einließ.

In Madrid war die Freude Josephs über das glückliche Ende des Feldzugs von 1809 nicht ungetrübt. Joseph stand mit Napoleon nicht im beßten Vernehmen. Dieser fand es lächerlich, daß sein Bruder sich für einen Feldherrn hielt und sich einbildete, die Zuneigung der Spanier gewinnen zu können; wenn dieser sich aber zum Anwalt der Spanier gegen die französi-

schen Truppen machte, dann gerieth Napoleon in Zorn und sprach sich mit Derbheit aus. Der Briefwechsel zwischen den Höfen von Paris und von Madrid war nichts weniger als freundschaftlich, und die Engländer, denen manches den französischen Eilboten abgenommene Schreiben [1]) von den Guerillas eingeliefert wurde, fanden Gelegenheit die Urkunden des Zwistes in der kaiserlichen Familie in ihren Zeitungen zum Beßten zu geben.

Der Hof Josephs bestand theils aus französischen Officieren und Verwaltungsbeamten von keinen besonderen Fähigkeiten, theils aus Spaniern, die sich vor ihren Landsleuten ihrer Stellung schämten. Diesen Leuten schenkte Joseph sein Vertrauen, vor ihnen zeugte er sich geistreich und ihnen ließ er die Gnaden zufließen, über die er zu verfügen hatte. Sie bewunderten dafür seinen ausgezeichneten Verstand, seine seltene Güte, seine Kunst, mit Menschen umzugehen. Sie fanden ihn verschieden von seinem ruhmgekrönten Bruder, aber nicht so tief unter ihm, wie man in Frankreich zu sagen beliebte. Diese Schmeichler Josephs ließen sich häufig vernehmen, daß Napoleon von Schmeichlern umgeben sei, die ihn auf Kosten seiner Brüder ungebührlich erhöben; sein überlegener Feldherrngeist

---

[1]) In England befindet sich ein Theil des Briefwechsels zwischen Joseph und seiner in Paris zurückgebliebenen Gemahlin, die ihm von Allem Nachricht gab. In den französischen Archiven wird der Briefwechsel zwischen Joseph und Napoleon aufbewahrt, die Schreiben des Gesandten Laforest, die des Polizeibeamten Layarde und die des Gouverneurs Belliard von Madrid. Aus diesen Urkunden ist obige Darstellung geschöpft.

lasse sich nicht verkennen, aber Maß und Umsicht seien ihm fremd, Alles wolle er mit Gewalt und unordentlicher Hast zwingen, am Ende werde er sich und seine Familie zu Grunde richten. Joseph dagegen sanfter, politischer, in Frankreich beliebt und in Europa weniger gehaßt, wäre vielleicht geeigneter, das kaiserliche Werk zu vollenden. Während des letzten östreichischen Feldzugs hatten einige dieser Madrider Schmeichler die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß Napoleon, der sich so unerschrocken Gefahren aussetze, das Leben verlieren könne, und weiter gemeint, der Tod eines so großes Mannes würde gewiß im höchsten Grad betrübend sein, aber für das Reich würde das Unglück nicht so groß sein, wie man sich einbilde; der Friede würde dadurch eben so leicht werden, wie er jetzt schwer sei; man würde dann die vermessener Weise einverleibten Länder zurückgeben, England befriedigen, den Pabst nach Rom zurückkehren lassen, die erschöpften Völker erleichtern, die Finanzen wieder zu Blüthe bringen, das französische Heer, durch Beschränkung auf die aus Neigung Dienenden und Entlassung der Uebrigen, in viel besseren Stand setzen, die kaiserliche Familie unter ein sanfteres und versöhnlicheres Haupt stellen, endlich Frankreich und Europa durch die ersehnte Ruhe und durch einen festen Bestand, statt des ewigen Wechsels, beglücken können. Diese Reden, welche manches Wahre enthielten, wurden vor den französischen Generalen, vor dem Gesandten und vor den Polizeimännern geführt, und theils aus Haß gegen den spanischen Hof, theils aus Schuldigkeit dem Kaiser hinterbracht, der sie natürlich höchlich übel nahm.

Joseph hatte wenig Mittel, seine Bewunderer zu

belohnen. Sein ganzes Einkommen bestand in einigen Einnahmen aus Neucastilien und in der Verbrauchssteuer, die Madrid entrichtete. Aus den andern Provinzen floß ihm nichts zu. Aragon, das einzige gut verwaltete Land, unterhielt nur eben das Heer Suchets; die andern Landschaften waren mit Lieferungen für die Truppen so belastet, daß sie nichts nach Madrid schicken konnten. Neucastilien mit Madrid brachte dem König eine Million monatlich ein, und da er dreimal so viel brauchte, so half er sich mit Verschreibungen auf die Nationalgüter d. h. ein Papier, mit dem man eingezogene Güter von Klöstern und Geächteten erwerben konnte. Diese Güter (zu denen die der zehn ersten Familien Spaniens nicht gehörten, da Napoleon dieselben sich vorbehalten hatte) wurden auf hundert Millionen geschätzt, aber das auf sie ausgestellte Papier galt nicht mehr als ein Drittel. Dieser Werth war bald aufgezehrt, eben so wie Josephs Antheil an dem Erlös der zu Burgos erbeuteten Wolle. Ein guter Theil davon war den Günstlingen zugeflossen, die zum Theil auch mit Adelstiteln und Orden geschmückt waren. Besonders viel kostete die Garde, bestehend aus gefangenen Spaniern, die Dienst nahmen, um nicht nach Frankreich abgeführt zu werden, und gelegentlich mit ihren schönen Kleidern davonliefen. Zur Rechtfertigung seiner Ausgaben sagte Joseph: ein König müsse doch etwas zu geben haben, die Franzosen, welche ihm nach Neapel und von da nach Madrid gefolgt seien, könne er nicht unbelohnt lassen, eben so wenig die Spanier, welche sich von ihren Landsleuten losgesagt hätten, um ihm zu dienen. Seine Garde sei der Kern des künftigen spanischen Heeres, denn Spanien

könne doch nicht ewig von den Franzosen gehütet werden.

Weder bei den französischen Soldaten noch bei den Madridern beliebt, hielt sich Joseph meist im Innern seines Palastes auf, oder im Lustschloß Pardo, wo er viel Geld aufgehen ließ, wie Philipp V. in Sant Ildefonse. Dort hatte er auch eine Orsini gefunden in der Person einer geistreichen Schönen unter der kleinen Zahl von spanischen Frauen, die sich an seinem Hof zu zeigen wagten.

Was an Joseph zu tadeln war, bestand demnach in Schwächen wie sie sich an jedem Hofe finden, aber Napoleon, nicht geneigt, seinen Brüdern nachzusehen, was er sich selber verzieh, nahm sie um so übler auf, als das Geschwätz der Madrider Hofleute und die Verdrießlichkeiten des spanischen Kriegs ihn fortwährend verstimmten. Der Frau Josephs, die aus Gesundheitsrücksichten in Paris geblieben war, dem nach Frankreich zurückgerufenen Marschall Jourdan, dem Staatsrath Röderer, der oft den Vermittler zwischen beiden Brüdern machte, sagte er: Joseph verstehe gar nichts vom Krieg und habe weder Geist noch Sinn eines Feldherrn; ohne die drei bis viermalhunderttausend Franzosen würde er sich keine acht Tage in Madrid halten, sein angeblich einnehmendes Wesen würde ihn bald nach Bayonne zurückführen, wie im Jahr 1808; damit daß man den Kaiser nachmachte in einem Staatsrath mittelmäßiger Köpfe, die wenig von Verwaltung verstünden, sei man noch nicht ein Politiker, so wenig wie ein Feldherr, indem man einem Heer nachzöge und einen Generalquartiermeister gewähren oder, noch schlimmer, nicht gewähren ließe, die Milde

könne ihren Werth haben, aber erst, wenn die Kraft durchgegriffen habe; bis dahin müsse man Schrecken einjagen, und ohne Gnade die Strolche erschießen lassen, welche die französischen Soldaten mordeten. Erst sei zu sorgen, daß die Franzosen ernährt würden, und dann erst könne man daran denken, die Spanier zu schonen. Das sei freilich eine peinliche Art zu regieren für einen so milden Mann wie Joseph, aber da Napoleon ihm die spanische Krone nicht aufgezwungen, sondern er die angebotene angenommen habe, so müsse er sie nun auch tragen, obwohl sie schwer sei. Die Finanzverlegenheiten seien lediglich der Unfähigkeit Josephs und seiner Minister zuzuschreiben. Bereits habe Spanien den kaiserlichen Schatz an 300 Millionen gekostet. Frankreich könne sich nicht für Spanien zu Grund richten. Spanien sei reich. Wenn er, Napoleon, hin gehen könnte, dann wollte er schon dafür sorgen, daß seine Heere Unterhalt fänden und obendrein auch das beischaffen, was für die Verwaltung nöthig sei. Er stehe im Begriff, 120,000 Mann Verstärkung nach Spanien zu schicken, für welche er die Kosten der Ausrüstung und Einübung trage, aber sie auch noch zu ernähren könne niemand ihm zumuthen; höchstens könne er noch 2 Millionen monatlich für Sold hergeben, weiter aber nichts. Wer in solcher Geldverlegenheit sei, wie Joseph, der dürfe keine Günstlinge, männliche oder weibliche, haben, dürfe nicht seine geringen Mittel an Wohldiener verschwenden. Eine Garde sei unnütz und selbst gefährlich, sie verzehre nutzlos ein Geld, was sich besser anwenden ließe. Bei der ersten Gelegenheit würde die ganze Garde überlaufen. Gefangene von Ocaña in königliche Gardisten zu verwan-

deln, sei eine Schande und eine Albernheit; das heiße, Schlangen im eignen Busen wärmen. Noch viele Jahre lang würde Joseph sich mit französischen Soldaten begnügen müssen. Mit Bildung eines spanischen Heeres Spanien unabhängig machen zu wollen, sei eitle Mühe, denn für jetzt sei die Unabhängigkeit Spaniens eine Unmöglichkeit, und sie in der Anwesenheit von 400,000 Franzosen anzusprechen, sei eine Lächerlichkeit. Joseph müsse sich bescheiden, entweder nicht König zu sein, oder es durch Napoleon zu sein und so, wie dieser es wolle. Die Madrider Hofleute drückten Besorgniß aus, der Kaiser möchte wieder einmal nach Spanien kommen, aber Joseph dürfte sich glücklich schätzen, wenn das geschähe, denn der Kaiser würde Ordnung schaffen und viele Fehler wieder gut machen. In seiner Abwesenheit müsse man sich seinen Willen gefallen lassen. Wolle Joseph nicht anders wirthschaften, als wie bisher, so würde der Kaiser zu dem einfachen Mittel greifen, die von französischen Truppen besetzten Landschaften in Militairgouvernements zu verwandeln, bis er sie nach Abschluß des Friedens dem König zurückgeben könnte, wiewohl dann auch Frankreich vielleicht eine Entschädigung ansprechen müßte, bestehend in den Landschaften zwischen den Pyrenäen und dem Ebro.

Als Joseph diese Aeußerungen seines Bruders erfuhr, äußerte er: Mit den französischen Generalen habe er schon Verdruß genug; sollte er sie aber auch noch als kaiserliche Statthalter dulden und seinem Volke die Zerstückelung des Reiches ankündigen, dann würde eine Million Soldaten erforderlich sein, um der allgemeinen Erhebung zu begegnen, und auch diese Million würde nicht genügen; selbst wenn ganz Frankreich über die

Pyrenäen käme, müßte erst jeder Franzos einen Spanier getödtet haben, bevor er für sich Raum im Lande fände. Ueber Leichen zu herrschen habe er keine Lust; lieber möchte er gleich entthront sein.

Der Hader Napoleons mit Joseph hatte im Wesentlichen denselben Grund wie der mit Ludwig. Napoleon wollte seine Brüder als Werkzeuge seiner Herrschaft gebrauchen, und diese wurden ohne es zu wollen, Vertheidiger dessen, was Napoleon seinen Absichten zu opfern gedachte. In Ludwig war ihm der dem Zwange abholde Handelsgeist Hollands entgegengetreten, in Joseph empörte sich der Schmerz des niedergetretenen Spaniens. Am Ende konnte in beiden Ländern die mißachtete Gewalt der Umstände rächend hervortreten und dem Eroberer einen ganz andern Widerspruch entgegensetzen, als seine Brüder gethan hatten.

Der Mißmuth Josephs und der Zorn Napoleons wurden indeß zu Ende des Jahres 1809 durch den Sieg bei Ocaña und durch die Einnahme von Gerona bedeutend gemildert. Napoleon hoffte, durch die großen fürs nächste Jahr bereit gehaltenen Mittel ein entscheidendes Ergebniß herbeizuführen und weiterer Opfer an Geld und Menschen überhoben zu werden. Joseph erhielt von seinen Sendlingen die Nachricht, daß Andalusien, der Parteikämpfe müde, nur auf sein Erscheinen warte, um sich ihm zu ergeben. Deßwegen wünschte er, daß die erste Unternehmung im Jahr 1810 ein Feldzug nach Andalusien sein möchte. Seine Minister O'Forril, Aganza und Urquijo, gleich ihm überzeugt, daß in Spanien mit Güte mehr auszurichten sei als mit Gewalt, daß wenig Franzosen und viele Millionen nöthig seien, daß im Lande wenig von Napoleon, viel

von Joseph und gar nichts von Gebietsabtrennung gesprochen werden müsse, glaubten durch Eroberung Andalusiens dem Ziel der Beruhigung Spaniens näher zu kommen. Nach den ihnen von Sevilla zukommenden Mittheilungen durften sie glauben, daß die Unterwerfung Andalusiens ohne Widerstand erfolgen werde. Nach der freiwilligen Unterwerfung meinten sie, würde keine Belastung des Landes mit französischen Truppen nöthig sein, Joseph werde durch seine Milde auch die Unterwerfung von Valencia, Granada und Cadiz herbeiführen. So werde der ganze Süden unter seine unmittelbare Herrschaft kommen und ihm die zur Führung der Regierung nöthigen Geldmittel liefern. In Andalusien erst würde er anfangen unabhängiger König zu sein. Joseph fand dies ganz einleuchtend und drang bei seinem Bruder darauf, daß ihm ein Zug nach Andalusien verstattet würde. Soult unterstützte dies Gesuch, weil er wünschte durch Einnahme Andalusiens die Erinnerung an Porto zu verwischen.

Napoleon hielt es allerdings für vortheilhaft, Andalusien baldigst in Besitz zu nehmen, um so mehr, da sich erwarten ließ, daß alsdann auch Granada, Murcia und Valencia auf ihren Widerstand verzichten würden. Aber so wünschenswerth ihm auch eine solche schnelle Besitznahme Südspaniens schien, verhehlte er sich doch nicht, daß der Hauptfeind in Spanien die Engländer waren, daß ihre Vertreibung allem andern vorgehe und mit dem allgemeinen Frieden auch die Unterwerfung Südspaniens nach sich ziehen würde, daß mithin das Zweckmäßigste sei, vor allen Dingen und ohne Verzug den Engländern zu Leib zu gehen. In dieser Ueberzeugung wollte er eine überwältigende Streit-

macht gegen Wellesley in Bewegung setzen. Da ihm aber wiederholt vorgestellt wurde, daß die Einnahme des Südens ohne Schwertstreich erfolgen werde, und besonders, daß man suchen müsse, Cadiz zu nehmen, bevor die Engländer, aus Portugal vertrieben, sich dieses Hafens bemächtigten, so willigte er in den Zug nach Andalusien. Hierzu bestimmte ihn noch besonders die Erwägung, daß die gegen Portugal bestimmten Verstärkungen erst im April oder Mai ins Feld rücken könnten, zu einer Zeit, wo die Unternehmung gegen Andalusien schon abgemacht sein würde, und daß alsdann die in Südspanien entbehrlichen Truppen über Badajoz nach dem linken Ufer des Tejo geschickt werden könnten, um mit dem großen Heere auf dem rechten Ufer zusammenzuwirken.

Anfangs hatte Napoleon 120,000 Mann Verstärkung nach Spanien bestimmt. Diese Zahl erhöhte er auf 150,000. Die kurz vor dem Wiener Frieden ausgehobenen 36,000 Mann waren in die Depots an den Küsten der Bretagne und längs der Pyrenäen vertheilt. Dort hatten ihnen 25,000 Mann, deren Ausbildung eben vollendet war, Platz gemacht, indem sie in zwei Divisionen zusammengezogen wurden und, eiligst über die Pyrenäen geschickt, diejenigen Abtheilungen ablösten, welche bisher in Nordspanien zurückgehalten, jetzt den verschiedenen Corps ihre Ersatzmannschaft lieferten. Die eine dieser Divisionen unter Reynier, der früher beim Rheinheer und in Aegypten gedient hatte, wurde in Spanien wieder aufgelöst und bataillonsweise an die betreffenden Regimenter vertheilt. Die andere, unter Loison, der den Feldzug nach Porto mitgemacht hatte, stieß als dritte Division zum 6. Corps unter Ney,

welcher nach Spanien zurückgeschickt war und sein Hauptquartier in Salamanca aufgeschlagen hatte. Dies 6. Corps, mit gegen Portugal bestimmt, sollte auf 30,000 Mann gebracht werden. Dieser ersten Sendung von 25,000 Mann folgte eine zweite stärkere. Während des Kriegs mit Oestreich war eine Anzahl dritter und vierter Bataillone der in Spanien dienenden Regimenter nach Schwaben gezogen worden, um unter Junot einen Rückhalt für das große Heer bei Wien zu bilden. Von diesen Bataillonen waren die, deren Regimenter im nördlichen Spanien standen, mit Ersatzmannschaft verstärkt, ihren Regimentern wieder zugetheilt worden, die übrigen, ebenfalls verstärkt, blieben unter dem Befehl Junots und bildeten ein Corps von 30,000 Mann mit der Bestimmung nach Portugal. Ferner wurden die ausgebildeten Rekruten aus den Depots am Rhein und an der Elbe durch Marschcadres nach Spanien geführt. Die Gesammtzahl der so aus Frankreich und Deutschland abgeschickten Mannschaft betrug 80,000 Mann zu Fuß. Achtundvierzig Dragonerescadronen, die wieder nach Spanien zurückgingen, machten weitere 9—10,000 Mann. Die Depots der 12 leichten Reiterregimenter in Spanien lieferten 5—6000. Was von Mannschaft des Fuhrwesens, des Bauwesens und Geschützes hinzukam, brachte die Zahl auf mehr als 100,000. Diese Zahl wurde auf 125,000 erhöht durch 15—18,000 Mann Garde und 7—8000 Rekruten aus den in Piemont stehenden Depots des Heeres in Catalonien. Die vierten Bataillone, welche bei Eßling und Wagram die zwei Divisionen Oudinots gebildet hatten, wurden, soweit sie zu Regimentern in Norddeutschland gehörten, diesen wieder zugetheilt, die übri-

gen, von Regimentern in Spanien genommen, waren ins westliche Frankreich verlegt und bildeten unter Drouet einen weiteren Rückhalt von 25,000 Mann für das gegen Portugal bestimmte Heer. Auf diese Weise kamen 150,000 Mann Verstärkung heraus, welche die Gesammtzahl der in Spanien zu verwendenden Truppen auf 400,000 steigerten.

Napoleon rechnete darauf, daß von den 70,000 Mann, mit welchen Joseph nach Andalusien zöge, nach der Unterwerfung wenigstens 30,000 nach Alemtejo gehen und Lissabon auf dem linken Ufer des Tejo bedrohen könnten. Wenn nun zu gleicher Zeit auf dem rechten Ufer Massena mit den 60,000 Mann unter Ney und Junot, mit den 15,000 Mann Garde und den 10,000 Reitern Montbruns vordränge, so würde es, dachte er weiter, den Engländern unmöglich sein zu widerstehen, sie würden sich einschiffen müssen, und der Feldzug von 1810 würde vielleicht den spanischen Krieg beschließen.

Für den Zug nach Andalusien gab er folgende Vorschriften. Das 2. Corps, welches Heudelet an Reynier abgegeben hatte, sollte den Tejo hinab nach Estremadura rücken und sich Alcantara gegenüber aufstellen, um die Engländer zu beobachten. Die Division Dessoles sollte Joseph als Rückhalt zurücklassen, mit dem 1. Corps unter Victor, dem 4. unter Sebastiani und dem 5. unter Mortier sollte er nach Andalusien ziehen, aber nicht versäumen, schweres Geschütz mitzunehmen, damit es ihm nicht vor Sevilla erginge wie vor Valencia dem Marschall Moncey.

Gleichzeitig mit der Einnahme Andalusiens sollte in Catalonien die Einnahme von Lerida und Mequinenza durch Suchet versucht werden und in Leon die

Säuberung des Landes durch Ney, welcher zugleich Vorbereitungen für die Belagerung von Ciudad Rodrigo und Almeida zu treffen hatte. Später im Jahr sollte dann Massena von Leon aus in Portugal eindringen, und im Osten Augereau Tarragona und Tortosa nehmen unterstützt von Suchet, der dann die Eroberung Valencias zu versuchen hätte.

Die Erlaubniß zur Unternehmung gegen Andalusien erfüllte den König Joseph mit um so größerer Freude, als Soult, der eigentliche Befehlshaber, ihm den Schein des Oberbefehls ließ. Er machte Vorbereitungen wie einst Ludwig XIV., als er mit seinem Hofstaat nach Flandern zog. Um mit dem gehörigen Glanze in dem eroberten Lande zu erscheinen, nahm er nicht nur vier Minister mit, sondern auch zwölf Staatsräthe, seine Hofleute und eine zahlreiche Dienerschaft. Das Geld zu diesem Prunk verschaffte er sich durch Discontirung von Anweisungen auf Nationalgüter zu jedem Preis und durch Wechsel auf Bordeaux für die in Spanien weggenommene Wolle und Colonialwaaren. Nachdem er in den ersten Tagen des Januar 1810 von Madrid abgereist war, langte er den 15. an den Pässen der Sierra Morena an. Soult hatte das 4. Corps unter Sebastiani auf der Straße von Valencia nach San Clemente und Villa Manrique geschickt, so daß es den nach Bailen führenden Paß von Despeña Perros zur Linken umging, und das 1. Corps unter Victor über Almaden, so daß es, den Paß rechts umgehend, zwischen Bailen und Cordoba den Guadalquivir erreichte. Mortier mit dem 5. Corps zog auf der Heerstraße von Sevilla geradeswegs gegen Despeña Perros. Es war vorauszusehen, daß weder die Trümmer des bei Ocaña

geschlagenen Heeres noch die von den Spaniern angelegten Minen große Hindernisse sein würden; nichts destoweniger schrieb Soult im Namen des Königs an Suchet, er solle geradeswegs auf Valencia losgehen, um die Linke des Heeres in Andalusien zu decken, und an Ney, er solle sofort die Belagerung von Ciudad Rodrigo beginnen, um die Engländer aus der rechten Flanke dieses Heeres ins nördliche Portugal zu ziehen.

Den 60,000 Franzosen, Polen und Deutschen unter Soult hatte Areizaga höchstens 25,000 Mann entmuthigter und nothleidender Truppen in drei Divisionen an den drei Pässen von Almaden, Despeña Perros und Villa Manrique entgegenzustellen. Am 18. Januar drang Victor von Almaden aus auf einem kaum fahrbaren Weg in die Sierra Morena ein. Die verschiedenen Posten, welche Areizaga hier aufgestellt hatte, ergriffen bei Victors Annäherung die Flucht nach Cordoba. Am 20., während Victor ins Thal des Guadalquivir hinabstieg, rückte Mortier in den Paß von Despeña Perros. Bei seinem Erscheinen ließen die Spanier verschiedene Minen springen, die den Weg ungangbar machen sollten, aber ihren Zweck gänzlich verfehlten, und zogen sich eiligst von Höhe zu Höhe zurück, indem sie wirkungslos aus der Ferne schossen. Ohne erheblichen Widerstand gelangte Mortier nach Carolina und Bailen, nachdem ihm etliche Stück Geschütz und tausend Gefangene in die Hände gefallen waren. Am beßten hielt sich die Abtheilung der Spanier, welche den Paß von San Estevan zu vertheidigen hatte. Sie ward von Sebastiani, der von Villa Manrique her anrückte, überwältigt und verlor 3000 Gefangene nebst Geschütz und Fahnen. Am Abend

des 20. Januar stand das ganze französische Heer im Thal des Guadalquivir zwischen Baeza, Andujar und Cordoba.

Die Spanier, welche die Pässe von Despeña Perros und von San Estevan so schlecht vertheidigt hatten, zogen sich nach Jaen zurück, um Granada zu decken. Die welche vor Victor nach Cordoba geflohen waren, schlugen den Weg nach Cadiz ein. Sebastiani folgte den nach Jaen zurückgewichenen mit der Absicht, Granada und Malaga wegzunehmen. Mortier schwenkte rechts und stieß bei Cordoba zu Victor. Von da zogen beide mit Soult und dem König nach Carmona, wo Joseph den Erfolg der von seinen Ministern in Sevilla angeknüpften Verständnisse abwarten wollte. Klüger als dies Abwarten wäre ein Marsch nach Cadiz gewesen, um diesen wichtigen Hafen zu überrumpeln oder, wenn dies nicht anging, wenigstens die Truppen, das Geschütz und die bedeutenden Personen wegzufangen, welche alle dort Zuflucht suchten. Joseph wollte wirklich einen Theil von Mortiers Corps nach Cadiz abschicken, was mehrere Generale billigten; aber Soult widersetzte sich.[1]) Ihm war die Einnahme von Sevilla das Wichtigste und zur Eroberung einer solchen Stadt schien ihm das Corps Victors nicht hinreichend. Der Fall von Sevilla, meinte er, würde den Fall von Cadiz nach sich ziehen; er sagte zu Joseph: Bürgen Sie mir für Sevilla, und ich bürge Ihnen für Cadiz. Der König gab nach, und es ward

---

[1]) So erzählt Marschall Jourdan in seinen Denkwürdigkeiten, gestützt auf das Zeugniß mehrerer Generale, und einen Brief Josephs in Betreff des Kriegsrathes zu Carmona.

beschlossen, mit den 40,000 Mann unter Victor und Mortier gegen Sevilla zu ziehen, während Sebastiani die Schaaren Areizagas nach Granada verfolgte, und Dessoles die Posten von Val de Peñas, Carolina und Bailen besetzte.

Der Gesammtvolksrath zu Sevilla hatte schon früher seine Uebersiedelung nach Cadiz beschlossen und überließ die Vertheidigung Sevillas der Vollzugscommission. Als die Bewohner der Stadt die Mitglieder des großen Volksrathes nach und nach abreisen sahen, geriethen sie in Aufruhr, beschimpften und mißhandelten mehrere derselben, riefen den Volksrath von Sevilla zum Vertheidigungsrath aus und setzten die Gefangenen Montijo und Palafox in Freiheit. Die Generale Romana und Eguia wurden dem Vertheidigungsrath beigeordnet. Unter dem Geläute der Sturmglocke zogen ungeordnete Volkshaufen Geschütz auf eine Brustwehr, die vor Sevilla aufgeworfen war, und verlangten die Köpfe der Verräther, welche die Stadt den Franzosen überliefern wollten. Allein es fand sich Niemand der Fähigkeit und Lust gehabt hätte, die Leitung der Vertheidigung zu übernehmen. Am 29. Januar erschien Victor vor der Stadt und fand Dächer und Wälle mit Menschenmassen besetzt, welche wüthendes Geschrei ausstießen, während alle Glocken läuteten und eine Anzahl Geschütze hinter der Schulterwehr den Franzosen einen heißen Empfang zu bereiten schienen. Victor ließ die Stadt auffordern mit der Drohung, Alles, was sich widersetzte, niederzumachen. Die Geistlichkeit, welche anderwärts das Volk zum Widerstand angefeuert hatte, verhielt sich hier ruhig. Der Vertheidigungsrath ließ sich in eine Unterhandlung ein,

während deren die meisten bedeutenden Personen, darunter Romana, sich heimlich aus der Stadt entfernten, und verstand sich bald zur Uebergabe. Am 1. Februar zog Joseph mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in Sevilla ein.

Die Stadt war fast verödet. Die vornehmen Leute waren großentheils nach Cadiz oder nach Estremadura oder nach Portugal geflüchtet, die ärmeren Leute hatten sich in der Umgegend zerstreut. Da aber die Franzosen keinen Unfug trieben und sich damit begnügten, die nothwendigen Lebensmittel zu nehmen, da auch Joseph allen Zurückkehrenden völlige Verzeihung zusicherte und sich gegen die Geistlichkeit gar freundlich zeigte, so stellten sich die in die Umgegend Geflüchteten wieder ein. Das öffentliche Eigenthum, welches den Franzosen zu Sevilla in die Hände fiel, war nicht unbedeutend. Es bestand in Lebensmitteln, Geschütz, Schießbedarf, Tabak und Quecksilber.

Da das Corps Victors zur Bezwingung von Sevilla hingereicht hatte, so war Mortier nach Estremadura abgeschickt worden zur Verfolgung Romanas, der diese Richtung eingeschlagen hatte. Die wenige Mannschaft Romanas wurde bald eingeholt und zersprengt, auch fielen viele reiche Flüchtlinge, die in Badajoz Schutz suchen wollten, mit ihrem Geld in die Hände der Franzosen. Mortier rückte vor Badajoz und forderte die Festung auf. Der Befehlshaber antwortete im Namen Romanas, er würde sich vertheidigen. Da Mortier kein Belagerungsgeschütz hatte, so begnügte er sich eine Stellung am Guadiana zu nehmen und sich mit Reynier in Verbindung zu setzen, der nach Trujillo vorgegangen war.

Sebastiani hatte mittlerweile, die Trümmer von Areizagas Heer vor sich her treibend, Jaen und Granada eingenommen und erschien vor Malaga, dessen Bevölkerung zur Gegenwehr entschlossen schien. Ein rascher Angriff seines Vortrabs vereitelte den Widerstand, und Malaga ergab sich.

Die Regierungsmitglieder und Generale, mit denen Josephs Minister von Carmona aus Verständnisse anzuknüpfen gesucht hatten, waren meist von Sevilla nach Cadiz geflüchtet. Die Minister schrieben ihnen auch dorthin, in der Hoffnung, durch sie die Uebergabe der wichtigen Hafenstadt zu erlangen. Aber die Antworten fielen unbestimmt und unbefriedigend aus. In Cadiz hatte sich ein Vertheidigungsrath gebildet, der an keine Uebergabe der Stadt denken ließ. Außer den Truppen, die sich von Almaden über Cordoba dorthin geflüchtet hatten, war auch eine vollständige Division des Heeres der Linken, geführt vom Herzog von Albuquerque dort eingerückt. Diese Division, ursprünglich zur Vertheidigung Sevillas bestimmt, war zu Anfang Januars bei Alcantara über den Tajo gegangen und hatte, während die Franzosen den Durchgang durch die Sierra Morena erzwangen, den Weg nach Cadiz eingeschlagen. So standen dem Vertheidigungsrath von Cadiz 18,000 Mann spanische Soldaten zur Verfügung. Zu diesen nahm er noch 4000 Engländer in die Stadt auf. Der englischen Flotte öffnete er die äußere Rhede, nicht aber die innere, noch das Zeughaus Caraca, denn er wollte die Engländer zwar als Helfer nicht aber als Herren zulassen.

Der von Sevilla nach Cadiz geflüchtete Gesammtvolksrath beschloß hier seine Thätigkeit mit drei wich-

tigen Beschlüssen, betreffend die Einberufung der Cortes, die Art ihrer Wahl und die Ernennung einer königlichen Regentschaft. Diese Beschlüsse wurden mit Jubel aufgenommen, aber der Beifall galt nicht der Behörde, die ihn faßte, wenigstens nicht allen Mitgliedern. Der verstohlene Verkehr mancher mit den Ministern Josephs konnte nicht so geheim bleiben, daß nicht auf Einen und den Andern Verdacht gefallen wäre. Sobald daher der Gesammtvolksrath sich aufgelöst hatte, machte sich der Unwille des Volks in Beschimpfungen Luft, die bei Mehreren so weit gingen, daß man ihr Gepäck untersuchte, um zu sehen, ob sich darin nicht unterschlagenes Geld fände.

Die neue Regentschaft bestand aus dem wüthigen Bischof von Orense, aus dem besonnenen General Castaños, dessen Geschick mehr in Umgehung als in Beseitigung von Schwierigkeiten sich zeigte, aus dem erfahrenen Staatsrath Saavedra, dem geachteten Seemann Escaño und dem Amerikaner Lardizabal. Nachdem sie die Grenze zwischen ihren Befugnissen und denen des Cadizer Vertheidigungsrathes gezogen hatte, ließ sie den Wunsch merken, den Zusammentritt der Cortes zu verzögern. Allein die ganze Bevölkerung, einheimische wie hergeflüchtete, sprach sich so laut für Aufrechthaltung des vom Gesammtvolksrath gefaßten Beschlusses aus, daß es bei der Einberufung auf den 1. März sein Bewenden hatte. Da aber fast ganz Spanien, mit Ausnahme von Valencia und Murcia und weniger eingeschlossenen Festungen in den Händen der Franzosen war, so konnte nur die Stadt Cadiz eine ordentliche Wahl vornehmen, für das übrige Land

thaten es die Flüchtlinge aus den betreffenden Landschaften.

Vier Tage nach der Einnahme von Sevilla erschien Victor mit dem ersten Corps am Kanal Santi Petri und forderte Cadiz zur Uebergabe auf. Die Antwort war stolz und höhnend, so daß nichts übrig blieb, als eine lange und schwierige Belagerung zu beginnen.

Cadiz liegt auf der kleinen Insel Leon vor der Mündung des Guadalquivir, diese Insel besteht aus einem etliche hundert Fuß über das Meer hervorragenden Felsen, der die Stadt trägt, und aus einer sandigen Landzunge. Vor dem gegenüber liegenden Ufer des Festlandes liegen Inselchen in seichtem Gewässer und auf den äußersten derselben die Gebäude des großen Zeughauses Caraca. Die meisten dieser Inselchen sind gegen das Festland hin durch den breiten tiefen Kanal Santi Petri gedeckt, der zwischen Puerto Real und der Burg Santi Petri strömt. Das Hauptgebäude der Caraca liegt jedoch außerhalb des schützenden Kanals. Zwischen dem seichten Gewässer und der Stadt befindet sich die innere Rhede. Um also Cadiz zu erobern mußten die Franzosen erst den Uebergang über den Kanal erzwingen, dann von Inselchen zu Inselchen nach der Landzunge vordringen und schließlich einen regelmäßigen Angriff gegen die Festungswerke der Stadt vornehmen. Nebenbei konnten sie die Stadt von dem Trocadero, einem vorspringenden Punkt des Ufers aus beschießen, und den letzten Angriff auf die Stadt selber zugleich mit Schiffen machen, die sie auf die Rhede brachten. Hierzu war erforderlich, daß sie erst die Burg Matagorda auf dem Trocadero wiederherstellten und in derselben ihr Wurfgeschütz auf-

pflanzten, und dann eine Reihe befestigter Posten längs dem Kanal Santi Petri anlegten, um die Insel Leon vom Festland abzuschließen. Das erforderliche Belagerungsgeschütz mußte von Sevilla geschickt und zum Theil dort erst gegossen werden, weil man es von der schwersten Art brauchte. Zum Uebergang über den Kanal und später über die Rhede, so wie zur Fernhaltung feinlicher Geschwader mußten Schiffe gebaut werden, wozu die erforderlichen Stoffe sich in Puerto Real, Puerto Santa Maria und im Hauptgebäude der Caraca fanden. Aber alle diese Vorbereitungen erforderten Zeit.

Die 20,000 Mann Victors reichten kaum hin, um die Insel Leon abzusperren; zur erfolgreichen Belagerung gehörten viel mehr. Mortier stand mit dem größten Theil seines Corps vor Badajoz, während der Rest Sevilla besetzt hielt. Das vierte Corps unter Sebastiani war vollständig in Anspruch genommen durch die Besetzung von Malaga und Granada und durch Beobachtung des Feindes in Murcia, eben so die Division Dessoles durch die Besetzung Jaens und der Pässe der Sierra Morena. Selbst nach Madrid mußte Dessoles einige Truppen zurücksenden, um die Hauptstadt nicht ganz zu entblößen. Das zweite Corps unter Reynier, zwischen Almaraz, Alcantara und Trujillo vertheilt, hatte die Engländer zu beobachten, und wenn es später etwa verwendet wurde, gleichzeitig mit Massena in Portugal vorzudringen, blieb die ganze Strecke längs dem Tajo zwischen Madrid und Alcantara den feindlichen Streifschaaren Preis gegeben. So war also das tüchtigste Heer Frankreichs, dem nur das Corps Davouts an der Nordsee an Güte gleichkam, in einer

Stärke von 80,000 Mann über das südliche Spanien zerstreut und dort so in Anspruch genommen, daß Napoleons Hoffnung, einen Theil davon in Portugal zu verwenden, bald zu nichte werden mußte.

Vor Cadiz mußte Victor auf seiner Hut sein, denn einerseits machte die Besatzung der Stadt Miene, über den Canal zu gehen, andererseits streiften die halbwilden Bewohner des Rondagebirgs in Verbindung mit den Schmugglern von Gibraltar in der Ebene herum. Romana, von der Regentschaft in Cadiz zum Befehlshaber in Estremadura ernannt, machte bei Badajoz verschiedene Bewegungen, um das Corps Mortiers zu beschäftigen. Dieselbe Regentschaft hatte den General Blake aus Catalonien, wo O'Donnel ihn ersetzte, nach Murcia berufen, um die Trümmer des Heeres der Mitte von Areizaga zu übernehmen, zu ordnen und zu Einfällen in Granada und Andalusien zu verwenden.

Die im Namen Josephs von Soult angeordneten Bewegungen gegen Ciudad Rodrigo und gegen Valencia hatten den schlechtesten Erfolg gehabt. Ney war vor Ciudad Rodrigo gerückt, hatte aus seinen Feldstücken einige Kugeln gegen die Mauer abgefeuert und die Festung zur Uebergabe aufgefordert. Da er aber kein Belagerungsgeschütz hatte, war er genöthigt mit einer höhnischen Antwort nach Salamanca zurückzukehren. Suchet, in der Meinung, daß der Befehl Soults mittelbar vom Kaiser komme, war mit zwei Heersäulen, längs dem Ufer und durch die Berge von Teruel, nach Murviedro gezogen und von da mit gesammter Macht gegen Valencia. Hier war allerdings ein kleiner Theil der Einwohnerschaft zur Uebergabe geneigt. Aber die Mehrzahl ließ sich weder durch die Einnahme der Vor-

stadt Grao, noch durch die Kugeln Suchets einschüchtern, mißhandelte oder verhaftete die Friedensmänner (darunter den Erzbischof) und leistete solchen Widerstand, daß Suchet in Ermangelung von Belagerungsgeschütz gerathen fand, schnell wieder nach Aragon zurückzukehren.

Mittlerweile durchzog Joseph mit königlichem Gepränge die Städte Cordoba, Sevilla und Granada, die ihm willig ihre Steuern zahlten. Die Neugier lockte Gaffer herbei, und der Ueberdruß am Krieg bewirkte manche Erklärung treuer Anhänglichkeit. Selbst das gemeine Volk, welches sonst die Franzosen haßte, jubelte dem neuen König entgegen. Die Hofleute nannten das einen wahren Triumphzug, einen Beweis, daß Joseph mit seinem einnehmenden Wesen mehr ausrichten würde, als Napoleon mit seinen schrecklichen Soldaten. Der König war seelenvergnügt. Der Kaiser aber war in ganz anderer Stimmung. Seine Händel mit Ludwig wegen Holland, die Einwendungen, welche Hieronymus gegen die Bedingungen machte, unter denen Napoleon ihm Hannover abtrat, versetzten diesen im März 1810 in die übelste Laune. Die Berichte aus Spanien waren nicht geeignet dieselbe zu zerstreuen. Als er erfuhr, daß Suchet, statt Lerida zu belagern, in Hast gegen Valencia gezogen sei und sich dort demselben Mißgeschick ausgesetzt habe, wie Moncey im Juni 1808, gerieth er in heftigen Zorn. Er gab dem General einen scharfen Verweis und ließ ihn wissen, daß er künftig keinen anderen Befehlen zu gehorchen habe, als den vom Kaiser ausgehenden. Aehnlich mißbilligte er Neys unklugen Versuch gegen Ciudad Rodrigo. Für beide Fehler tadelte er aber auch den König Jo-

seph und seinen Generalquartiermeister Soult, der durch die Eroberung von Südspanien seinen Fehler im Norden gutgemacht zu haben meinte. Als er nun weiter erfuhr, welche Reden die Madrider Hofleute führten, und daß Joseph neue Schenkungen an seine Schmeichler gemacht habe, brachte er einen schon lange gehegten Gedanken zur Ausführung. „Findet man Geld an Tagdiebe und Ohrenbläser zu verschenken, so muß man auch Mittel haben, die Soldaten zu ernähren, welche ihr Blut für den König Joseph vergießen; will man nicht für sie sorgen, so thue ichs selber.“ So sprechend, verfügte er, daß in Catalonien, Aragon, Navarra und Biscaya die betreffenden Oberbefehlshaber Augereau, Suchet, Reille und Thouvenot die höchste Gewalt auch in bürgerlichen Dingen ausüben, und alle Einkünfte für die Heerkasse einziehen sollten, ohne von der königlichen Regierung Befehle anzunehmen oder ihr Rechenschaft abzulegen. Und während er öffentlich befahl, daß die genannten Generale als kaiserliche Statthalter nur seinen Geboten nachzukommen, nur ihm Rechenschaft abzulegen hätten, schrieb er denselben im Vertrauen, seine Absicht sei, das linke Ebrоufer als Ersatz für seinen Aufwand in Spanien zu Frankreich zu schlagen; sollten ihnen von Madrid Befehle zukommen, die den seinigen widersprächen, so hätten sie einfach zu erwiedern: es sei ihnen verboten, der spanischen Regierung zu gehorchen und befohlen, nur den Weisungen der französischen nachzukommen.

Diese Entschließung war gleichzeitig mit der Einverleibung Nordbrabants und mit dem Vorhaben, auch das übrige Holland, die Hansestädte und den Canton Wallis an Frankreich zu ziehen, wie früher mit Tos-

cana und Rom geschehen war. Nahm Napoleon auch noch den südlichen Abhang der Pyrenäen, dann mußte alle Welt sagen, daß seine Gier nichts verschonte, daß jedes Land, auf das er einen lüsternen Blick warf, für seinen Besitzer verloren war, mochte der Besitzer auch sein Bruder sein. Eine Entschädigung Frankreichs mit dem linken Ebroufer hätte sich allenfalls ertragen lassen, wenn Napoleon Ferdinand dem VII. zur Eroberung Portugals geholfen hätte (wiewohl auch dann noch immer Spanien und Europa scheel dazu gesehen hätte), aber den Spaniern einen König und diesem König seine Krone aufzwingen und hintendrein von Land und König Bezahlung für diesen Zwang in Ueberlassung eines Landestheils verlangen, war ein Hohn, ein Wahnwitz. Zu allen Ursachen des Franzosenhasses wurde noch die wirksamste hinzu gefügt, wenn die Spanier sehen sollten, wie ihr Land erst mit Heeresmacht überzogen und am Ende auch noch zerstückelt werden sollte. Eine Losreißung der Pyrenäenländer mußte alle die in die Reihen der Empörer treiben, welche die Hoffnung auf eine bessere Regierung und auf Wiedergeburt Spaniens an den aufgedrungenen König geknüpft hatte.

Dieser König hatte bisher den Oberbefehl über die ihm von Napoleon zur Unterwerfung der Empörer gleichsam geliehenen Truppen geführt und in dieser Eigenschaft die Schlachten bei Talavera und bei Ocaña, so wie neuerdings den Zug nach Andalusien mitgemacht. Jetzt nahm Napoleon den Titel Oberbefehlshaber der Heere in Spanien an sich, ernannte für diese den Marschall Berthier zum Generalquartiermeister und beschränkte den Oberbefehl Josephs auf ein ganz unbedeutendes Heer. Abgesehen von den Ebroländern, die

von jetzt an als Anhängsel Frankreichs galten, gab es nach der neuesten Bestimmung des Kaisers in Spanien drei französische Heere: das für Portugal unter Massena, das für den Süden unter Soult, und das der Mitte unter König Joseph. Soult hörte auf, Generalquartiermeister des Königs zu sein, und ward selbstständiger, bloß vom Kaiser abhängiger Oberbefehlshaber des ersten, vierten und fünften Corps; Joseph hatte ihm so wenig mehr zu befehlen, wie den Marschällen Massena, Augereau, dem General Suchet u. s. w. Das Heer der Mitte bildete jetzt die Division Dessoles nebst den Depots in Madrid, im Ganzen etwa 24,000 Mann, darunter höchstens die Hälfte verwendbar; über dies hatte Joseph allein noch zu verfügen. Da der Süden und der Norden im Kriegszustand waren, so lag auch alle Gewalt daselbst in den Händen von Massena und Soult, und da diese Gegenden auch die in ihnen stehenden Heere ernähren sollten, so konnte aus ihnen kein Geld mehr in die königliche Kasse fließen. Joseph war also in der That nur noch König von Neucastilien, und zu dem Haß, den er als aufgedrungener König erregte, kam jetzt auch noch Verachtung.

Unter diesen Umständen eilte Joseph, dies neu eroberte Land zu verlassen, in welchem er sich einige Wochen König zu sein geträumt hatte, und wo jetzt Soult König war. Die Division Dessoles begleitete ihn. Von dieser ließ er eine Brigade unter Lahoussaye in der Mancha stehen, das Uebrige nahm er mit nach Madrid. Kaum hier angelangt, mußte er inne werden, daß aus seinem ehrerbietigen Generalquartiermeister ein kecker Nebenbuhler geworden war. Lahoussaye meldete ihm, daß Soult unter dem Vorwand, die Mancha ge-

höre zum Süden, ihm Befehl geschickt habe, näher nach Andalusien zu rücken, und auf seine Weigerung den Befehl unter Strafandrohung erneuert habe. Joseph wies ihn an, auf seiner Weigerung zu beharren. Aus Altcastilien und Leon ward ihm gemeldet, daß die dortigen Generale, ohne die Vermittlung der königlichen Steuerbeamten in Anspruch zu nehmen, Brandschatzungen erhoben; und aus dem Nordosten kam die Kunde von der beabsichtigten Losreißung der Ebroländer. Dies verleidete ihm vollends den spanischen Thron. Er beauftragte seine Frau, die zu Paris war, und die Minister Hervas und Azanza, die dorthin reisten, seinem Bruder vorzustellen, daß jene Losreißung ihn dem Hasse der Spanier aussetzen müßte, wie die Mißachtung seiner Gewalt von Seiten der französischen Generale ihn bereits verächtlich mache, und daß es brüderlicher sei, ihm die Krone zu nehmen, als unter solchen Bedingungen zu lassen.

Napoleon empfing die beiden spanischen Minister ohne Härte, aber etwas geringschätzend, und äußerte sich gegen sie höhnisch über die Staatsweisheit Josephs, der mit Geld ohne Soldaten ein unversöhnliches Volk unterwerfen wolle, während der Augenschein lehre, daß dies Volk erst zu Boden geschlagen sein müsse, bevor man ihm die milde Hand reichen könne. Die Gelderhebungen anlangend erklärte er, daß seine Bestimmungen unabänderlich seien, denn wenn Spanien die französischen Truppen nicht erhalten könne, müßte er sie zurückrufen. Diese Unmöglichkeit liege aber nicht vor, sondern nur die Unfähigkeit oder Unwilligkeit Josephs, Geld aufzutreiben. So müsse er denn durch die Hand seiner Generale das Geld nehmen. Diese

sollten übrigens scharf beaufsichtigt und angehalten werden, alles für die Heere nicht Erforderliche in Josephs Kassen abzuliefern, in welche die Steuern von Neucastilien unverkürzt fließen müßten. Frankreich könne und werde nach Spanien weiter kein Geld liefern als monatlich zwei Millionen für Sold, und daß von diesen zwei Millionen das Heer der Mitte unter Joseph seinen Antheil bekomme, sei das Aeußerste, was bewilligt werden könne. Mehr als dies kleine Heer könne er nicht unter Josephs Befehl lassen; die zur Vertreibung der Engländer bestimmten großen Heere könne nur er, der Kaiser, leiten. Die Befehlshaber dieser Heere hätten keine andere Gewalt als in Bezug auf Leitung und Unterhalt derselben, im Uebrigen seien sie Gäste des Königs von Spanien und diesem Ehrerbietung schuldig, als dem Landesherrn und dem Bruder ihres Kaisers. Wenn sie diese vergäßen, wie Soult gethan, so würden sie scharfe Zurechtweisungen erhalten, sonst aber müsse die Feldherrngewalt unbeschränkt und ungetheilt bleiben.

Daß er die Ebroländer zu Frankreich zu schlagen gedenkte, verhehlte er keineswegs, doch, meinte er, könne ja Spanien mit Portugal reichlich entschädigt werden. Um aber Portugal seinem Bruder geben zu können, müsse er es erst den Engländern entreißen und diese zum Frieden zwingen. Für jetzt sei es schwer, etwas fest zu bestimmen, gefährlich, etwas anzukündigen, also sei Aufschub und Schweigen räthlich. — Nachdem Napoleon bei verschiedenen Gelegenheiten den Ministern seines Bruders diese Erklärung gegeben, behielt er sie bei sich, als wollte er seine Entscheidung über die schwierigen Punkte erst nach dem Feldzug von 1810

treffen, der vielleicht das Ende des Kriegs und somit auch der Verlegenheiten des Königs Joseph brächte.

Für den Augenblick versprach Napoleon den Ministern Azanza und Hervas, das Heer der Mitte durch einige Truppen zu verstärken, verwies dem Marschall Soult seine Anmaßung, die Truppen in der Mancha an sich zu ziehen, und beschäftigte sich damit, den weiteren Gang der Unternehmungen im Jahre 1810 vorzuschreiben. Es war ein Fehler, daß nicht schon im Februar und März alle verfügbaren Streitkräfte gegen die Engländer in Bewegung gesetzt waren. Mit den 80,000 Mann unter Victor, Mortier, Sebastiani und Reynier, mit dem Corps unter Ney und mit dem eingetroffenen Theil der Garde hätte vor Beginn der heißen Jahreszeit Wellesley rasch auf Lissabon gedrängt werden können. Da aber jene 80,000 Mann jetzt in Granada, Ober- und Niederandalusien, und Estremadura zerstreut waren, so mußte erst die Ankunft aller Verstärkungen abgewartet werden, welche das Heer Massenas vollzählig zu machen bestimmt waren. In den heißen Sommermonaten war das Kriegführen in Spanien fast eine Unmöglichkeit. Nachdem also das Frühjahr zur Unternehmung nach Portugal verloren war, blieb nur ein Herbstfeldzug übrig. Die Monate Mai, Juni, Juli und August konnten zur Einnahme von Festungen verwendet werden. Bereits war Suchet angewiesen, Lerida und Mequinenza wegzunehmen, bevor er abermals gegen Valencia zöge, eben so war dem Marschall Augereau die Belagerung von Tarragona und Tortosa aufgetragen. Soult erhielt Befehl, während der Belagerung von Cadiz zugleich die Wegnahme von Badajoz an der Grenze von Portugal zu versuchen. Gleich-

zeitig hatte Massena die Zeit der vollständigen Zusammenziehung seines Heeres zur Belagerung der Festungen Ciudad Real und Almeida an der Grenze von Leon zu benutzen. Nach Wegnahme dieser drei Schlüssel Portugals sollten dann im September Massena auf dem rechten, Soult auf dem linken Ufer des Tejo auf Lissabon losgegen.

Suchet hatte gleich nach der Rückkehr von seinem verunglückten Zug gegen Valencia eifrige Vorbereitungen zur Belagerung von Lerida getroffen. Schweres Geschütz, Handwerkszeug, Schanzkörbe und Faschinen hatte er in Monzon an der Cinca zusammengebracht, wo er am 10. April 1810 sein Hauptquartier aufschlug. Sein Heer zählte nach Ankunft der letzten Verstärkungen über 30,000 Mann, darunter aber doch höchstens 24,000 Streitbare. Von diesen ließ er 10,000 zur Bewachung von Aragon zurück, mit den übrigen 14,000 rückte er vor Lerida und schloß die Stadt auf beiden Ufern der Segre ein. Die Deckung der Belagerung gegen Entsatzversuche sollte Augereau übernehmen; aber dieser hatte anderwärts vollauf zu thun, bald die französische Grenze gegen Freischaaren zu schützen, bald Lebensmittel nach Barcelona zu schaffen, bald Angriffe von dieser Stadt abzuwenden, bald Hostalrich eingeschlossen zu halten. Diese verschiedenen Aufgaben immer glücklich zu lösen, dazu wäre die größte Erfindsamkeit und Regsamkeit nöthig gewesen, Eigenschaften, die der alte Augereau nicht in dem erforderlichen Maße besaß. Als Suchet vor Lerida erschien, lag Augereau vor Hostalrich und überließ jenem neben der Belagerung auch die Abwehr des Entsatzes.

Lerida hat in den Kriegen aller Jahrhunderte von

Caesar bis auf Condé eine bedeutende Rolle gespielt. Der große Condé hat die Einnahme dieser Festung seiner Zeit vergebens versucht, dem Herzog von Orléans ist sie im Erbfolgekrieg gelungen. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer des Segre, der dem Ebro die Hälfte der Gewässer Cataloniens zuführt, am Fuß eines steilen Felsens, auf dem sich eine feste Burg erhebt. Das Geschützfeuer dieser Burg schützt die Stadt auf allen Seiten. Der Fels ist nur von Südwesten her zugänglich auf einem sanften Abhang, der sich vor die Stadt hinaus erstreckt und in mehreren Hügeln endet. Auf diesen Hügeln befinden sich die Vorburg Garden und die Schanzen San Fernando und Pilar. Es mußte also entweder erst die Stadt unter dem Feuer der Burg und dann die Burg selber genommen werden, oder man mußte den Angriff gleichzeitig gegen Burg und Stadt richten. Die Stadt hatte 18,000 von Franzosenhaß erfüllte Einwohner und eine Besatzung von 7000 Mann unter dem jungen García Conde, der sich bereits bei der Belagerung von Gerona ausgezeichnet hatte. Es fehlte ihm weder an Lebensmitteln noch an Schießbedarf, selbst für eine lange Belagerung.

Die Belagerungsarbeiten hatte Oberst Haxo zu leiten. Dieser richtete den Angriff zunächst gegen die Stadt auf deren Nordostseite, die am stärksten bevölkert war, zwischen der Burg und dem Fluß. Die Belagerer waren hier dem ganzen Feuer der Burg ausgesetzt, aber sie hatten auf dieser Seite leicht zu graben, konnten sich bald an den Fuß des Felsen arbeiten, waren vor den Kugeln aus der Burg ziemlich gesichert, und

hatten mit der Vorburg und den Schanzen auf der entgegengesetzten Seite gar nichts zu schaffen.

Während der Vorbereitungen zur Eröffnung der Laufgräben erfuhr Suchet aus einem aufgefangenen Brief, daß O'Donnel, der Nachfolger Blakes, mit den Truppen von Aragon und Catalonien vom oberen Segre her auf dem linken Ufer zum Entsatz heranrückte. Da er Brücken über den Segre geschlagen hatte, konnte er in wenigen Stunden den größten Theil seines Heeres auf das linke Ufer bringen, um den Entsatz zurückzuschlagen, während eine Nachhut vor der Stadt stehen blieb. Er ließ also ruhig den Feind herankommen. Am 22. erfuhr er, daß O'Donnel nur noch einen Tagmarsch entfernt sei und traf seine Anstalten. General Harispe, der auf dem linken Ufer stand, erhielt die Bestimmung, einerseits die Vorhut des Entsatzes, andererseits die ausfallenden Belagerten zurückzuweisen; den General Musnier hielt Suchet bei Alcoletge bereit, um ihn dem Entsatzheer in die Flanke zu schicken. Mit Tagesanbruch des 23. April zeigte sich O'Donnel in der Ebene von Margalef mit 9000 Mann in zwei Colonnen zu beiden Seiten der Heerstraße. So wie Harispe das Feuer seiner Vorposten hörte, warf er sich mit dem 4. Husarenregiment und zwei leichten Compagnien vom 115. und 117. Linienregiment dem feindlichen Vortrab entgegen und trieb ihn zurück. In diesem Augenblick rückte die Besatzung von Lerida unter dem Freudengeschrei der Einwohner über die Brücke der Stadt, um die Brigade Harispes anzufallen und dem Entsatz die Hand zu reichen. Harispe kehrte um, stellte sich an die Spitze des 117. Regiments unter Oberst Robert und warf die Besatzung

mit dem Bajonnet in die Stadt zurück. Mittlerweile war O'Donnel näher herangekommen, so daß er sich Alcoletge gegenüber befand. Musnier, der gleichzeitig seine Division über die Schiffbrücke bei Alcoletge geführt hatte, rückte geradeswegs in seine rechte Flanke. Vorauf ging das 13. Kürassierregiment unter Aigremont, 1200 Mann stark, mit Geschütz auf beiden Flügeln. Das Gefecht begann mit einem lebhaften Geschützfeuer. O'Donnel, der Front rechts gemacht hatte, zog seine Reiter vor, um den Kürassieren die Spitze zu bieten. Aigremont griff sie an und warf sie über den Haufen, stieß auf die Wallonischen Garden, die ein Viereck gebildet hatten, sprengte dies Viereck und sofort noch mehrere andere. In wenig Augenblicken hatten an 6000 Spanier das Gewehr gestreckt; der Rest ergriff die Flucht. Fahnen, Geschütz und Fuhrwerk fielen in großer Zahl den Franzosen in die Hände.

Nach diesem glänzenden Erfolg brauchte Suchet nicht mehr zu fürchten, daß er in der Belagerung gestört werden möchte, ja er glaubte sogar, daß die Niederlage O'Donnels den Befehlshaber in Lerida zur Uebergabe bestimmen dürfte. In dieser Voraussetzung stellte er seine Gefangenen so auf, daß sie von der Stadt aus übersehen werden konnten, ließ Lerida auffordern und dem General Conde anbieten, er möge einen Officier herausschicken, um die Gefangenen zählen zu lassen. Conde antwortete: Die Besatzung, zur Gegenwehr entschlossen, habe nicht auf Hülfe von Außen gezählt. Demnach mußte Suchet zur förmlichen Belagerung schreiten.

Am 29. April wurden die Laufgräben eröffnet.

Die Schanzarbeiten wurden erschwert, theils durch Regengüsse und das Austreten des Segre, theils durch das Feuer der Burg. Um das Wasser von den Laufgräben abzuwenden, mußten verschiedene Kanäle abgedämmt werden. Gegen die Kugeln aus der Burg war Deckung durch vermehrte Zickzackgänge in spitzen Winkeln nöthig. Während dieser beschwerlichen Arbeit meinte Haxo, es sei vortheilhaft, der Burg zugleich von der entgegengesetzten Seite durch Wegnahme der Vorburg Garden beizukommen. Er ließ also die beiden Schanzen Fernando und Pilar stürmen. Da es aber nur gelang, die eine zu nehmen, so ward dieser Plan einstweilen wieder aufgegeben. Ein kräftiger Ausfall der Besatzung wurde zurückgeschlagen.

Die Laufgräben waren gegen die städtischen Basteien Carmen und Magdalena gerichtet. Nachdem alle Batterien fertig waren, sowohl die zur Abkehrung der Wälle bestimmten, wie die mit Mörsern und Haubitzen besetzten, begann am 6. Mai die Beschießung und ward am 7. fortgesetzt. Die Spanier blieben nichts schuldig und brachten von der Burg aus einen Theil der französischen Geschütze zum Schweigen. Die Franzosen sahen sich genöthigt, ihre Batterien umzubauen und zu vermehren. Eine legten sie auf dem linken Ufer an, um die Brücke zu bestreichen und den angegriffenen Basteien mit Prellschüssen zuzusetzen. Nachdem sie hieran vom 8. bis zum 11. Mai gearbeitet, erneuerten sie am 12. die Beschießung mit solchem Erfolg, daß das Feuer der Stadt zum Schweigen gebracht wurde. Das aus der Burg war dadurch unwirksamer gemacht, daß die Belagerer näher gerückt waren. In die Basteien Carmen und Magdalena

waren gangbare Breschen geschossen. Noch am Abend des 12. Mai schickte Suchet drei Colonnen auserlesener Leute unter den Generalen Bergès und Buget und unter dem Obersten Plagniol gegen die Schanzen San Fernando und Pilar und gegen ein Hornwerk, welches beide mit der Vorburg Garden verband. Die zwei Schanzen wurden erstiegen, das Hornwerk ward theils erstiegen, theils drangen die Franzosen durch das vom Sergeant Maury aufgehauene Gatter. Der Zweck bei Wegnahme dieser drei Werke (wobei die Franzosen 100, die Spanier 300 Mann verloren) war der, den Belagerten außerhalb der Burg die Zuflucht nach der Vorburg abzuschneiden, so daß sie nach dem Eindringen der Franzosen in die Stadt sich alle nach der Burg drängen und diese so überfüllen müßten, daß sie sich nicht halten könnte.

Am 13. Mai traf Suchet seine Anstalten zum Sturm auf Lerida. Gegen jede der beiden Basteien wurde ein doppelter Angriff vorbereitet: der Hauptangriff durch die Bresche und der Nebenangriff durch ein Thor zur Seite. Den Nebenangriff gegen die Bastei Carmen am Segre hatte Harispe auszuführen, indem er vom linken Ufer über die Brücke in die Stadt drang, den gegen die Bastei Magdalena eine Compagnie Minirer, indem sie ein Seitenthor aufhieb. General Habert und Oberst Rouelle hatten die zwei Sturmcolonnen zu führen, Suchet und Haxo blieben mit dem Rückhalt in den Laufgräben.

Gegen Abend des 13. Mai gaben vier Bomben das Zeichen zum Sturm. Die beiden Colonnen brachen aus den Laufgräben hervor und warfen sich, trotz einem furchtbaren Front- und Flankenfeuer, auf die Breschen.

Auf dem Wall kam es zum wüthenden Handgemeng. An einer Stelle wurden die Franzosen zurückgeworfen, aber General Habert führte sie abermals vor und drang in die Stadt ein. Beide Basteien waren genommen, aber die Gassen hinter denselben waren verrammelt, und hinter den Verrammlungen standen neue Vertheidiger. Gegen diese waren die Nebenangriffe gerichtet. Der Minirerlieutenant Romphleur hieb das Thor zu Seite der Magdalenenbastei ein und bahnte den außen harrenden Schaaren den Weg in die verrammelte Hauptstraße. Hier erstieg der Hauptmann Vallentin vom Bauwesen mit dem Sapeursergeant Baptiste die Hauptbarrikade und hieb sie zusammen. Aehnlich wurden nach und nach die übrigen Hindernisse hinter der Magdalenenbastei beseitigt. Den Erstürmern der Carmeliterbastei machte Harispe Luft, indem er über die Brücke in die Stadt einbrach. In wahnsinnigem Schrecken flüchteten Besatzung und Einwohnerschaft nach der Burg und suchten zum Theil in deren Gräben Schutz. Suchet ließ die ganze Nacht Bomben und Granaten auf die Burg regnen und auf die vor derselben zusammengedrängte Menschenmasse. Das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, in welche die zerplatzenden Hohlkugeln einschlugen, war gräßlich. Im Hinblick auf diesen Jammer steckte Conde um Mittag des 14. Mai die weiße Fahne auf und übergab die Burg.

So fiel Leride nach vierwöchentlicher Belagerung, sechzehn Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Von den Vertheidigern waren 1200 gefallen. Die Franzosen hatten 700 Todte und Verwundete. Ihr Gewinn bei der Eroberung waren 6000 Gefangene, 133 Stück

Geschütz, eine Million Patronen, eine Masse Pulver und Gewehre, gefüllte Vorrathshäuser und vornehmlich der Schrecken, welchen der Fall dieser starken Festung im östlichen Spanien verbreitete. Napoleon war mit Suchets Leistung so zufrieden, daß er die südliche Hälfte von Catalonien und die Hälfte des in dieser Landschaft stehenden Heeres seinem Befehl untergab, so daß also auch die Belagerung von Tarragona und Tortosa seine Aufgabe würde. Diese Verfügung war gleichzeitig mit der Abberufung Augereaus und dessen Ersetzung durch Macdonald. Marschall Macdonald, beschränkt auf das Land zwischen den Pyrenäen und Barcelona, wurde angewiesen, den General Suchet bei den weiteren Belagerungen zu unterstützen.

Um dieselbe Zeit ließ Napoleon den Marschall Massena nach Salamanca abgehen. Er wußte Niemand, der besser geeignet wäre, seine Stelle im Krieg gegen die Engländer zu vertreten. Soult, der zwei Mal mit diesen zusammengetroffen war, bei Coruña und bei Porto, hatte beide Male durch Mangel an Thatkraft die Unzufriedenheit Napoleons erregt. Ney hatte bei allen Gelegenheiten Thatkraft gezeigt, ob er aber die Fähigkeit habe, den Oberbefehl über ein großes Heer zu führen gegenüber einem so vorsichtigen Feldherrn wie Wellesley, war zweifelhaft. Zu einer solchen Rolle taugte sicher nur Massena, der schon seit vielen Jahren gewohnt war als Oberbefehlshaber bedeutende Heere zu führen, dessen geübter Blick und unbeugsamer Muth den schwierigsten Lagen gewachsen waren. Mit Unterbefehlshabern wie Ney und Junot war Massena im Stand die größten Hindernisse zu überwinden, vorausgesetzt, daß Ney sich unterordnete,

und daß Junot sich nicht zu lebhaft erinnerte, Oberbefehlshaber in Portugal gewesen zu sein. Aber ungern trat Massena in diese Stellung, in welcher er von Andern beneidet ward. Achtzehn Kriegsjahre hatten ihn wenigstens körperlich angegriffen. Seine Geistesfrische hatte er bewahrt, und vermöge dieser sah er, daß Napoleon allerwärts die Gränzen der Umsicht überschritten hatte und seinem Sturze zueilte. Er hatte den Krieg unter allen Formen mitgemacht: in der Schweiz, in Italien, in Deutschland und in Polen, und kein Krieg war ihm so bösartig vorgekommen wie der in Spanien. Wie konnte er geneigt sein, seinen großen Ruf aufs Spiel zu setzen auf einem Schauplatz, wo alle Widerwärtigkeiten vereinigt zu sein schienen, die Napoleon gegen sein Glück heraufbeschworen hatte? Als Napoleon ihn um die Gründe seiner Abneigung fragte, gab er an: Seine Gesundheit sei angegriffen und er fürchte auch geistig herabgestimmt zu sein; die Aufgabe sei an sich schwierig, und er fürchte, die zu seiner Verfügung gestellten Mittel möchten nicht ausreichen; sie sei doppelt schwierig, da er Leute unter sich haben solle, die gewohnt seien, nur dem Kaiser zu gehorchen. Napoleon fand all diese Einwendungen unerheblich. Er versicherte den alten Marschall, nie habe er sich jugendlicher gezeigt als im letzten Feldzug an der Donau; sein Name sei in aller Soldaten Mund; keiner seiner Unterbefehlshaber werde so aberwitzig sein, sich für seines Gleichen zu halten; den Gehorsam, welcher ihnen gegen Andere schwer gefallen sei, würden sie seiner Ueberlegenheit, seinem Alter um so weniger versagen, als das vom Kaiser in ihn gesetzte Vertrauen denselben ihnen zur Pflicht mache. Wenn jene Mar-

schälle und Herzoge seien, so sei er Fürst und Massena; auch würde im Nothfall des Kaisers Arm die Starrköpfe zu beugen wissen. Wenn seine Gesundheit gelitten habe, so werde sie unter dem Himmel Portugals sich wiederherstellen. Ausgeruht habe er sich, und ausruhen könne er sich auch noch geraume Zeit, denn er würde noch ein Vierteljahr vor Festungen liegen müssen, bevor er zu Feld ziehen könne. An Mitteln solle es ihm nicht fehlen: 80,000 Mann und Kriegsgeräth in Fülle sei doch gewiß mehr als genug gegen 30,000 Engländer mit allen Vortheilen, welche der Himmelsstrich und der Aufstand Portugals diesen gewähren möchten. Es sei noch ein Ruck, den er ihm hier zumuthe, vielleicht die letzte Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, denn dieser Feldzug würde den Frieden herbeiführen, und der Name Massena, welcher mit zuerst im Beginn der neueren Kriege Frankreichs gehört worden sei, würde auch am Schluß derselben noch laut erklingen, als des ruhmvollsten und beliebtesten Kriegsmanns, der den Frieden zur See erkämpft habe, den einzigen noch nicht erlangten. — Diese Redensarten und noch manches vertrauliche Schmeichelwort überwanden Massenas Widerwillen, ohne seine Bedenklichkeiten zu beseitigen. Er war dem Gebieter, der ihn mit Reichthümern und Ehren überhäuft hatte, zu Willen, aber täuschen konnte er sich darum nicht über die Lage der Dinge.

Massenas Ankunft zu Salamanca hatte die aufständischen Spanier mit Schrecken erfüllt, die Soldaten mit Vertrauen, dagegen mit Mißmuth die ihm untergeordneten Generale Ney und Junot. Ney hatte mit Verdruß unter Soult gedient, dem er sich überlegen

dünkte. Diesen Anspruch auf Ueberlegenheit machte er freilich nicht gegen Massena, den ersten Feldherrn nächst dem Kaiser; aber die Täuschung seiner Hoffnung, allein den Engländern gegenüber gestellt zu werden, konnte nicht anders als ihn verstimmen. Freilich suchte er diese Verstimmung zu verhehlen, allein unwillkürlich ließ er sie doch zuweilen merken.

Massena besaß alle Kraft eines Befehlshabers, aber nicht das erforderliche würdevolle Ansehen. Schlicht, keineswegs bemüht, die Ueberlegenheit seines Geistes zu zeigen, nachlässig in seiner Haltung, nicht verhehlend, daß er der Wollust fröhnte, konnte er nicht den überwältigenden Eindruck eines Gebieters machen. Er erschien zu Salamanca in einem unansehnlichen Aufzug, umgeben von nicht achtbaren Personen, unter denen sich eine Buhlerin befand, klagte über Erschöpfung, und empfing seine Unterbefehlshaber mehr wie alte gute Freunde, deren Wohlwollen sich von selbst versteht, als wie Männer gleichen hohen Ranges, denen er bemüht sein wollte, ihre Unterordnung möglich wenigst fühlbar zu machen. Sofort hieß es in der Umgebung Neys und Junots zu Salamanca und zu Zamora: Massena hat gealtert — sei es, daß Ney und Junot dies wirklich glaubten, sei es, daß ihre Schmeichler glaubten mit diesem Wort ihre Ohren zu kitzeln. Jedenfalls thaten sie der Mißachtung des Oberbefehlshabers in ihrer Umgebung Vorschub durch die Behauptung, daß sie, als hohe Personen, nicht wie gewöhnliche Generale zu gehorchen hätten, daß vielmehr Massena nur die Unternehmungen im Großen zu leiten habe, die Ausführung im Einzelnen aber ihrem Ermessen anheimgestellt bleiben müsse, so daß jeder von ihnen seinem

Corps gegenüber als selbstständiger Oberbefehlshaber dastünde. Jene Redensart und dieser Anspruch konnten für Massena kein Geheimniß bleiben, denn wenn Schmeichler Redensarten erfinden, so gibt es andere Schmeichler, die sie hinterbringen. „So?" sagte Massena; „sie meinen, ich wäre alt geworden. Sie sollen sehen, daß meine Willenskraft die alte ist, daß ich mir bei meinen Untergebenen Gehorsam zu verschaffen wissen werde." Das war ein übles Vorspiel zu einem schwierigen Feldzug. Das Verhalten Neys und Junots war verwerflich, doppelt verwerflich seiten Junots, der früher als Anfänger unter Massena gedient und nicht die Bedeutung Neys hatte[1]). Reynier in Estremadura bezeugte seinem Oberbefehlshaber die gebührende Achtung, indem er sich angelegen sein ließ, demselben pünktliche Meldungen in ehrerbietigem Tone zu machen.

Massena fand gleich bei seiner Ankunft in Salamanca vollauf zu thun. Napoleon hatte ihm mehrere Armeecorps zur Verfügung gestellt, ihm aber lag es ob, aus ihnen ein in allen Theilen zusammengreifendes Ganzes zu bilden. Generalstab, Pflegamt, Krankenanstalten, Fuhrwerk und Lastvieh, Feld- und Belagerungsgeschütz nebst Zubehör waren entweder nicht oder

---

[1]) Was über das Verhältniß zwischen Massena und seinen Unterbefehlshabern hier gesagt wird, ist zum Theil aus Briefen mehrerer Officiere gezogen, vorzugsweise aber aus den Berichten des Generalintendanten der Polizei in Portugal, die von Savary regelmäßig dem Kaiser vorgelegt wurden. Diese Berichte sind so verständig und unparteiisch abgefaßt, daß ihre Wahrhaftigkeit beim ersten Lesen in die Augen springt. Sie bilden eine Hauptquelle der Geschichte des Feldzugs und enthalten die werthvollsten Einzelheiten.

nicht in erforderlichem Maße vorhanden und mußten geschaffen oder beschafft werden. Zum Beschaffen gehörte baares Geld, denn Geschütz und dergleichen konnte man nicht bei den Bauern wegnehmen, wie Korn, Schlachtvieh und Wein. Napoleon wollte aber kein Geld mehr nach Spanien schicken; die Generale sollten es in Spanien nehmen. Der Krieg in Spanien war ihm eine ärgerliche Nothwendigkeit, er widmete ihm nicht mehr die erforderliche Aufmerksamkeit. Die Meldungen aus diesem Lande ließ er sich auszugsweise von Berthier mittheilen, und durch Berthier ließ er darauf antworten. Sein Wille mit dem Nachdruck, der aus unmittelbarer Anschauung entspringt, an Ort und Stelle verkündet, würde kaum hingereicht haben, die in Spanien überall auftauchenden Schwierigkeiten zu beseitigen; durch Mittelspersonen ausgesprochen, verhallten seine Befehlworte oft, oder wurden nur zum Theil ausgeführt.

Eine Anzahl Maulthiere, Pferde und Pulverwagen war allerdings eingetroffen, aber lange nicht genug, besonders fehlten Zugthiere, von denen in dem regnerischen Frühjahr eine ungewöhnliche Zahl nöthig war, denn die Wege waren so aufgeweicht, daß 12 Pferde einen Vierundzwanzigpfünder in einem Tag kaum eine deutsche Meile weit vorwärts brachten. Was von solchen Dingen nach Spanien kam, ward auf dem Weg nach dem Ort seiner Bestimmung vom ersten beßten Corps, dem es in die Hände fiel in Beschlag genommen und einstweilen abgenutzt. Denn die Zeit vor Eröffnung des Feldzugs war keine Zeit der Ruhe, da die Freischaaren die Franzosen stets in Athem erhielten. Es war Geld zu Anschaffungen nöthig, aber auch zur

Bezahlung der Soldaten, die viel rückständigen Sold zu fordern hatten und zu den unerlaubtesten Mitteln griffen, um ihrer Geldnoth abzuhelfen. Sie nahmen den Bauern Vieh und Korn, nicht bloß, so viel sie zum eignen Bedarf brauchten, sondern auch, um es zu verkaufen; sie machten mit den Schmugglern von Colonialwaaren gemeinsame Sache und ließen gegen Bezahlung ganze Züge von beladenen Maulthieren durchschlüpfen; sie ließen selbst Kriegsgefangene gegen heimlich empfangenes Lösegeld laufen. Massena, obwohl sonst nicht streng in Geldsachen, fand doch diese Auflösung der Mannszucht zu arg. Nur eins fand er bei den alten Waffengefährten unverändert: die kriegerische Zuversicht im Ausdruck ihrer sonnenverbrannten Gesichter, die kein Unglück erschüttern konnte, und die sie auch später noch unter den Mauern von Paris gegen das vereinigte Europa ungebeugt behauptet haben.

Was die Lage der einzelnen Corps betrifft, so waren das sechste unter Ney und das achte unter Junot im Königreich Leon zur Hand, um sofort verwendet werden zu können, wiewohl das achte auf 40 Stunden Wegs zwischen den Städten Zamora und Leon ausgedehnt war. Das zweite unter Reynier, bestimmt, erst nach den Belagerungen zum Heer von Portugal zu stoßen, stand in Estremadura. Aber diese drei Corps hatten nicht die von Napoleon berechnete und versprochene Stärke. Das sechste unter Ney war durch die Ankunft der Division Loison nicht auf 30,000 sondern nur auf 26,000 Mann gebracht. Abgerechnet diese Division bestand es freilich aus abgehärteten Kriegern, welche die Schlachten bei Elchingen, Jena, Friedland und die Hauptschlachten in Spanien mitgemacht

hatten, bereit, Alles zu unternehmen, eingenommen für ihren Führer Ney, aber nicht gern einem andern als diesem gehorchend. Das achte Corps, dem anfangs eine Stärke von 40,000 Mann zugedacht war, später von 30,000, zählte nur 21,000 Mann, da es viele einzelne Abtheilungen entsenden mußte, neuerdings sogar zum großen Verdrusse Junots eine ganze Division hatte abgeben müssen, um die Verbindungswege sicher zu stellen. Dies Corps bestand aus lauter Neulingen, die wohl vor dem Feind gut zu brauchen waren, aber Mühseligkeiten nicht gut ertragen konnten. Mit Hinzuzählung der 4000 Dragoner unter Montbrun hatte also Massena unmittelbar 51,000 Mann zur Verfügung, um die Belagerungen zu beginnen. Nach Einnahme der Festungen konnte er außerdem auch das 2. Corps unter Reynier verwenden. Dies war auf dem vorjährigen Zug nach Portugal unter Soult und später am Tajo auf 15,000 Mann zusammengeschmolzen, seit mehreren Monaten ohne Sold, abgerissen, aber so tüchtig und kriegsgewohnt wie Neys alte Soldaten, unzufrieden, aber doch bereit zu den schwierigsten Unternehmungen. Aber mit diesem Corps konnte Massena doch nicht auf 66,000 Mann für den Feldzug in Portugal rechnen, denn die Zahl 15,000 ging wieder ab für Erkrankte, für Verlust bei den Belagerungen und für Besatzungen in den eroberten Festungen. Die kaiserliche Garde war zwar in Burgos eingetroffen, aber Napoleon hatte bestimmt, daß sie, den äußersten Nothfall ausgenommen, dort bleiben sollte zur Verfügung für ihn, wenn er etwa nach Spanien käme. Die zwei Divisionen unter Drouet (15,000 Mann statt der veranschlagten 18,000), standen noch in Bretagne und

waren noch lange nicht zu erwarten. Mithin hatte Massena immer nur auf höchstens 51,000 Mann zu rechnen.

Im Hinblick auf diese Umstände konnte dem Marschall Massena nichts Gutes ahnen. Er schrieb dem Kaiser die ungeschminkte Wahrheit, verlangte das Fehlende, wollte aber auch selbst im Fall, daß er es erhielte, nicht für den Erfolg bürgen. Trotz seiner gedrückten Stimmung aber ging er mit einer Rührigkeit ans Werk, wie er sie in seinem Leben noch nicht gezeigt hatte.

Napoleon hatte ihm zum Generalkriegscommissär den von ihm gewünschten Lambert gegeben, zur Leitung des Geschützwesens den ausgezeichneten General Eblé, zu der des Bauwesens den General Lazowski, und zum Generalquartiermeister den ihm ergebenen, verständigen, pünktlichen, herzhaften Fririon. Mit diesen Mitarbeitern (so weit sie eingetroffen waren) und mit dem General Thiébault, Gouverneur von Salamanca, begann er nun zu schaffen, was fehlte, und wiederherzustellen, was im Verfall war. Um vor allen Dingen die Mittel zu erlangen, begann er damit, die Brandschatzungen, welche jedes einzelne Corps für sich erhoben hatte, in die gemeinsame Heerkasse zu ziehen. Die betreffenden Befehlshaber sträubten sich, aber Massena setzte seinen Willen durch. Zur Bezahlung des rückständigen Soldes beschleunigte er die Ankunft von Geldern aus Paris. Mit dem verfügbaren Geld begann er zu Salamanca Vorräthe anzulegen. Weiter sorgte er, daß die in Südfrankreich für sein Heer angekauften Maulthiere ihm richtig zukamen. Alles schwere Geschütz, dessen er habhaft werden konnte, ließ er auf Belage-

rungslaffeten legen und so schnell wie möglich nach Ciudad Rodrigo hin abgehen, deßgleichen Schießbedarf und Schanzgeräth. Da Ciudad Rodrigo in einer öden Haide von 20—30 Wegstunden Breite liegt, so mußten die Lebensmittel für die Belagerer dorthin geschafft werden. Massena ließ Neys Truppen in die Nähe der Festung rücken mit dem Befehl, Backöfen und Hütten für die Vorräthe anzulegen. Dem General Junot befahl er, seine Truppen von Leon und Benavente nach Ledesna und Zamora zu ziehen, damit er die von Neys Corps zu unternehmende Belagerung gegen etwaige Entsatzversuche der Engländer decken könnte Bei Befahrung der Wege nach Ciudad Rodrigo zeigte sich nicht nur, daß diese grundlos waren, sondern auch, daß die Freischaaren auf ihnen mit der größten Keckheit schwärmten. Massena meldete dies dem Kaiser als einen Grund, den Marsch Drouets zu beschleunigen, weil nach seinem Einrücken in Portugal alle Verbindung hinter ihm abgeschnitten sein würde, wofern nicht bedeutende Streitkräfte im Königreich Leon nachrückten.

Massenas Befehl, vor Ciudad Rodrigo zu rücken, gefiel dem Marschall Ney durchaus nicht. Dieser wußte, daß drei Tagmärsche weiter bei Viseu in Portugal die Engländer standen, höchstens 20,000 Mann stark, vereinigt mit 15,000 Portugiesen, und meinte, wenn Massena sofort mit seinen 50,000 Mann über sie herfallen wollte, habe er die beßte Aussicht, sie zu schlagen und so das Ziel des Feldzugs gleich bei der Eröffnung zu erreichen. Alsdann würden die Festungen von selbst fallen. Ney ward so lebhaft von diesem Gedanken ergriffen, daß er ihn nicht nur dringend dem Marschall Massena zur Ausführung empfahl, son=

dern auch an Junot schrieb, er möge dem alten Massena heftig zusetzen, daß er auf den Gedanken einginge. Junot folgte dieser Aufforderung, und Massena sah sich bestürmt, etwas zu thun, wozu er von selbst geneigt gewesen wäre, wenn nicht Napoleons bestimmte Vorschriften ihn gehindert hätten. Massena antwortete: Der Kaiser habe ihm anbefohlen, nicht eher in Portugal einzurücken, als bis die größte Sommerhitze vorüber und ein beweglicher Vorrath von Lebensmitteln zusammengebracht wäre, an dem das Heer 14 Tage bis drei Wochen zu zehren hätte, mittlerweile aber Ciudad Rodrigo und Almeida einzunehmen. Anstatt sich mit dieser Antwort zu beruhigen, verbreiteten Ney und Junot bei den Ihrigen das Gerede: Massena sei augenscheinlich gealtert und nicht mehr der Mann wie früher, da er langweilige, mörderische Belagerungen einem raschen, entscheidenden Feldzug vorziehe. Massena verachtete dies Geschwätz, aber es mußte ihn um so tiefer kränken, je grundloser es war. Neys Vorschlag wäre vortrefflich gewesen, wenn man die Gewißheit gehabt hätte, die Engländer bei Viseu zu treffen, denn Lebensmittel für wenige Tage waren vorhanden und hätten den Soldaten aufgepackt werden können. Aber der englische Heerführer war nicht der Mann, welcher da stehen blieb, wo ihn seine Gegner haben wollten; er würde sich so weit zurückgezogen haben, bis er eine unbezwingliche Stellung gefunden hätte, und dann seinen Gegnern überlassen haben, halbverhungert nach einer Grenze zurückzukehren wo ihnen zwei feindliche Festungen im Wege standen.

Napoleons Vorschrift, erst die Festungen zu nehmen und die heiße Jahreszeit zur Beschaffung solcher Vor-

räthe zu benutzen, mit denen der Feind überallhin verfolgt werden könnte, fand in den Absichten und Mitteln des englischen Feldherrn ihre vollständige Rechtfertigung. Arthur Wellesley hatte durch sein Verhalten in Portugal und Spanien bei Regierung und Volk in England großes Vertrauen erworben. Seit dem Rückzug des General Moore, auf welchem das englische Heer mit genauer Noth der Vernichtung entgangen war, zitterten die Engländer stets bei dem Gedanken ihre Truppen in Spanien ans Meer gedrängt zu sehen. Um so freudiger waren sie überrascht, als sie sahen, daß Arthur Wellesley, anstatt aus der Halbinsel vertrieben zu werden, vielmehr den Marschall Soult aus Portugal vertrieb, dann sich bis in die Nähe von Madrid vorwagte und den Franzosen die Schlacht bei Talavera lieferte, endlich sich vor den vereinigten Heeren der Franzosen nach Estremadura zurückzog. Um ihm seine Unternehmungen zu erleichtern, hatte die Regierung seinen Bruder Heinrich zum Gesandten bei der spanischen Regierung ernannt, und um ihn für seine Leistungen zu belohnen, hatte sie ihm den Titel Lord Wellington verliehen, unter dem er so berühmt geworden ist. Aber diese Leistungen schützten weder den gefeierten Wellington vor Angriffen der Opposition, die auf Frieden drang, noch verblendeten sie die Regierung über die Möglichkeit einer Niederlage. Vielmehr unterhielt diese mit großen Kosten an der Mündung des Tejo eine Transportflotte, bereit die Trümmer des geschlagenen Heeres aufzunehmen. Der Friede mit Oestreich ließ keinen Zweifel, daß Napoleon im Jahr 1810 mit dem Kern seiner Streitkräfte dem Lord Wellington zu Leibe gehen würde.

Wellington ward daher von England aus unablässig bestürmt, er möge doch ja behutsam sein. Anstatt ihm gegen die größere Gefahr größere Mittel zur Verfügung zu stellen, maß die Regierung sie ihm knapper zu, um ihn nicht zum Verweilen in Spanien zu ermuntern. Dies war für Wellington um so verdrießlicher, je fester er entschlossen war, in Spanien auszuharren. Mit seltenem Scharfblick hatte er die Lage der Dinge in der Halbinsel besser beurtheilt als Napoleon, nicht als ob er einen so umfassenden Geist gehabt hätte, sondern, weil er an Ort und Stelle mit eignen Augen sah und nicht, wie Napoleon, Ursache hatte sich selbst zu täuschen, um nicht das Verharren auf einem falschen Wege eingestehen zu müssen. Wellington hatte ermessen, welchen Widerstand der Volkshaß, der Himmelsstrich und die Entfernung den Franzosen in den Weg legten, wie ihre Truppen erschöpft waren, bis sie aus Frankreich nach Portugal oder Südspanien kamen, wie unzusammenhängend ihre Unternehmungen unter der Leitung zwiespältiger Feldherrn sein mußten, wie wenig Napoleon geneigt war, selber nach Spanien zu kommen, wie selbst sein Bruder Joseph nicht mehr mit ihm zurecht kommen konnte. Er hatte die unerschütterliche Ueberzeugung [1]) erlangt, daß der stolze Bau von Napoleons Macht überall unterhöhlt sei, daß die Franzosen sich vielleicht der ganzen Halbinsel bemächtigen könnten, nur nicht der Endpunkte Cadiz, Gibraltar und Lissabon an der schützenden See, daß wenn England von diesen Endpunkten aus das

---

[1]) Diese Ueberzeugung findet sich auf allen Blättern seines gedruckten Briefwechsels ausgesprochen.

Kriegsfeuer schürte, der Kampf sich stets erneuern würde, der Frankreichs Kräfte verzehrte, daß über kurz oder lang Europa sich gegen das Joch Napoleons empören und den Kampf gegen seine halb aufgeriebenen Heere aufnehmen würde. Bei dieser Ansicht war es für Wellington von der höchsten Wichtigkeit, eine uneinnehmbare Stellung ausfindig zu machen, in der er, ans Meer gedrängt, allen Anstrengungen der französischen Heere Trotz bieten könnte. Er fand diese Stellung in der Nähe von Lissabon bei Torres Vedras, deren Namen durch ihn verewigt ist. Zwischen dem Tejo und dem Meer erstreckt sich eine Halbinsel von 6—7 Stunden Breite und 12—15 Stunden Länge. Der Eingang zu dieser Halbinsel ließ sich so verschanzen, daß das Eindringen in dieselbe fast unmöglich ward, und daß Lissabon mit seiner Rhede, mit der Flotte und allen Vorräthen für das Heer völlig gesichert blieben. Sobald er das Gewünschte gefunden, hatte er seinen Baumeistern die Werke, welche er errichtet haben wollte, im Ganzen vorgezeichnet, die Einzelheiten ihnen überlassend, und durch mehrere tausend portugiesische Bauern die Arbeit im Taglohn verrichten lassen. Selbst die englischen Officiere ahnten nicht die Wichtigkeit dieser Werke, sondern hielten sie für gewöhnliche Schanzen, etwa bestimmt, Lissabon vor Ueberrumpelung zu sichern. Da auch die Zeitungen von Lissabon nichts davon erwähnten, so wußte man in England und Frankreich nichts davon und ließ sich nicht träumen, daß Wellington sechshundert Feuerschlünde, englische und portugiesische bereit hielt, jene zahlreichen Schanzen zu bewaffnen.

Sodann ließ Wellington sich angelegen sein, seine

Streitkräfte auf ein Maß zu bringen, welches der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, entspräche. Das englische Heer unter seinem unmittelbaren Befehl war 30,000 Mann stark, fast durchgängig Leute unterm Gewehr, denn Kranke gab es wenig, da theils die Ankunft zur See ihnen die angreifenden Märsche nach dem Ort ihrer Bestimmung erspart hatte, und auch im Lande solche Märsche bei ihnen nicht üblich waren, theils das reifere Alter dieser Krieger, welche großentheils schon in den Niederlanden, Aegypten, Dänemark und Spanien gedient hatten, Mühseligkeiten ohne nachtheilige Folgen ertragen ließ. Neben dem englischen Heer hatte Wellington das portugiesische zur Verfügung, welches er ganz auf englischen Fuß gesetzt und mit vielen englischen Officieren versehen hatte, so daß es im Feld fast so gut war wie ein englisches. Der portugiesische Soldat, zwar weniger kernhaft, aber flinker und nüchterner als der englische, übertraf den spanischen bei weitem, nicht an angeborner Tüchtigkeit, wohl aber an Brauchbarkeit, weil er gehörig geschult war. Dies Heer, dessen Besoldung England bestritt, als ob es 30,000 Mann zählte, war in Wirklichkeit 20,000 stark. Der Führer des portugiesischen Heeres war Marschall Beresford. Die bei dem Heer durch Engländer ersetzten Officiere waren der Landwehr zugetheilt, welche ziemlich gut ausgerüstet war, 30,000 Mann zählte und in gewissen Fällen recht gut zu verwenden war. Außer der Landwehr gab es noch einen Landsturm, den die Edelleute aufbieten konnten, wenn der Feind ins Land eingebrochen war, um in dessen Rücken den kleinen Krieg zu führen. Sonach hatte Wellington, ganz abgesehen von diesem Landsturm,

80,000 Mann in Portugal zur Verfügung, davon 50,000 tauglich Feldschlachten zu liefern, und weitere 30,000 in Vertheidigungsstellungen verwendbar. Achttausend spanische Maulthiere führten dem Heer seine Bedürfnisse nach. Die Unterhaltung dieser Streitmacht kostete die englische Regierung wenigstens 150 Millionen Franken jährlich.

Die portugiesische Regentschaft in Lissabon (als Stellvertreterin des Regenten in Brasilien), machte dem englischen Feldherrn nicht selten Schwierigkeiten, fügte sich aber immer, sobald dieser in ernstem Tone mit ihr sprach. Mithin war Wellington Herr in Portugal und konnte hier den Krieg nach seinem Ermessen führen. Die Spanier, denen er vergebens Rathschläge gab, betrachtete er bloß als eins der Hindernisse, welche die Natur den Franzosen entgegenstellte; auf ihre Mitwirkung rechnete er bei seinen Unternehmungen fast nie.

Sobald die Franzosen in Andalusien eindrangen, verließ Wellington das spanische Estremadura und beschränkte sich auf die Vertheidigung Portugals, wie ihm ursprünglich vorgeschrieben war. Zur Erreichung seiner Absichten war es einerlei, ob er in Spanien stand oder in Portugal; es genügte, daß die Engländer sich auf irgend einem Punkte der Halbinsel behaupteten, um den Muth der kämpfenden Völker aufrecht zu halten. Die Franzosen konnten entweder von Norden her, aus Galicien, in Portugal eindringen, sich Porto als nächstes Ziel nehmend, oder von Osten her, so daß ihre Richtung von Salamanca nach Coimbra ging. Ein Einfall von Südosten her, wäre auch noch denkbar gewesen, aber die geringe Zahl der Truppen Mortiers bei Badajoz machte ihn wenig wahrscheinlich.

Die Zusammenziehung größerer Streitkräfte bei Salamanca und die Vorbereitungen zur Belagerung von Ciudad Rodrigo ließen kaum einen Zweifel, daß letztere Festung der Stützpunkt des Unternehmens werden sollte, daß also ihr Weg durch das Thal des Mondego nach Coimbra gehen würde auf der Straße, an welcher in alter Zeit die Spanier Ciudad Rodrigo, die Portugiesen Almeida als Grenzfestungen wider einander errichtet hatten, jetzt aber beiderseits vereinigt den Franzosen zu widerstehen gesonnen waren. In Betracht dieser Umstände hatte Wellington mit 20,000 Engländern und 15,000 Portugiesen eine Stellnng bei Viseu am Eingang des Mondegothales genommen. Da er jedoch nicht sicher auf die Unthätigkeit der Franzosen gegen Alemtejo zu rechnete, hatte er zwischen Badajoz und Elvas seinen beßten Unterbefehlshaber General Hill, mit 6000 Engländern und 10,000 Portugiesen stehen lassen. Zu beiten Seiten der Sierra de Estrella, zwischen Douro und Tejo, dienten Landwehrposten als Verbindungsglieder zwischen seinen beiden Heertheilen. Eine Verbindungsstraße zwischen Coimbra und Abrantes, zu deren Anlegung er die Portugiesen genöthigt hatte, ermöglichte ihm die rasche Zusammenziehung seiner Truppen für den Fall, daß er sich nach Lissabon zurückzöge. In der Voraussetzung, daß der eigentliche Feldzug nicht früh im Jahr beginnen würde, hatte er seine Reiterei am Tejo zurückgelassen. Sein Vorhaben war, von Viseu aus die Bewegungen der Franzosen zu beobachten, ihnen nicht Stand zu halten, wenn sie ihm eine Schlacht liefern wollten, vielmehr vor ihnen zurückzuweichen, bis er eine starke Stellung gefunden und sie auf einem langen Weg ermüdet hätte, in solcher

Stellung das Gefecht anzunehmen, wenn er alle Vortheile auf seiner Seite hätte, bis dahin aber nichts zu wagen zur Rettung spanischer und portugiesischer Festungen oder zum Schutz der vom Feind überzogenen Landschaften. Alles dem Hauptzweck unterordnen war sein unerschütterlicher Grundsatz. Den Portugiesen hatte er bei Todesstrafe anbefohlen, ihm zu folgen, wenn er sich zurückzöge, und beim Abzug Alles zu verwüsten, ankündigend, daß er selber verbrennen würde, was sie stehen ließen. Die Regentschaft in Lissabon hatte dies unerträglich grausam gefunden, er aber hatte erwiedert, Portugal habe zu wählen zwischen Gehorsam gegen seine Befehle oder der Entfernung der Engländer; geschehe sein Wille nicht, so würde er sich einschiffen und das Land den Franzosen überlassen, die es auch nicht schonen würden.

Diesem Plane Wellingtons gegenüber konnten die Franzosen nichts Besseres thun, als erst Ciudad Rodrigo und Almeida zu nehmen, in den eroberten Festungen große Vorräthe anzulegen und von dort mit Lebensmitteln auf Maulthiere gepackt gegen die Engländer auszurücken. Eigentlich hätte die Belagerung von Ciudad Rodrigo nicht eher beginnen sollen, als bis alle Erfordernisse an Lebensmitteln, Geschütz und Geräth zusammengebracht gewesen wären. Da diese Verzögerung aber die Eröffnung des eigentlichen Feldzugs zu spät in den Herbst hinausgeschoben haben würde, so ermächtigte zu Anfang Juni Massena den Marschall Ney, den Platz einzuschließen. Die Absicht seines Gegners, sich auf Vertheidigung zu beschränken, wohl durchschauend, erwartete Massena nicht, daß Wellington heranrücken und den Kampf anbieten würde;

um jedoch auch auf das Unwahrscheinliche gefaßt zu sein, hatte er das Corps Junots näher herangezogen. Er selber blieb zu Salamanca, um die Bedürfnisse des Heeres herbeizuschaffen und den Belagerern das Erforderliche zuzusenden.

Ciudad Rodrigo liegt am Ufer der Agueda, welche von der Sierra de Gata, einem Zweig des Estrella-Gebirgs, nordwärts dem Douro zufließt. An sich klein, war der Fluß stark angeschwollen, als Ney Anfangs Juni vor der Stadt erschien. Die Stadt erhebt sich auf dem steilen Nordufer des Flusses, der ihre Südseite vollkommen schützt. Von Osten und von Norden her ist sie auf einem sanften Abhang zugänglich; auf diesen Seiten waren darum die stärksten Vertheidigungswerke angelegt. Die dicke mittelalterliche Stadtmauer mit viereckigen Thürmen war außen durch Wälle mit Basteien und durch einen an beiden Böschungen ausgemauerten Graben gedeckt. Im Südosten bildete die Vorstadt San Francisco eine Vorburg mit mehreren festen Klöstern, die durch Schanzen unter einander verbunden waren. Im Nordosten stand das Kloster Santa Cruz, dessen Mauern dem Geschützfeuer widerstehen konnten. Befehlshaber von Ciudad Rodrigo war der General Herrasti, ein kenntnißreicher, willenskräftiger Greis. Aufmerksam gemacht durch die Zurüstungen der Franzosen, hatte Herrasti seine Vorkehrungen bei Zeit getroffen, indem er die reichen Vorräthe durch Blendungen schützte und die wichtigsten Gebäude durch aufgetragene Erde bombenfest machte. Die Bevölkerung von 6000 Seelen war von Franzosenhaß erfüllt. Zu den 4000 Mann Besatzung kam ein Landwehrbataillon von 800 Mann, bestehend aus

den Gutsbesitzern der Umgegend, die sich mit ihren besten Habseligkeiten in die Stadt geflüchtet hatten, und die mehrere hundert Reiter starke Freischaar des tapferen Julian. Das Geschütz der Festung war zahlreich und gut bedient.

Da General Lazowski, dessen Geschäft die Leitung der Belagerungen war, sich noch nicht beim Heer eingefunden hatte, da auch General Eblée noch in Salamanca mit Beschaffung des schweren Geschützes und dessen Zubehör beschäftigt war, so bediente sich Ney der zu seinem Corps gehörigen Officiere vom Bau- und Geschützwesen zum Beginnen der Belagerung. Nachdem er mit ihnen zu Rath gegangen war, entschied er sich für den Angriff von der Nordseite, wo nur Werke im Wege standen, die sich mit Geschütz niederwerfen ließen. Auf der Südseite war der Stadt wegen des Flusses und des steilen Ufers nicht anders beizukommen als über die steinerne Brücke, welche die offene Brückenvorstadt mit der Festung verband. Ney schlug oberhalb der Stadt zwei Bockbrücken über die Agueda und schickte seine Reiterei nebst einer Brigade zu Fuß hinüber, erstere, um auf die etwa anrückenden Engländer ein Auge zu haben, letztere um die Vorstadt wegzunehmen.

Nachdem so die Stadt völlig eingeschlossen und die Verbindung mit den Engländern abgeschnitten war, ließ Ney die Annäherungsarbeiten beginnen. Auf gute Kanonenschußweite nördlich von der Stadt liegt eine Hochfläche, der Teso genannt, von der aus die Festungswerke übersehen und beschossen werden konnten, daß vielleicht ein Sturm möglich war, ohne daß die Laufgräben bis dicht vor den Graben geführt wurden.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wurden die Laufgräben eröffnet in einer Entfernung von 750 Schritt von der Festung und in einer Ausdehnung von beinahe 2000 Schritt. Es war heller Mondschein. Um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, ließ Ney einen Scheinangriff über die steinerne Brücke und einen auf das Kloster San Francisco machen. Diese beschäftigten die Spanier so, daß die Schanzer sich eingraben konnten, bevor ein wirksames Feuer auf sie eröffnet wurde. Die Franzosen hatten in jener Nacht 10 Todte und 70 Verwundete. In den folgenden Tagen wurden die Laufgräben vorwärts geführt, rechts nach dem Kloster Santa Cruz, links nach Kloster und Vorstadt San Francisco. Die Spanier machten wiederholte Ausfälle, um die Arbeiten zu stören, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen.

Es war bei dieser Belagerung ein doppelter Mißstand, der die Franzosen starken Verlusten aussetzte. Das ungewöhnlich nasse Frühjahr brachte noch immer Regen in dem Maße, daß die Laufgräben selbst auf der Höhe des Teso unter Wasser gesetzt wurden und unter dem feindlichen Feuer durch Abzugsgräben entwässert werden mußten. Eben diese Nässe verzögerte, indem sie die Wege grundlos machte, die Ankunft des schweren Geschützes, so daß die Belagerer unter dem steten Feuer der Belagerten arbeiten mußten, ohne dies gehörig erwiedern und zum Schweigen bringen zu können. Um diesen Mangel an schwerem Geschütz einigermaßen zu ersetzen, suchte Ney aus seinem ganzen Heer die beßten Schützen aus, bildete aus ihnen für die Dauer der Belagerung sechs Compagnien und vertheilte sie in weiten Löchern, die er vor den Laufgräben an-

legen ließ. In jedem Loch lagen 3 Mann, welche den feindlichen Kanonieren aufzulauern, und so wie sich einer blicken ließ, ihn aufs Korn zu nehmen hatten. Sie wurden alle 24 Stunden abgelöst. Durch ihre Kugeln wurden die Belagerten in ihrem Feuern bedeutend gestört.

Nachdem die Laufgräben so weit vorgerückt waren, daß die Stückbettungen angelegt werden konnten, wurde angefangen, die Zwölfpfünder und die Sechzehnpfünder aufzupflanzen. Die Vierundzwanzigpfünder waren noch zurück. Ney und die Hauptleute des Bauwesens glaubten, daß es jetzt räthlich sei, das Kreuzkloster (Santa Cruz) wegzunehmen, welches dem Vorrücken auf der rechten Seite bedeutend im Weg war. In der Nacht vom 21. auf den 22. Juni wurden 300 Grenadiere in zwei Abtheilungen zu diesem Unternehmen vorgeschickt. Die eine unter der Leitung des Bauhauptmanns Malzen, der 20 Gräber mit Pulversäcken bei sich hatte, sollte durch ein Hinterthor eindringen, während die andere unter ihrem Hauptmann François von vorn angriffe. Malzen sprengte mit Pulversäcken erst ein Thor, dann ein zweites und öffnete dem Hauptmann François. Nachdem beide so in den Hof gelangt waren, drangen sie unter einem lebhaften Feuer in die Gebäude ein. Malzen und François empfingen tödtliche Wunden, aber ihre Soldaten drangen in den Gebäuden vor. Der Bauhauptmann Treussart legte mit eigner Hand ein Pulverfaß an die Wand eines Hauses, aus welchem Kugeln regneten, und zündete es an. Der Knall war furchtbar, aber die Wand wurde nicht gesprengt. Als er sodann das Gebäude in Brand steckte, kam ein Theil der Vertheidiger in den Flammen um, aber die übrigen

löschten und behaupteten sich auf den rauchenden Trümmern. Und so blieb ein Theil des Kreuzklosters den Franzosen, der andere den Spaniern.

Zwei Tage später, am Abend des 24. Juni langte Massena im Lager vor Ciudad Rodrigo an. Er besichtigte sogleich die Arbeiten, lobte sie und befahl, rasch das Geschütz aufzupflanzen und Bresche zu schießen. Am 25. begann das Feuer aus 46 Stücken, theils von links und rechts mit Prellschüssen, theils geradeaus mit Kernschüssen. Mehrere Pulverlager der Spanier flogen in die Luft, mehrere Häuser geriethen in Brand und der obere Rand der Mauer und des Walls stürzte an der zum Ziel genommenen Stelle in die Gräben. Von den andern Stellen antworteten die Spanier nachdrücklich, schossen den Franzosen mehrere Stücke zu Schanden und setzten ihnen eine gute Zahl Kanoniere außer Gefecht. Das Feuer ward am 26. fortgesetzt, und an demselben Tag wurde das Kreuzkloster vollends durch 300 Grenadiere genommen, die durch eine gesprengte Oeffnung eindrangen. Dagegen mißlang ein Sturmversuch gegen das Franciscuskloster auf der entgegengesetzten Seite.

Massena hatte das Feuer an den beiden ersten Tagen nicht lebhaft genug gefunden, gab den Officieren des 6. Corps die Schuld und befahl dem General Eblée, den unmittelbaren Befehl über das Geschütz zu übernehmen, was ein neuer Verdruß für Ney war. Durch einige Aenderungen, welche Eblée mit den Stückbettungen vornahm, wurde das Feuer zerstörender, so daß am 28. Juni in den Wall und in die Stadtmauer dahinter zwei gangbare Sturmlücken geschossen waren. Massena wollte sofort zum Sturm schreiten, denn die

Anhäufung auf dem öden Boden setzte die Belagerungsmannschaft Erkrankungen aus; auch waren die Engländer über die Coa gegangen und drohten, die Belagerung zu stören. Massena ließ den General Herrasti zur Uebergabe auffordern mit der Erklärung: er habe genug gethan für seine Ehre, er sei außer Stand das französische Heer auf den Trümmern seiner Festungswerke aufzuhalten und dürfe seine Mannschaft nicht der Gefahr aussetzen, niedergemacht zu werden. Die Besatzung begann in der That den Muth zu verlieren, aber die Landwehrmänner, welche ihre Habe zu vertheidigen hatten, drangen auf fortgesetzten Widerstand, eben so die Mönche, welche das Volk aufreizten. In der That war ein Sturm noch nicht möglich; die Breschen waren gangbar, aber nicht zugänglich. Denn die Gegenböschung des Stadtgrabens stand noch, mithin war es für die Stürmenden nicht anders möglich, an die innere Bresche zu kommen, als durch halsbrechende Sprünge in den Graben. Auf diesen Umstand sich berufend, erwiederte Heerasti: nach den Regeln der Kunst lasse sich die Belagerung noch ferner aushalten, mithin verbiete ihm seine Ehre die Uebergabe. Zugleich schickte er an Wellington einen Boten mit dringender Bitte um Entsatz.

Die Antwort Herrastis erregte Hader unter den Belagerern. Der große Generalstab Soults erklärte, es sei ein Fehler, daß man versäumt habe, die Grabenböschung niederzuwerfen, und der Generalstab Neys erwiederte, dies sei nicht versäumt, sondern verhindert durch die Ungeduld Massenas. Jedenfalls mußte, was versäumt oder verhindert war, nachträglich geschehen, d. h. die Laufgräben mußten bis an den Wallgraben

geführt werden. Die Leitung dieser Arbeit übertrug Massena dem Obersten Valazé von Junots Corps, der sich schon bei der Belagerung von Astorga ausgezeichnet hatte. Die Sachverständigen meinten, es würden 10—12 Tage zu der neuen Arbeit erforderlich sein; Massena wollte sie in acht Tagen vollendet haben, denn die Lebensmittel mangelten so, daß das 6. Corps auf halbe Kost gesetzt war.

Um dieselbe Zeit wurde Junot durch einen blinden Lärm verhindert, mit seinem Corps in die Nähe von Ciudad Rodrigo zu rücken. Es hieß, Engländer seien in Coruña gelandet nnd bedrohten Astorga. Dies bestimmte Junot, seinen rechten Flügel nach Norden auszudehnen. Es fand sich aber bald, daß die vermeintlichen Engländer blos Galicier in rothen englischen Röcken waren, und man trieb sie schnell zurück. Hierauf rückte Junot nach San Feliz el Chico in die Nähe des 6. Corps. Uebrigens war die durch die Vorsicht gebotene Heranziehung Junots im Grunde überflüssig. Denn Wellington antwortete sowohl dem Boten Herrastis, wie dem General Romana, der von Badajoz zu ihm geeilt war, auf ihre dringenden Bitten, Ciudad Rodrigo zu entsetzen: er könne dies nicht thun, ohne eine Schlacht zu liefern, und er wolle nicht sein Heer um einer fast verlornen Festung willen aufs Spiel setzen. Diese Antwort erfüllte die Spanier mit Unmuth und veranlaßte sie zu bitteren Klagen über die kalte Selbstsucht der Engländer.

Trotz allem Eifer des Obersten Valazé war es den Belagerern nicht möglich, vor dem 6. Juli mit ihren Arbeiten bis an den Graben vorzurücken. Obwohl General Simon die Vorstadt San Francisco mit dem

Bajonnet genommen hatte, schienen die Belagerten doch entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli begann die Anlage des bedeckten Gangs durch den Wallgraben nach der Gegenböschung des Stadtgrabens. Am 8. ward die Böschungsmauer des letzteren mit acht Centnern Pulver in den Graben gesprengt. Während der Leitung der Arbeiten ward Valazé von einer Granate an den Kopf getroffen, so daß man ihn drei Stunden lang für todt hielt.

Am 9. Juli traf Massena Anstalten zum Sturm. Von vier Uhr Morgens an schleuderten die bis auf zwölf vermehrten Batterien einen Hagel von Kugeln, Bomben und Granaten auf die Stadt. Anfangs antworteten die Spanier noch lebhaft, bald aber ward durch Prell- und Kernschüsse ihr Feuer zum Schweigen gebracht. Nachdem die Baumeister die Sturmlücken für völlig gangbar erklärt hatten, gab Massena zwischen 3 und 4 Uhr Nachmitags den Befehl zum Sturm. Ney bildete zwei Sturmcollonnen von ausgesuchten Leuten und stellte sie, Musik voran, unter den Generalen Simon und Loison in den Laufgräben auf. Nach Kriegsgebrauch forderte er drei Freiwillige auf, unter den feindlichen Kugeln die beiden Sturmlücken zu prüfen. Es meldeten sich an hundert Mann zu dem Wagstück. Ney wählte den Grenadiercaporal Thirion, den Scharfschützen Bombois und den Jäger Billeret. Diese erstiegen im Laufschritt erst die äußere, dann die innere Bresche, feuerten oben auf der letzteren ihre Gewehre ab unter dem Ruf: Hoch lebe der Kaiser! und kehrten, ohne von einer feindlichen Kugel getroffen zu sein, unter dem Jubel des Heeres zurück. Darauf gingen

beide Colonnen im Sturmschritt vor. In dem Augenblick, wo sie am Fuße der vorderen Bresche anlangten, ward oben auf der zweiten die weiße Fahne aufgepflanzt. Ein Mann mit weißem Haar erschien auf den Trümmern: es war Herrasti. Ney stieg hinauf, drückte ihm die Hand, als einem tapferen Mann, und bewilligte ihm ehrenvolle Uebergabe. Die spanischen Officiere behielten ihre Degen, die Soldaten Sack und Pack. Hierauf zog Loison mit den Sturmcolonnen durch die Lücken, das übrige Heer durch die geöffneten Thore in die Stadt ein.

In Ciudad Rodrigo fanden sich weniger Vorräthe, als die hungernden Franzosen zu finden gehofft hatten, immerhin aber an Mehl, Zwieback, gesalzenem Fleisch und Getränken so viel, daß das Heer einige Tage lang damit ernährt werden konnte. An Kriegsgeräth fanden sich über hundert Stück Geschütz und eine Menge Patronen, Pulver und englische Gewehre. Die Zahl der Gefangenen betrug vierthalbtausend; an 500 Mann von der Besatzung waren umgekommen. Die Franzosen hatten während der Belagerung 200 Todte und tausend — zum Theil schwer — Verwundete. Bei der starken Hitze, welche auf die Regenzeit gefolgt war, zählten sie bereits 3 — 4000 Kranke.

Bei dieser glücklich beendigten Belagerung hatten die Truppen, trotz der durch das Elend eingerissenen Zuchtlosigkeit, ihre gewohnte Tüchtigkeit gezeigt, so daß sich vor dem Feind Alles von ihnen erwarten ließ. Den Fehler der Uebereilung, hervorgegangen aus der Ungeduld, schnell zum Ziel zu kommen, gedachte Massena vor Almeida nicht zu wiederholen, nachdem sich vor Ciudad Rodrigo die alte Lehre wiederholt hatte, daß

bei einer Belagerung jede Arbeit, die man, um Zeit zu gewinnen, sich ersparen will, mit Zeit- und Menschenverlust nachgeholt werden muß. Da der eigentliche Feldzug erst im September beginnen sollte, blieben Juli und August für die Belagerung von Almeida übrig, welches noch besser befestigt und vorgesehen sein sollte als Ciudad Rodrigo. Um diese rasch zu Ende führen zu können, beschloß Massena, sie nicht eher anzufangen, als bis er seine Vorräthe und die Mittel zur Fortschaffung derselben vervollständigt und mehr schweres Geschütz zusammen gebracht hätte. Zu dem Ende kehrte er nach Salamanca zurück, nachdem er die Wiederherstellung der Festungswerke befohlen und zur Deckung der Kosten von den nach Ciudad Rodrigo geflüchteten Gutsbesitzern eine Brandschatzung von 500,000 Franken erhoben hatte. In Salamanca waren während seiner Abwesenheit die Anschaffungen ins Stocken gerathen, weil die Zahlmeister kein Geld verabfolgten. Es waren nämlich an die Stelle der in die Nähe von Ciudad Rodrigo gezogenen Truppen Neys und Junots nach Leon Mannschaften von Kellermann, nach Valladolid die Garde gerückt, und da der Kaiser vorgeschrieben hatte, daß jeder Truppentheil von den in seinem Bereich erhobenen Steuern leben solle, so erklärten die Zahlmeister, der Ertrag der von Massena im Königreich Leon ausgeschriebenen Steuern müsse für Kellermann und für die Garde aufbewahrt werden. Massena mußte, um die nöthigen Gelder zu erlangen, die Kasse der Zahlmeister aufbrechen lassen, was ihm um so verdrießlicher war, als er früher in Italien für ähnliche, aber nicht durch die Noth gerechtfertigte, Gewaltschritte von Bonaparte scharfe Zurechtweisungen er-

halten hatte. Obwohl nun auch eine Geldsendung von Paris kam, konnte er doch seinen drei Corps nur Abschlagszahlungen auf ihren rückständigen Sold machen. Das zweite Corps behielt noch drei, das sechste und das achte zwei Monate zu gut. Vor allen Dingen mußte er auf Vorräthe und auf Mittel zu deren Fortbringung bedacht sein. Er berechnete seinen Bedarf so, daß er mit Lebensmitteln auf 20 Tage in Portugal einrückte, davon die Hälfte den Soldaten, die andere Hälfte den angeschafften und anzuschaffenden Maulthieren und Eseln aufgepackt würde, und daß außerdem Ciudad Rodrigo und Almeida auf mehrere Monate versehen wären. Einen Theil der Vorräthe, zumal den nächsten Bedarf, sollten die Mannschaften des 6. und des 8. Corps selber herbei schaffen, indem sie den ungewöhnlich schön stehenden Waizen in ihrem Bereich schnitten. Zu dem Ende versah er sie mit Sicheln.

Nachdem das 6. Corps etwa zwölf Tage ausgeruht hatte, gab Massena Befehl, zur Einschließung von Almeida zu schreiten. Ney sollte zunächst die Engländer über die Coa zurücktreiben, einen in gleicher Richtung mit der Aqueda laufenden Nebenfluß des Douro, auf deren rechten Ufer Almeida liegt. Diese Engländer waren bloß eine Vorhut von 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd unter Crawfurd. Mit seiner Hauptmacht lag Wellington zu Alverca am Eingang des Mondegothales, unbeirrt durch die Verwünschungen der Spanier, die den Verkehr mit ihm abgebrochen hatten. Gleichzeitig zog Massena den General Reynier mit dem 2. Corps aus dem südlichen Estremadura über den Tajo nach dem Estrellagebirg, so daß dieser seine Vorposten in den Bergen bei Alfaiates und Sa-

bugal hätte, mit seiner Hauptmacht aber in Coria am Alagon bliebe zur Beobachtung des Tajothales. Ney wäre gern auch ins Gebirg gezogen, um seinen Truppen, die in Folge der Hitze viele Kranke hatten, einen gesünderen Aufenthalt zu verschaffen. Allein da der Zug gegen die Engländer im September beginnen sollte, so mußte Almeida im August genommen sein, mithin durfte die Belagerung nicht hinausgeschoben werden.

Ney drängte die auf das spanische Gebiet herübergekommenen 7000 Engländer so rasch zurück, daß diese nicht einmal Zeit hatten, die spanische Grenzburg Concepcion ihrer Absicht gemäß völlig zu zerstören und sich mit Sprengung von zwei Basteien begnügen mußten. Am 24. Juli war Ney mit den Reitern Montbruns und mit der Division Loison vor Almeida, den Engländern dicht auf der Ferse. Crawfurt zog sich in einer gebrochenen Linie zurück, welche, da er Front gegen die Verfolger machen mußte, sich links an Almeida, rechts an die Coa lehnte und von dem Feuer Almeidas gedeckt war. Ney, gesonnen, sie von Almeida abzuschneiden und dann in die Coa zu drängen, welche auf Kanonenschußweite entfernt an der Festung vorbeifließt, ließ ihre Linke durch Montbrun mit der leichten Reiterei, einem Dragonerregiment und den Schützencompagnien angreifen, ihre Mitte und ihre Linke durch das Fußvolk unter Loison. Montbrun drängte sie von Almeida weg, und Loison trieb sie über die Brücke der Coa, wobei sie einen Verlust von 700 Todten und Gefangenen hatten. Hierauf schloß Ney Almeida ein. Junot hätte gewünscht, daß ihm die Ehre der Eroberung dieser Festung gelassen würde, aber Massena

mochte nicht um dieses Wunsches willen das 6. und das 8. Corps ihre Plätze wechseln lassen.

In der Voraussicht, daß das Heer an zwei Monate still liegen würde, ließ Ney seine Truppen vor Almeida Hütten bauen und schickte sie dann in die Ernte. Der Waizen war herrlich, auch fehlte es nicht an Schlachtvieh, so daß das Heer keinen Entbehrungen ausgesetzt war. Es dehnte seine Stellung weit aus, besonders um sich reichlich mit Faschinen zu versehen, welche vor Almeida in größerer Menge gebraucht wurden als vor Ciudad Rodrigo.

Almeida ein regelmäßig befestigtes, vollständig bewaffnetes Fünfeck mit einer Besatzung von 5000 Portugiesen, steht auf einem felsigen Boden, in welchem es schwierig ist zu graben, so daß die Belagerer zu ihrer Deckung viele Sandsäcke, Schanzkörbe und Faschinen anwenden mußten. Nachdem die erste Hälfte des August, während das Belagerungsgeschütz nachkam, zum Ernten und zu Vorbereitungen verwendet war, wurden am 15., als am Napoleonstag die Laufgräben eröffnet in Gegenwart Massenas. Zum Angriffspunkt war die Südfront gewählt und die Petersbastei, welche am schwächsten zu sein schienen. In dem steinigen Boden mußten sich die Belagerer vorerst mit einem Graben ohne gehörige Tiefe begnügen und sich einstweilen mit Sandsäcken schützen. In den nächsten Tagen tieften sie dann den Graben weiter aus und verlängerten ihn nach rechts und links um die Stellungen zu gewinnen, von denen aus der Bastei mit Prellschüssen beizukommen war. Diese Arbeiten kosteten Zeit und Menschen, denn die Belagerer konnten sich nicht gehörig decken und wollten auch ihr Geschütz nicht eher spielen lassen, als

bis sie ihr ganzes Feuer auf einmal eröffnen konnten. Als Ersatz für das Geschütz verwendeten sie, wie vor Ciudad Rodrigo, Schützen, die in Erdlöchern die feindlichen Kanoniere aufs Korn nahmen. Das Graben ging langsam, denn alle Augenblicke stieß man auf Felsen, die mit Pulver gesprengt werden mußten. So wie die erste Parallele fertig war, ging es im Zickzack vorwärts, und dann ward zur Eröffnung der zweiten geschritten, die ziemlich nahe an die Petersbastei geführt ward. Bis dahin war noch kein Kanonenschuß gegen die Festung abgefeuert.

Während der Annäherungsarbeiten wurden elf Batterien gebaut und mit 64 Stück schweres Geschütz besetzt, welche Massena von Salamanca und von Ciudad Rodrigo hatte herbeiführen lassen. Am Morgen des 26. August befahl Massena das Feuer zu eröffnen. Die Portugiesen antworteten nachdrücklich, konnten aber doch kein so kräftiges Feuer unterhalten, wie das gut gerichtete und rasch bediente Geschütz der Franzosen, welches an den Werken der kleinen Festung bedeutenden Schaden anrichtete. Schon standen mehrere Gebäude in Flammen, als bei Einbruch der Nacht eine französische Bombe in ein Pulvermagazin auf der Burg mitten in der Stadt einschlug und neben dem Einsturz vieler Häuser den Tod von 500 Menschen verursachte. Die Erschütterung war so furchtbar, daß Geschützstücke in die Gräben stürzten, und hin und wieder die Wälle barsten. Trümmer, Erde und Steine flogen in solcher Menge in die Laufgräben, daß die Franzosen viel zu schaffen hatten, bis diese wieder aufgeräumt waren.

Ueberzeugt, daß in Almeida Verwirrung und Bestürzung herrschen müsse, schrieb Massena am folgenden

Tag, 27. August an den Befehlshaber, nach einem solchen Mißgeschick sei längerer Widerstand unmöglich, und forderte ihn zur Uebergabe auf. Obwohl von den Einwohnern zur Uebergabe gedrängt, und selbst von den Soldaten, welche verlangten, nicht weiter für die Engländer aufgeopfert zu werden, zögerte der Befehlshaber, indem er bessere Bedingungen verlangte, als Massena anbot. Die Franzosen hatten mehrere Portugiesische Officiere bei sich, die sich früher ihnen angeschlossen hatten und die im jetzigen Feldzug verwendet werden sollten, um die portugiesischen Truppen von den Engländern abwendig zu machen. Einer von diesen, der General Alorna, stieg auf den Wall, ließ sich mit Officieren der Besatzung in ein Gespräch ein und überzeugte sich, daß die Besatzung zur Uebergabe geneigt war. Da indeß der Befehlshaber zäh blieb, so ließ Massena das Feuer am Abend wieder erneuern. Dies wirkte. Um elf Uhr Abends wurden seine Bedingungen angenommen.

Am 28. August zog das Corps Neys in Almeida ein, wo ihm 5000 Gefangene, viel Geschütz und bedeutende Vorräthe an Lebensmitteln in die Hände fielen. Die Gefangenen bestanden aus dem 24. portugiesischen Linienregiment und zum größeren Theil aus Landwehrmännern. Massena hielt fürs Beßte, die letzteren, meist Bauern, nach Haus gehen zu lassen, mit dem Auftrag, ihren Landsleuten zu sagen, wer sich den Franzosen nicht widersetzte, würde mit derselben Nachsicht behandelt werden. Den Linientruppen schlug er auf Alornas Rath vor, in französische Dienste zu treten, wie viele andere Portugiesen früher gethan hatten. Officiere und Soldaten nahmen diesen Vor-

schlag an, ein Theil mit aufrichtigem Willen aus Groll gegen die Engländer, ein anderer, um gelegentlich zu entlaufen.

Nachdem mit der Einnahme der beiden Festungen der erste Theil seiner Aufgabe gelöst war, hätte Massena gern Almeida zerstört, um nicht zwei Besatzungen von seinem Heere abgeben zu müssen, da Ciudad Rodrigo als genügender Stützpunkt der weiteren Unternehmungen dienen konnte. Da er aber nicht wußte, ob der Kaiser derselben Ansicht war (daß dieser es war, erfuhr er erst später), so verfügte er die Wiederherstellung der beschädigten Werke und die Anlage von Vorräthen und Spitälern.

Die letzten Vorbereitungen zum Feldzug nach Portugal nahmen noch die erste Hälfte des Septembers in Anspruch. In dieser Zeit antwortete Napoleon auf Massenas Meldungen, drückte seine Freude über die Einnahme der beiden Festungen aus und drängte ihn, ins Feld zu rücken und sich blindlings auf die Engländer zu stürzen. „Ihrer sind nicht mehr als 25,000, und ihr habt, selbst nach den Belagerungen und nach den Sommerkrankheiten, etwa 60,000. Wie können 25,000 Engländer 60,000 von Massena befehligten Franzosen widerstehen? Zaudern wäre eine schmachvolle Schwäche, die von dem Herzog von Rivoli und Fürsten von Eßling sich nicht erwarten läßt." — Massena bedurfte nicht des Antriebs, um die Engländer herzhaft anzugreifen, wenn sie ihm vor die Hände kämen, aber mit Bedauern sah er, welche Unwahrheiten über die Stärke der beiden Heere Napoleon sich vorgaukelte und es ahnte ihm dunkel, daß er das erste Opfer dieser Täuschungen sein würde. Daß auch Na-

poleon es werden würde, ahnte damals wohl Niemand außer Wellington.

Das wahre Verhältniß der beiderseitigen Streitkräfte war fast das umgekehrte. Die drei Corps unter Reynier, Ney und Junot zählten nicht 80,000 Mann, wie in Paris ausgerechnet war, sondern 66,000, und von diesen konnten höchstens 50,000, nicht 60,000, in Portugal einrücken. Ney hatte bei den Belagerungen 2000 Mann eingebüßt. Der plötzliche Wechsel der Regenzeit mit glühender Hitze hatte einen Abgang von 7—8000 Mann für das 6. und 8. Corps zur Folge gehabt, der namentlich die aus jungen Leuten bestehende Mannschaft Junots betraf. In Almeida konnten nicht weniger als 1200, in Ciudad Rodrigo nicht unter 1800 Mann Besatzung gelassen werden, zusammen 3000. So wenig auch Massena geneigt war, seine Truppen zu verzetteln, mußte er doch einige streitbare Mannschaft hinter sich zurücklassen, um die Straßen sicher zu halten, um weitere Vorräthe einzubringen, und um die Genesenen an sich zu ziehen. Zu diesen Zwecken überließ er dem General Gardanne 2000 Mann zu Fuß und tausend Dragoner. Und sonach konnte er mit nicht mehr als 50,000 Mann ins Feld rücken. Wellington dagegen hatte jetzt 50,000 Mann gute Truppen bei der Hand, denn so wie er die Bewegung Reyniers nach der Serra de Estrella bemerkte, hatte er den General Hill von Badajoz nach Abrantes gezogen. Gegen die Vertheidigungsstellungen, die Wellington in Portugal überall finden konnte, und die er so gut zu wählen und zu behaupten verstand, hätten die Franzosen wenigstens ein Drittel Ueberzahl haben müssen, um den Nachtheil auszugleichen. Wich

Wellington nach Lissabon zurück, so konnte er portugiesische Landwehr, Spanier aus Estremadura und Engländer aus Cadiz an sich ziehen, so daß er hinter den Linien von Torres Vedras 80,000 Mann beisammen hatte. Vor diesen Linien angelangt, deren Dasein ihnen bis dahin fremd war, konnten die Franzosen nach beschwerlichen Märschen, auf denen sie Alles mit sich führen mußten, und nach mehrfachen Gefechten nicht viel über 40,000 Mann stark sein, ausgehungert und nothleidend gegenüber 80,000 reichlich versehenen, stark verschanzten Feinden, die in der englischen Flotte einen bequemen Stützpunkt hatten. Um nach Torres Vedras zu gelangen, mußte Massena über den Tejo gehen, der zwischen Abrantes und Lissabon ein breiter Strom ist. Aber er führte keinen Brückenzug mit sich. Um also die Voraussetzung Napoleons zu rechtfertigen, hätten etwa 30,000 Franzosen aus Andalusien kommen und unterhalb Abrantes eine Brücke für das Heer Massenas schlagen müssen. Und dies Heer hätte wenigstens 60,000 Mann stark sein müssen, wenn es, vereint mit diesen 30,000, mit einiger Aussicht auf Erfolg den Angriff auf die Linien von Torres Vedras machen wollte. Die Ankunft eines Hülfsheeres aus Andalusien, wie sie in Napoleons Absicht lag, würde auch den großen Vortheil gehabt haben, die Ernten des fruchtbaren Alemtejo für den Verbrauch der 90,000 Franzosen zu sichern.

Massena schrieb an den Kaiser zurück, seine Kräfte seien unzureichend, die Wege seien abscheulich, er würde nichts zu leben finden, und kaum würde er ausgerückt sein, so würde hinter ihm die Zufuhr abgeschnitten werden. Es würde sonach ein Kunststück sein, mit

verminderten Streitkräften vor den vermehrten der Engländer zu bestehen, denen es an nichts fehlte. Es bleibe ihm nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg, wenn ihm nicht rasch ein bedeutendes Corps nachgeschickt würde mit reichlichen Lebensmitteln und mit Schießbedarf.

Ney, Junot und Reynier verblendeten sich ebensowenig über ihre Lage wie Massena. Sie sagten wiederholt: Mit den zu Gebot stehenden Mitteln sei das Unternehmen eine Unbesonnenheit; in Paris habe man gut Plane entwerfen und Befehle ertheilen, die an Ort und Stelle unausführbar seien; Massena müsse den Muth haben, dem Kaiser nicht nur ernste Vorstellungen zu machen, sondern auch das Vorrücken zu verweigern, bis ihm das zum Gelingen des Unternehmens Erforderliche zugesandt sei. Massena, mit Gunstbezeugungen überhäuft, hatte die Schwäche, einem Gebieter gegenüber, der keine Einreden hören wollte, nicht unerkenntlich und ängstlich erscheinen zu wollen. Diese Schwäche, welche unter unbeschränkten Gebietern oft selbst unabhängige Gemüther befällt, verleitete ihn zu dem einzigen schweren Fehler, der ihm bei diesem Feldzug zur Last zu legen ist, nämlich einen unvernünftigen Auftrag zu übernehmen. Uebrigens rechnete er noch auf die baldige Ankunft Drouets mit 20,000 und Gardannes mit 8000 Mann und selbst auf die Mitwirkung von Truppen aus Andalusien, endlich auch auf das Glück, welches ihm seit zwanzig Jahren nicht untreu geworden war. Und trotz der Abnahme seiner Kräfte hegte er noch die Zuversicht, dem Feinde, falls er ihn zum Stehen brächte, einen solchen Schlag beizubringen, daß er nur Trümmer eines Heeres an

das Meer zu verfolgen hätte. Also entschloß er sich, vorzurücken.

Napoleon legte auf Massenas Vorstellungen kein Gewicht. Er dachte, jeder General sei gewohnt, seine eignen Mittel zu unterschätzen und die des Feindes übertrieben darzustellen. Verharrend bei der Meinung, daß die Engländer nur 25,000 Mann stark seien, und die Portugiesen für nichts rechnend, wollte er nicht begreifen, wie 50,000 Franzosen nicht mit der halben Zahl Engländer fertig werden sollten. Das Dasein der Linien von Torres Vedras war ihm unbekannt, die Vortheile, welche Entfernung, Himmelsstrich und unfruchtbarer Boden dem Feinde gewährten, brachte er nicht in Rechnung. Da er zudem sich gewöhnt hatte, Alles, was er wollte für möglich zu halten, so antwortete er auf alle Vorstellungen: Vorwärts und mit den Engländern nicht gefeilscht!

Massena hatte den 10. September für den Einmarsch in Portugal festgesetzt. Um sich noch besser vorzubereiten und um die starke Hitze vorübergehen zu lassen, verschob er seinen Aufbruch auf den 16. Aber auch mit diesem Aufschub brachte er es nicht so weit, wie er sich vorgenommen hatte. Seine Absicht war gewesen, in Almeida und Ciudad Rodrigo so viel Vorräthe aufzuhäufen, daß nicht nur der Bedarf dieser Festungen auf ein halbes Jahr, sondern auch der des Heeres für den Fall des Rückzugs gedeckt wäre. Er brachte aber nicht mehr zusammen, als den Bedarf beider Plätze auf vier Monate. Ferner hatte er gewollt, daß das Heer Lebensmittel auf zwanzig Tage (also für 50,000 Mann eine Million Rationen) beim Aufbruch mitnähmen; aber er konnte nicht mehr als

für sechzehn Tage beschaffen, trotzdem, daß er alle Transportmittel des Landes zwischen Burgos und Salamanca schonungslos in Anspruch genommen hatte. Freilich war die Lieferung von weiteren 1,200,000 Rationen in Korn dem Lande aufgelegt, aber die nachträgliche Beitreibung mußte er seinen Beauftragten in Salamanca und dem General Gardanne überlassen. Statt 100 Feuerschlünden (zwei auf tausend Mann) konnte er nur 72 mitnehmen, weil der zugehörige Schießbedarf zu viel Zugvieh in Anspruch nahm. Zudem waren die Stückpferde bei den Belagerungen so hart mitgenommen worden, daß er zweitausend Ochsen Vorspann nehmen mußte. Ochsen wurden auch neben Maulthieren und Eseln benutzt, um Lebensmittel auf zehn Tage den Soldaten nachzuführen, welche Brod auf sechs Tage selber tragen mußten. Als Schlachtvieh folgten jedem Corps Schafheerden, die im Lande weggenommen waren. Kurz, die Zurüstung war, als gälte es einen Zug durch die Wüste.

Die Soldaten sahen mit Lust dem Augenblicke entgegen, wo sie aus ihrer langen Unthätigkeit zum Kampf gegen die Engländer übergehen sollten. Die Truppen Neys und Reyniers waren erprobte Krieger, die Leute Junots waren jung, aber ausgebildet und kriegsfreudig, auch aller Schwächlinge entledigt, die, 5000 an der Zahl, in den Spitälern zurückblieben. Das Fußvolk sah etwas schäbig aus, aber seine Fußbekleidung und seine Waffen waren in gutem Stand. Die sonnenverbrannten, sattelfesten Dragoner führten Toledoklingen, mit denen jeder Hieb tödtlich war. Wenn irgend kriegerische Tüchtigkeit das Uebermenschliche versuchen dürfte, dann war dieses Heer zu dem

Wagniß berufen. Massena, Ney, Junot und Reynier in herzlichem Einverständniß würden an der Spitze solcher Soldaten einer solchen Aufgabe gewachsen gewesen sein.

Am Morgen des 16. September 1809 setzte Massena sein Heer in Bewegung. Bevor er zu Pferd stieg, sandte er noch einen Adjutanten an den Kaiser ab, um diesem nochmals alle Schwierigkeiten des Unternehmens vorstellen und rasche Unterstützung an Mannschaft und Kriegsbedarf dringend ans Herz legen zu lassen. Das Heer rückte in drei Massen vor. Das 2. Corps unter Reynier, welches auf die nördliche Seite des Estrellagebirgs herübergezogen war, nahm seine Richtung nach Celorico, auf dem linken Ufer des Mondego, um sich dort als linker Heerflügel an die Mitte unter Ney anzuschließen. Dem 8. Corps unter Junot war sein Weg über Pinhel, sechs Meilen nördlich vom Mondego vorgeschrieben. Es hatte die Bedeckung des Trosses von Ochsen, Maulthieren und Eseln zu bilden, welcher Brod und Patronen nachführte. Die Nothwendigkeit dieses Trosses zeigte sich schon am ersten Tag. Ueberall standen die Dörfer leer, die Mühlen still, die Garben in Flammen. Da die Einwohner von den Engländern genöthigt waren zu flüchten, so waren die Franzosen auch in Verlegenheit, Führer zu finden, denn mit den paar alten Männern, die in den öden Dörfern zurückgeblieben waren, ließ sich nicht viel anfangen. Die vier portugiesischen Officiere, welche mit dem Heere zogen, und die wenigen nicht entlaufenen Leute vom 24. portugiesischen Regiment mußten aushelfen und führten das Heer über jämmerliche Feldwege. Auf den Feldern fanden übrigens die Soldaten doch auch hin

und wieder Bohnen, Kartoffeln und vorzüglichen Kohl, was sie sich natürlich für ihre Suppe zu Nutz machten.

Am 17. ließ Massena das 6. Corps nur bis Juncais vorgehen, damit die beiden andern nachkommen könnten. Es fragte sich jetzt, ob er sich links oder rechts vom Mondego halten sollte. Links hatte er die steilen Vorberge des Estrellagebirgs zu überschreiten, rechts den Krümmungen des Caramulagebirgs zu folgen. Auf beiden Seiten konnten die Engländer ihm Hindernisse in den Weg legen, aber doch weniger auf den sanfteren Abhängen der Serra de Caramula. Hier konnte er auch eher erwarten, angebautes Land und einige Vorräthe zu finden. Er entschied sich also für die rechte Seite und nahm von Celorico aus seine Richtung nach Viseu, einem Städtchen von 8000 Einwohnern, welches einen großen Viehmarkt hatte.[1])

Das zweite und das sechste Corps unter Reynier und Ney kamen am 19. September nach Viseu. Die

---

[1]) In seinen Briefen an die englische Regierung sagt Wellington wiederholt, Massena habe den schlechtesten Weg gewählt, indem er die Richtung nach Viseu einschlug. Er gibt aber keinen triftigen Grund dafür an. Die Straße von Porto nach Lissabon war freilich bequemer, aber Massena mußte sie erst bei Coimbra zu erreichen suchen, denn er kam nicht, wie Soult im vorigen Jahr, aus Galicien, sondern aus Leon. Der Umweg durch Estremadura nach Alemtejo wäre zu lang gewesen. Der Weg südlich vom Estrellagebirg über Castel Branco, den Junot vor drei Jahren gemacht hatte, war gar nicht einladend. Also blieb nur die Richtung durch das Thal des Mondego, und in diesem verdiente offenbar das rechte Ufer den Vorzug vor dem linken. Späterhin hat Wellington anders geurtheilt als in seinen Briefen aus dem Jahr 1810, und dem Marschall Massena volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

ganze Einwohnerschaft war entflohen mit Ausnahme einiger gebrechlichen Männer und Weiber. Obwohl die Engländer Backöfen, Mühlen und Scheuern zerstört und die Garbenhaufen auf den Feldern verbrannt hatten, fanden die Franzosen doch viele Hülsenfrüchte und selbst Schlachtvieh für den nächsten Bedarf, so daß die Soldaten, welche nichts zu finden erwartet hatten, ganz zufrieden waren. Einige waren sogar so unverständig, ihren Zwieback als eine unnöthige Last wegzuwerfen, denn, meinten sie, sie würden überall zu leben finden.

Schlimm sah es mit der Fortbringung des Geschützes und des schweren Fuhrwerks überhaupt aus. Auf den elenden Wegen wurden die Zugpferde in drei Tagen so abgetrieben, daß sie nicht mehr fort konnten. Einmal war das Fuhrwerk in Gefahr von dem englischen Obersten Trent weggenommen zu werden. Die Bedeckung kam eben noch zu rechter Zeit, um ihn zu verjagen, so daß blos einige Nachzügler verloren gingen. Da Massena keine Eile hatte und lieber im offenen Land als in einer Berggegend mit den Engländern zusammentreffen wollte, so konnte er unbedenklich in Viseu zwei Rasttage halten, besonders um die Pferde ausruhen zu lassen und das beschädigte Fuhrwerk auszubessern, dann auch um das 8. Corps zu erwarten, welches mit dem Lastvieh sich langsam bewegte.

Für den alten General Loison, der mit seinem Vorgesetzten Ney Verdruß bekommen hatte, bildete Massena eine Division leichter Truppen, welche mit den Reitern Montbruns als Vorhut diente. Diese Vorhut schickte er einstweilen voraus, um die von den Engländern zerstörten Brücken über die Flüßchen Dao und Criz wiederherzustellen. Montbrun und Loison richteten diesen

Auftrag am 22. und 23. September aus und bestanden mehrere Gefechte mit dem englischen Nachtrab, die alle zu ihrem Vortheil ausfielen.

Am 25. gingen Ney und Reynier über den Criz, während Junot von Viseu aufbrach. Montbrun und Loison gingen voraus nach dem Fluß Mortao, dem letzten, der rechts von Mondego zu überschreiten war. Hier leistete die englische Nachhut mehr Widerstand als früher, wich aber doch am Ende zurück. Jenseits des Mortao verengert sich das Thal des Mondego zu einer Schlucht. Dort war zu erwarten, daß Wellington eine Stellung nehmen und einen ernstlichen Kampf versuchen würde, denn auf beiden Ufern des Mondego boten sich ihm starke Stellungen dar. Gingen die Franzosen auf das linke Ufer hinüber, so fanden sie in der Serra de Murcelha, einem Ausläufer des Estrellagebirgs ein fast unübersteigliches Hinderniß. Gingen sie auf dem rechten Ufer vorwärts, so stand ihnen die Serra de Alcoba, der Fortsatz der Serra de Caramula im Weg. Durch diese Serra de Alcoba führten zwei Wege nach Coimbra. Auf beiden sahen die Franzosen, als sie am 26. anlangten, zahlreiche englische Posten und oben auf den mit Haidekraut, Oelbäumen und Fichten bewachsenen Gipfeln bemerkten sie Truppen, die von der Linken nach der Rechten zu ziehen schienen. Die Bauern sagten, jenseits sei eine Ebene — ob eine Hochebene vor der Ebene von Coimbra oder diese Ebene selber, verstanden die Franzosen nicht. Zweifelhaft war ihnen auch, ob sie das ganze englische Heer vor sich hätten, welches ihnen hier Portugal streitig machen wollte, oder bloß eine doppelte Nachhut, bestimmt sie so lange aufzuhalten, bis Wellington Coimbra geräumt hätte.

Reynier und Ney meinten, das eine könnte so gut der Fall sein, wie das andere, jedenfalls aber hätten die Feinde noch keine feste Stellung eingenommen, und darum sei es räthlich, sie auf der Stelle anzugreifen. Da aber Massena noch zurück war, so wollten sie nicht auf eigne Hand angreifen. Der Oberfeldherr kam erst am Abend an, wo höchstens noch Zeit war, die Stellung des Feindes zu erkunden.

Nach Ansicht der feindlichen Stellung war Massena der Meinung, daß Wellington zur Vertheidigung der beiden Wege eine Schlacht zu liefern gesonnen sei. Den Engländern durch einen Uebergang über den Mondego auszuweichen und einen Weg durch die Sierra de Murcelha zu suchen, würde zu nichts geführt haben, weil die Engländer ohne Zweifel sich ebenfalls auf das linke Ufer gezogen und dort den Weg verlegt, vielleicht gar die Franzosen während ihres Flankenmarsches angefallen haben würden. Dicht am Mondego auf dem rechten Ufer an den Engländern vorbei zu gehen, war nicht möglich, weil die Berge so dicht an den Fluß auslaufen, daß kein Weg für ein Heer bleibt. Weit rechts, da wo die Sierra de Alcoba sich an die Serra de Caramula anschließt, war eine Einsenkung zu bemerken, welche ein Umgehen der englischen Stellung zu ermöglichen schien. Allein die Bauern versicherten auf Befragen, dort finde sich kein fahrbarer Weg. Also blieb nichts anders übrig, als die feindliche Stellung weg zu nehmen oder sich zurück zu ziehen. Seltsam genug stimmte Ney für den Rückzug. Der günstige Augenblick zum Angriff, meinte er, sei vorüber, der Feind habe sich so fest gesetzt, daß er den Angriff abschlagen könne; wie man nach einer verlor-

nen Schlacht den Rückzug in dieser Gegend ausführen wolle, sehe er nicht ab; eine Lage wie diese sei die Folge, wenn man einen Feldzug ohne die erforderlichen Mittel beginne. Massena entgegnete, ein solcher Rath sei Neys nicht würdig; eine Schlacht müsse geliefert werden. Reynier, sonst so vorsichtig, stimmte dem Oberbefehlshaber bei: er habe sich die Stellung genau betrachtet und glaube, sie nehmen zu können. Also wurde der Angriff auf den folgenden Tag beschlossen nach folgendem Plan. Reynier sollte in aller Frühe auf dem Weg zur Linken, von San Antonio aus, Ney auf dem zur Rechten, von Moira aus, durchzudringen suchen, das Geschütz, welches beim Angriff nicht mitgeführt werden konnte, sollte von einigen Hügeln aus gegen den Feind spielen. Für den Fall des Mißlingens war Junot, der ganz spät am Abend eintraf, bestimmt, den Rückzug zu decken, Montbrun aber mit seinen Reitern, auf die Engländer einzuhauen, wenn sie die beiden zurückgeschlagenen Corps in die Ebene verfolgen wollten. Massena wollte sich zwischen den beiden angreifenden Corps halten, um je nach den Umständen weitere Befehle zu geben.

In der That hatte Wellington beschlossen, auf den Höhen vor Busaco den Franzosen eine Schlacht zu liefern und ihnen den möglich größten Verlust beizubringen, so daß sie entweder den Rückzug antreten müßten, oder wenigstens seinen Rückzug weniger stören könnten, und für den letzteren Fall die Zuversicht seiner Truppen so zu heben, daß sie einen zweiten feindlichen Angriff in den Linien von Torres Vedras getrost erwarteten. Für den möglichen Fall, daß Massena ihm hier ausweichen und auf das linke Ufer des Mondego

übergehen wollte, hatte er den General Hill auf der Serra de Murcelha aufgestellt gehabt; da er aber sah, daß die Franzosen auf dem rechten Ufer blieben, hatte er im Laufe des Tages den Heertheil Hills ebenfalls auf das rechte Ufer gezogen. Dies war die Bewegung, welche Reynier und Ney auf den Höhen bemerkt hatten. Mithin befand sich am Abend des 26. September fast das ganze englisch-portugiesische Heer auf den Höhen vor Busaco, von den Gipfeln an, welche sich steil über dem Mondego erheben, bis an die Karthause vor der Stadt. Den äußersten Punkt auf jenen Gipfeln am Fluß hielt die unter Hill dienende portugiesische Division besetzt, an diese schloß sich die 2. englische Division unter Hill an, an diese die 5. unter Leith, letztere theilweis den Weg von San Antonio sperrend, auf welchem Reynier angreifen wollte. Denselben Weg sperrte von der andern Seite die 3. Division unter Picton. Die 1. Division unter Spencer hatte ihre Stellung zwischen dem Weg von San Antonio und dem von Moira, bereit je nach Umständen da oder dort abzuwehren. Von da aus bildet die Serra de Alcoba eine Krümmung nach der Karthause zu. Ueber die Mitte dieser Krümmung führt der Weg von Moira nach der Karthause, auf dem Ney angreifen sollte. Hier war Crawfurd mit den Portugiesen und mit den leichten englischen Truppen aufgestellt. Die äußerste Linke der Engländer bildete ihre 4. Division unter Cole. Ganz in der Ferne links, an der Einsenkung, welche die Serra de Alcoba mit dem Caramulagebirg verbindet, befand sich einige leichte Reiterei unter Oberst Trent. Die angeführten Stellungen befanden sich auf einer 100—150 Klafter breiten Hochfläche, welche ziem-

lichen Raum zur Entfaltung der Divisionen und für einen Rückhalt an Fußvolk und Geschütz darbot. Mithin hatte der englische Feldherr vor Busaco eine noch vortheilhaftere Stellung als bei Talavera, und konnte getrost dem folgenden Tag entgegensehen.

Die Franzosen, für die Engländer vollkommen sichtbar, konnten von ihren Gegnern wenig bemerken. Da sie sich den Engländern in der Ebene überlegen fühlten, so meinten sie, die Nachtheile eines Angriffs bergauf durch ihren verwegenen Muth ausgleichen zu können. Mit Tagesanbruch des 27. September waren die beiden Heertheile Reyniers und Neys vor San Antonio und vor Moira in Bereitschaft die Höhen zu ersteigen. Auf den Hügeln am Fuß des Gebirgs ward das Geschütz aufgepflanzt; in der Ebene stand Junots Heertheil sammt der Reiterei in Schlachtordnung, um die Angreifer, falls sie zurückgeschlagen würden, in Schutz zu nehmen. Massena selber nahm seine Stellung auf einem Hügel, wo er zwar den feindlichen Stückkugeln ausgesetzt war, aber doch kaum die beiden Angriffspunkte erkennen konnte.

Reynier setzte sich am ersten in Bewegung, so wie der Tag graute. Seinen Vortrab bildete die Division Merle; die Spitze dieser führte der Hauptmann Charlet, welcher Tags zuvor unter den größten Gefahren den Weg erkundet hatte. Dann folgte die Division Heudelet. Durch einen dichten Nebel den Blicken des Feindes entzogen, folgte Merle mit dem 2. leichten und dem 36. Linienregiment unter General Sarrut und mit dem 4. leichten Regiment unter General Graindorge eine Zeitlang den Windungen des Weges, der sich von San Antonio de Cantaro an dem Berg hinaufschlängelt.

Alsdann warf er sich rechts von dem Weg, um zwischen Gestrüpp und Bäumen die Höhe zu erklimmen, während das 31. leichte Regiment von der Division Heudelet, und die aus dem 17. leichten und 70. Linienregiment bestehende Brigade Foy auf dem Weg bleibend aufwärts zogen. Nach einstündigem anstrengenden Klettern gelangte die Division Merle außer Athem auf den Gipfel und sah hier, da der Nebel sich mittlerweile verzogen hatte, das 8. portugiesische Regiment vor sich. Sie stürzt sich auf dasselbe, wirft es über den Haufen und nimmt ihm sein Geschütz. Weiter sieht Merle die Division Picton vor sich. Gegen sie will er seine Division entfalten, aber Picton rückt ihm auf 15 Schritt nahe und läßt sein Fußvolk feuern, während das Geschütz zu seiner Rechten Kartätschen in die linke Flanke der Franzosen schleudert. Unter diesem mörderischen Feuer fallen tödtlich verwundet die Generale Merle und Graindorge und die Obersten Merle vom 2. und Desgraviers vom 4. leichten Regiment. Picton läßt das 88. und das 45. Regiment, so wie das wieder gesammelte 8. portugiesische das Gewehr fällen und treibt die ihrer meisten Führer beraubten Franzosen bis an den Rand der Hochfläche. In diesem Augenblick schwenkt das 31. leichte Regiment von der Division Heudelet zur Linken von der Division Merle ein. Aber bevor es sich in Schlachtordnung stellen kann, wird es mit Kleingewehrfeuer und Kartätschen überschüttet, sein Oberst Desmeuniers fällt, und es muß auf den Weg zurückweichen. Die Mannschaft der geschlagenen Division Merle setzt sich auf allen Punkten, die am Rand der Höhe einen Halt darbieten, und sucht den Feind durch ein lebhaftes Plänklerfeuer aufzuhalten. So ge-

winnt die Brigade Foy Zeit heraufzukommen. Mit dem 31. leichten Regiment, welches sich wieder gesammelt hat, schwenkt sie auf der Höhe ein und rechts und links schließen sich ihr die von General Sarrut geordneten Trümmer der Division Merle an. Inzwischen hat Wellington von seiner rechten Seite die Division Leith, von der Linken die Division Spencer herbeigezogen und stellt den 8000 ermüdeten Franzosen 15,000 Mann mit vielem Geschütz entgegen. Nachdem er die feindlichen Reihen mit Kartätschen gelichtet, greift er sie mit dem Bajonnet an. Die Franzosen werden abermals zurückgeworfen und weichen bergab, ihre gefallenen Führer und den verwundeten General Foy mit sich nehmend. Reynier, der mit dem Rest der Division Heudelet auf dem Weg heraufkam, hielt nicht für gerathen, den Versuch zu erneuern, der ihn bereits dritthalbtausend Mann gekostet hatte.

Ney hatte von Moira aus einen längeren Weg vor sich, als Regnier von San Antonio, setzte sich aber doch nicht früher in Bewegung. Da er in eine Biegung der Höhe einzudringen hatte, war er bei seinem Angriff einem gefährlichen Kreuzfeuer ausgesetzt. Sein Weg führte über einen Vorberg nach dem Park der Karthause, der durch Verhaue gedeckt und von der Hauptmasse der Portugiesen besetzt war. Ney ließ die Division Loison vorausgehen und in einiger Entfernung hinter ihr die Division Marchand in geschlossener Colonne folgen. Die Division Mermet blieb als Rückhalt stehen. Nach einem lebhaften Plänklergefecht wandte sich Loison rechts vom Weg ab, um die Höhe seitwärts zu erklimmen. Auf dem Abhang dieser Höhe stand das von Portugiesen besetzte Dorf

Sul. General Simon an der Spitze der ersten Brigade Loisons trieb die Portugiesen aus dem Dorf, nahm ihnen einiges Geschütz ab und arbeitete sich weiter hinauf. Rechts von ihm kletterte die Brigade Ferrey, bestehend aus dem 32. leichten, dem 66. und 82. Linienregiment, denselben Abhang hinauf. Sich an Felsen und Bäume klammernd gelangten beide Brigaden trotz einem mörderischen Feuer der Portugiesen auf den Rand der Höhe. Aber in demselben Augenblick werden sie von den Geschützen Crawfurds ganz in der Nähe mit einem Kartätschenhagel empfangen, zugleich führt Crawfurd seine Division und die portugiesische Brigade Colman im Sturmschritt vor und wirft beide Brigaden mit dem Bajonnet den Abhang hinunter. General Simon fällt verwundet dem Feind in die Hände, seine Brigade sammelt sich in dem Dorfe Sul. Die Brigade Ferrey, welche keinen solchen Stützpunkt hat, wird bis an den Fuß des Abhangs hinuntergejagt. Mittlerweile war die Division Marchand bis zu der Stelle gekommen, wo Loison sich vom Weg rechts abgewendet hatte. Crawfurd ließ seine Engländer und Portugiesen so lebhaft auf sie feuern, daß sie sich nach dem Abhang links von dem Wege zog und sich wider eine steile Bergwand drückte, anstatt ihrer Aufgabe gemäß im Laufschritt nach der Karthause zu eilen und den Park wegzunehmen. Als Ney sah, daß er schon 2000 Mann verloren hatte, darunter Obersten und Generale, wollte er nichts weiter wagen, sondern abwarten, ob Reynier mehr Glück hätte.

Wäre Massena Divisionsgeneral gewesen, so würde er wahrscheinlich mit seinen zurückgeschlagenen Regimen=

tern den Angriff erneuert und vielleicht durch seine unvergleichliche Hartnäckigkeit alle Hindernisse überwunden haben. Als Oberbefehlshaber mußte er denken, daß an dem Verlust von 4500 Mann bei einem mißlungenen Versuche genug sei. Er ließ Reynier und Ney zu sich kommen, um das Nähere zu hören. Beide berichteten was sie gethan hatten. Ney fügte hinzu: er habe das Mögliche gethan; das Mißlingen habe zu verantworten, wer eine Unternehmung ohne hinreichende Mittel unternommen habe und dem Kaiser nicht die Wahrheit sage. Massena hätte entgegnen können: Ney hat zu spät angegriffen und nicht mit der Kühnheit wie bei Elchingen; hätte er, während Loison die Höhe erklomm, die Division Marchand und Mermet rasch gegen die Karthause geführt, so würde er wahrscheinlich durchgedrungen sein und zugleich dem General Reynier Luft gemacht haben; die Division Mermet als Rückhalt zurückzulassen, war nicht nöthig, da Junots ganzes Corps den Rückhalt bildete. — Massena sagte nichts der Art. Nur die Andeutung Neys, daß man nach Almeida zurückgehen müsse, wies er stolz zurück. Dann gebot er seinen Unterbefehlshabern, ihre Truppen am Fuße der Höhen zu sammeln, ihre Verwundeten zu versorgen und, seiner weiteren Befehle gewärtig, sich marschfertig zu machen.

Ueber das Weitere ging er mit seinen Unterbefehlshabern nicht zu Rath. Entschlossen, den Feind zu umgehen, den er nicht hatte verdrängen können, hatte er die Wahl, zwischen den Richtungen links und rechts. Ueber den Mondego zu gehen, war im Angesicht der Engländer kaum ausführbar; er hätte erst Furten ausfindig machen müssen, und wäre auch der Uebergang

gelungen, so würde er jenseits die Engländer wieder in einer ähnlichen Stellung gefunden haben. Aber rechts dachte er, müsse sich ein Durchgang finden. Ihn zu suchen schickte er den General Montbrun und den Obersten Sainte-Croix mit den Dragonern ab.

Montbrun und Sainte-Croix eilten nach dem niederen Höhenzug, der die Sierra de Alcoba mit dem Caramulagebirg verbindet, durchstreiften Berg und Thal und entdeckten einen Weg, der nicht besser und nicht schlechter war als die bisherigen, jedenfalls für Geschütz fahrbar. Auf einem der höchsten Punkte dieser Hügel, wo man die Ebene von Coimbra und die Straße von Porto nach Lissabon sehen konnte, fanden sie einen Bauer, der ihnen sagte, der Weg gehe bis in die Ebene und münde bei dem Ort Sardao in die Heerstraße von Coimbra ein. Der Punkt, wo sie sich befanden, war das Dorf Brialva, schon auf der andern Seite des Höhenzugs. Montbrun und Sainte-Croix ließen hier ein Dragonerregiment mit Geschütz, stellte drei andere in Zwischenräumen weiter rückwärts auf, mit dem Befehl, Brialva bis auf den letzten Mann zu behaupten, und sprengten nach Sardao hinab, um zu sehen, ob der Bauer wahr gesprochen habe. Nachdem sie dies gefunden, eilten sie zu Massena zurück mit der Nachricht von ihrer glücklichen Entdeckung.

Massena empfing diese Nachricht um Mittag des 28. September. Die Engländer standen noch unbeweglich in ihren Stellungen, die sie am Tag zuvor so gut vertheidigt hatten. Sofort befahl Massena dem General Junot, mit seinem Corps, welches dem Wege nach Brialva am nächsten stand, gegen Abend aufzubrechen und, geführt von den Dragonern Montbruns, in die

Ebene jenseits Brialva zu rücken. Ney mußte hinter Junot denselben Weg einschlagen; hinter Ney folgten die Lastthiere mit den 3000 Verwundeten, hinter diesen schloß Reynier den Heerzug. Die Nachhut bildeten die 2000 Dragoner, welche den Ritt Montbruns nicht mitgemacht hatten.

Junot zog die ganze Nacht hindurch und kam ohne Hinderniß nach Brialva, welches die von Montbrun zurückgelassenen Dragoner noch besetzt hielten, ohne vom Feinde beunruhigt worden zu sein. Mit Tagesanbruch stieg er in die fruchtbare Ebene von Coimbra hinab. Ney hatte Mühe zu folgen, weil der Troß mit den Verwundeten oft die Marschordnung störte. Nichtsdestoweniger gelangte das 6. Corps noch im Laufe des 29. September über Brialva hinaus. Gegen Abend dieses Tages schlug Reynier denselben Weg ein. Die Nachzügler wurden von der Nachhut der Dragoner fortgebracht, so daß nicht einer verloren ging.

Wellington bemerkte erst, als Reynier abzog, die Bewegung des französischen Heeres. Von dem Wege über Brialva hatte er so wenig Kunde wie die Franzosen vor der Schlacht bei Busaco. Er erfuhr sein Dasein erst, als die Helme der französischen Dragoner in der Ebene von Coimbra blinkten. Eilig brach er auf nach Coimbra, um den Franzosen auf der Straße nach Lissabon zuvorzukommen. Coimbra war zur Feier des Siegs bei Busaco beleuchtet, als den Einwohnern angesagt ward, sie sollten sich mit ihrer beweglichen Habe flüchten und, was sie nicht mitnehmen könnten, zerstören. Bald darauf erschien Wellington mit seinem Heer, zog eilig durch die Stadt und trieb die Ein=

wohner zur Flucht. Seine Nachzügler wurden von Montbrun und Sainte-Croix niedergesäbelt.

Massena hatte bei Busaco schweren Verlust erlitten, aber sein ernstlicher Angriff hatte die Folge, daß die Engländer, einer Erneuerung gewärtig, zwei Tage unbeweglich in ihrer Stellung blieben und ihm Zeit ließen, den Weg über Brialva zu finden und für sein Heer zu sichern. Freilich wäre es besser gewesen, den Weg am 26. September ausfindig zu machen, die Engländer durch bloß drohende Bewegungen in ihrer Stellung festzuhalten und dann den Weg ohne Verlust zurückzulegen. Massena ist darum vielfach getadelt worden, daß er bei Busaco unnöthiger Weise Tausende seiner Soldaten geopfert habe. Allein das Ausfindigmachen des Wegs über Brialva, wozu hintennach die Noth trieb, lag, so lange die Stärke der Stellung vor Busaco nicht erprobt war, keineswegs so nahe, wie sich hintennach sagen ließ. Die beßte Entschuldigung für Massena liegt in dem Umstand, daß Wellington, der doch von seiner Höhe aus die Gegend viel besser übersehen konnte, von jenem Wege nichts wußte, denn sonst würde ihn der viel größere Vorwurf treffen, daß er ihn nicht verlegte. Will man es ihm als Fehler anrechnen, daß er die Gegend nicht gehörig erkundet habe, dann mag man auch weiter sagen: er wurde für diesen Fehler dadurch gestraft, daß er Portugal bis nach Lissabon hin den Franzosen überlassen mußte.

Als die Franzosen in Coimbra einzogen fanden sie, daß die meisten Einwohner geflüchtet waren, die Reichen zu Schiff den Mondego hinab. Viele Häuser waren verwüstet, und zwar von den Engländern, denn die Portugiesen hatten nicht Lust, aus Franzosenhaß

das Ihrige zu zerstören. Massena suchte die Portugiesen durch Schonung zu gewinnen und gab daher Befehl, das Eigenthum zu achten. Aber dieser Befehl wurde nicht streng gehalten. Wenn die Soldaten in leere Häuser kamen und darin Korn verschüttet, Fässer eingeschlagen fanden, so machten sie sich kein Gewissen daraus, an dem noch Uebrigen das angefangene Verwüstungswerk zu vollenden, und noch weniger, was nutzbar war, zu nehmen, besonders wenn sie, um leichter zu marschiren, ihren Zwieback weggeworfen hatten. Coimbra enthielt zu viele Vorräthe, als die Enländer sie auf ihrem eiligen Durchzug alle hätten vernichten können. Dem französischen Heere würden diese Vorräthe mehr zu Gute gekommen sein, wenn Junot sich mehr hätte angelegen sein lassen, dem Unfug seiner Soldaten zu steuern, die sie verschleuderten. Zu Montemor am unteren Mondego hatten die Engländer früher Vorräthe für sich gesammelt und jetzt im Stich gelassen. Die Dragoner Montbruns bemächtigten sich derselben, da es aber an Mitteln fehlte, sie fortzuschaffen, so verzehrte man, was man konnte, und zerstörte das Uebrige.

Massena suchte alle muthwillige Zerstörung zu verhindern und zunächst, die entflohenen Einwohner nach Coimbra zurückzulocken. Nachdem ihm dies so ziemlich gelungen war, ließ er die Vornehmsten zusammenkommen und empfahl ihnen seine 3000 Verwundeten mit dem Versprechen, ihre Fürsorge für dieselben durch Schonung des Landes zu belohnen, aber auch mit Androhung furchtbarer Rache für den Fall, daß man sich an jenen Hülflosen oder ihren Wächtern vergriffe. Als Wächter ließ er etwa hundert Mann von der Marine=

garde zurück, nachdem er die Verwundeten in einem geräumigen Krankenhaus untergebracht, mit allem Erforderlichen versehen und sie der Pflege der erforderlichen Anzahl von Militärärzten übergeben hatte. Coimbra um der Verwundeten willen mit einer Besatzung zu versehen, ging nicht wohl an. Der Marsch von Almeida aus hatte einen Abgang von beinahe 1000 Kranken gebracht, die Schlacht bei Busaco einen Verlust von fünfthalbtausend Todten und Verwundeten. Mithin war das Heer kaum noch 45,000 Mann stark, und von diesen 3000 als Besatzung in Coimbra zu lassen, würde die Franzosen in den Fall gesetzt haben, eine neue Schlacht durch Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte gegen Wellington zu verlieren, dessen Heer immer mehr anwuchs, je näher er nach Lissabon kam.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Coimbra brach Massena gegen Lissabon auf. Einen Theil der Dragoner unter Treilhard als Nachhut verwendend hatte er die übrigen mit der gesammten leichten Reiterei und mit leichtem Fußvolk unter Montbrun vorausgeschickt, um den Engländern auf der Verse zu folgen, und nicht Zeit zu lassen, Alles zu zerstören. So fielen die in Condeixa von den Engländern gesammelten Vorräthe den Franzosen in die Hände; aber Junot, obwohl bereits wegen seiner Nachlässigkeit in Coimbra getadelt, zog sich hier einen neuen Verweis zu, indem er jene Vorräthe seinen Soldaten zur Verschleuderung überließ. Von Condeixa folgte Massena den Engländern nach Pombal.

Von Pombal aus führen drei Wege nach Lissabon; einer links über Anhöhen nach Thomar und von da an den Tejo, ein anderer in der Mitte über Leyria, Mo=

liano, Candieros, Alcoentre und Alenquer, ein dritter längs der Küste über Alcobaça, Obidos und Torres Vedras. Von Pombal aus entsandte Wellington den General Hill, mit Allem, was schwer fortzubringen war, über Thomar, ihm anempfehlend, daß er, unterwegs Alles zerstörend, so schnell wie möglich den Tajo zu erreichen suchte, dort sein schwerstes Zeug einschiffte und ja keine Fahrzeuge zurückließe, die den Franzosen zur Ueberbrückung des Flusses dienen könnten. Mit seinen beßten Truppen schlug er die beiden andern Wege ein, indem er die Divisionen Spencer und Leith über Leyria gehen ließ, die Divisionen Cole und Picton am Meere hin.

Ungewiß, auf welchem Wege die Hauptmacht der Engländer sei, wählte Massena den über Leyria als den kürzesten. Montbrun und Sainte-Croix, stets dicht hinter dem Feinde her, erreichten Leyria am 6. October, ohne jedoch die Vorräthe in dieser Stadt retten zu können. Das Heer traf am 7. dort ein. Am 8. überstieg Sainte-Croix die Höhen, welche die Abdachung nach dem Tejo bilden, und nahm den Engländern einige Fässer Zwiebak und Pulver weg, am 9. kam er nach Alenquer, wo er dem Feind einen Verlust von hundert Gefangenen und eben so viel Verwundeten oder Todten beibrachte. Von Alenquer aus schickte er eine Streifschaar den Tejo hinauf nach Santarem, durch diese erfuhr er, daß Hill zwei Tage zuvor von Santarem abgezogen sei und alles zerstört zurückgelassen habe. Am 10. rückte der Vortrab der Franzosen in Villanova ein, wo sich Vorräthe aller Art fanden, und verfolgte den Nachtrab Hills und Crawfurds bis an den Fuß

der Höhen von Alhandra, wo er hinter starken Schanzen verschwand.

Am 11. October kam Massena mit dem Heere nach und nahm Stellung vor Alhandra und Sobral im Angesichte der Schanzen, welche das englische Heer den Tag zuvor besetzt hatte. Wohin man sah, zeigten sich verschanze Anhöhen, sowohl nach dem Tejo zu, wie auf der andern Seite nach dem Meer hin. Unterwegs hatte man wohl gehört, daß die Engländer Vertheidigungswerke vor Lissabon aufgeführt hätten, aber man dachte nicht, daß sie stark genug seien, um das Heer lange aufhalten zu können. Die wenigen Einwohner, welche man vor Alhandra, Sobral und Torres Vedras befragen konnte, sprachen von einer ersten Reihe Schanzen, die mit mehreren hundert Stück Geschütz besetzt seien, dann von einer zweiten noch stärkeren dahinter, und dann von einer dritten auf engem Raume, die einen Einschiffungshafen deckte. Für das französische Heer, welches gehofft hatte, die Engländer endlich einmal im offenen Felde zu erreichen, war dies eine unangenehme Ueberraschung; aber im Vertrauen auf sich selber, auf die erwartete Verstärkung und auf Massena meinten die Soldaten: Wir wollen doch mit den hinter ihren Schanzen verkrochenen Engländern fertig werden, wie wir es auch bei Busaco geworden sein würden, wenn der Angriff erneuert worden wäre.

Es war etwa ein Jahr her, daß Wellington, wie bereits erwähnt, Bedacht genommen hatte, sich an einem Endpunkte der Halbinsel eine verschanzte Stellung zu schaffen, in welcher er den angehäuften Streitkräften der Franzosen widerstehen und das Sinken der Macht Napoleons abwarten könnte. Zu diesem Zwecke hatte

er das Vorgebirg der Estrella zwischen dem atlantischen Meer und der Strohsee (d. h. der weiten Tejomündung) am beßten geeignet gefunden. Da der zu den Schanzenlinien, die das Vorgebirg abschließen sollten, geeignete Raum sich einige Wegstunden von Lissabon entfernt fand, und da die Wege zur Verbindung der Linien nicht durch Lissabon selber führten, so konnte er hoffen, dort unabhängig zu sein von der wankelmüthigen Bevölkerung der großen Hauptstadt, die selten dasselbe wollte, wie er. Gewöhnt an das englische Verfassungswesen und es liebend, obwohl es ihm manche Unannehmlichkeit verursachte, haßte er die Volksbewegungen, in denen die Freiheit sich auf dem Festland zu erzeugen begann. Sein Ziel klar erkennend und rücksichtslos dasselbe erstrebend, trug er kein Bedenken, den Völkern, deren Unabhängigkeit er vertheidigte, die schwersten Opfer zuzumuthen, und war nicht gemeint, sich heute zu einer Schlacht nöthigen zu lassen von einer Menge, welche der Widerwärtigkeiten einer Belagerung überdrüssig war und morgen vielleicht sich an der Einschiffung gehindert zu sehen, wenn diese allein sein Heer noch retten konnte. Eben so wenig wollte er sich mit der Sorge der Ernährung einer städtischen Bevölkerung beladen; es war ihm genug, für den Unterhalt des englischen und portugiesischen Heeres zu sorgen und für den der Bauern, die, zahlreicher, als sein gesammtes Heer, ihm dienten, Berge ab- und aufzutragen. Anstatt diese Bauern, deren Felder und Hütten er verwüstet hatte, in den Gassen Lissabons dem Hunger, der Seuche und der Neigung zur Empörung auszusetzen, gab er ihnen Arbeit und Erwerb bei Errichtung seiner Vertheidigungswerke. Diese be-

fanden sich bei der Ankunft Massenas in folgendem Stand.

Eine erste Reihe von Werken dehnte sich etwa zehn Stunden oberhalb Lissabon und zwölf Stunden oberhalb der äußersten Landspitze zwischen Alhandra am Tejo und Torres Vedras in der Nähe der See aus. Vom Tejo an bis nach Sobral hin bildeten die steilen Höhen von Alhandra in einer Ausdehnung von fünfthalb Stunden ein natürliches Festungswerk, vor dem das Flüßchen Arruda die Stelle eines Grabens vertrat. Der Weg nach Lissabon zwischen diesen Höhen und dem Tejo war durch Verrammelungen, auf denen Geschütz stand, abgeschnitten. Wo die Hügel zwischen Alhandra und Sobral zugänglicher waren, hatten menschliche Hände sie steiler gemacht. Die Einsenkungen zwischen den Hügeln waren theils durch Schanzen, theils durch Verhaue gesperrt. Auf den bedeutenderen Gipfeln waren Steinschanzen erbaut, die mit schwerem Geschütz sich gegenseitig deckten und weithin die Zugänge bestrichen, auf denen der Feind sich nähern konnte. Bei Sobral, dem Mittelpunkt der beiden Abdachungen nach dem Tejo und nach dem Meer, war eine leichter zugängliche Hochfläche. Hier waren die stärksten Werke angelegt und auf dem hervorragendsten Punkt, Monte Agraça, eine Burg, die nur durch eine regelmäßige Belagerung einzunehmen gewesen wäre. Von Sobral aus zieht sich eine ganz ähnliche Reihe von Höhen hinter Torres Vedras nach dem Meere, wie die von Sobral nach dem Tejo, und war ganz in derselben Weise wie diese unzugänglich gemacht, nur mit dem Unterschied, daß in dem hier als Graben dienenden

Flüßchen Zizambro Stauungen angebracht waren, welche die Ufer in Sümpfe verwandelten.

Die Festungswerke waren zum Theil an der Kehle offen, meist aber geschlossen. Alle hatten Gräben mit trocken ausgemauerten Böschungen und hölzerne Vorrathshäuser. Kleinere waren mit sechs Stück Geschütz bewaffnet, die größten mit fünfzig, theils Sechs- und Achtpfündern, theils Sechzehn- und Vierundzwanzigpfündern. Alle Stücke lagen auf Festungslaffeten, so daß sie im Fall der Einnahme nicht sofort vom Feind benutzt werden konnten. Das reiche Zeughaus von Lissabon war ausgeleert, um dies Geschütz zu liefern, und alle Ochsen der Umgegend waren angespannt worden, um sie herbeizuführen. Die Besatzungen, in den größten tausend Mann stark, waren stündig. Vortreffliche Wege zwischen den verschiedenen Werken machten es leicht, in größter Schnelle erforderliche Hülfe zu bringen. Durch Anwendung der auf der See gebräuchlichen Zeichen konnte in wenig Minuten nach der Mitte der Linie gemeldet werden, was auf einem Ende vorging. Bei Sobral, an der zugänglichsten Stelle, war der Boden zu einem Schlachtfeld geeignet, auf welchem das englische Heer, unterstützt von dem Feuer der umliegenden Werke, den Kampf annehmen konnte. Für dies Heer und den bestgeschulten Theil der Portugiesen waren Lager an den verschiedenen denkbaren Angriffspunkten bereitet; die weniger zum Felddienst tauglichen Portugiesen lagen mit 3000 wohlgeübten portugiesischen Kanonieren in den Festungswerken. In den Lagern war für gutes Obdach und gehörige Nahrung gesorgt und für eine zweckmäßige Abwechslung von Ruhe und Kriegsübung.

Diese erste Linie war in folgender Weise besetzt. Hill, der von Santarem den Tejo herab gekommen war, hatte seine Stellung hinter den Höhen bei Alhandra genommen, Crawfurd zwischen Alhandra und der Hochfläche bei Sobral, Picton hinter dem Zizambro bis nach Torres Vedras. Leith stand an dem Eingang bei Sobral und hatte zum Rückhalt die Divisionen Spencer, Cambell und Cole. Die Gesammtheit der Vertheidiger dieser Linie bestand aus beiläufig 70,000 Mann Linientruppen, denn zu den 30,000 Engländern und über 30,000 Portugiesen waren noch 8000 Spanier gekommen, die Romana, Badajoz einstweilen preisgebend, herbeigeführt hatte. Außerdem war noch eine ziemliche Anzahl Landwehr bei der Hand, und die Tausende von Bauern arbeiteten noch immer an neuen Werken.

Die zweite Linie befand sich etwa vier Stunden rückwärts. Sie war sieben bis acht Stunden lang, begriff in sich die Hochpunkte von Mafra und Montachique und war bloß durch das Thal von Buccellas zugänglich, welches zu einem wahren Mordloch hergerichtet war. An der Spitze der Halbinsel endlich war ein mit Geschütz besetzter Halbkreis steiler Berge, der eine Bucht mit sicherem Ankerplatz umschloß. Diese letzte Zuflucht ließ sich, nach dem Verlust der vorderen Linien noch mehrere Tage behaupten, bis die Truppen eingeschifft waren.

Als Wellington im October 1810 in die riesenhaften Vertheidigungslinien einrückte, waren dieselben noch nicht ganz vollendet, obwohl so viele Tausende von Menschen, geleitet von englischen Kriegsbaumeistern und in Ordnung gehalten von zwei portugiesischen Re=

gimentern, seit einem Jahre daran arbeiteten. Sie wurden es erst einige Monate später und zählten dann 152 Schanzen und an 700 aufgepflanzte Geschützstücke. Es hatten fünfzigtausend Oelbäume abgehauen werden müssen, die nebst den Reben den Hauptreichthum des Landes bilden, und die Eigenthümer derselben waren gering entschädigt worden, während die schanzenden Bauern ziemlich guten Lohn erhielten. Ueberhaupt hätten die erobernden Franzosen nicht ärger mit dem Lande umgehen können als die schützenden Engländer, und die Unabhängigkeit Portugals war unter Wellington nicht größer als unter Napoleon.

Die Linien von Torres Vedras befanden sich, wie gesagt, auf dem rechten Ufer des Tejo. Auf dem linken waren auch einige Vertheidigungswerke errichtet, aber von geringer Bedeutung. Die portugiesische Regentschaft hatte den englischen Feldherrn dringend gebeten, dort mehr zu thun, denn bei Lissabon verengert sich der breite Strom und bildet die malerische Einfahrt mit der Aussicht auf die vielen herrlichen Paläste, von der die Reisebeschreiber mit Entzücken berichten. Vom linken Ufer aus ließ sich Lissabon beschießen, die Kirche und der Palast von Belem, der Palast Queluz und die Hauptstadt in Trümmerhaufen verwandeln. Aber das war für Wellington von geringer Bedeutung im Vergleich mit der Behauptung des Vorgebirgs, auf dem er die Macht Napoleons im Schach halten und die Völker Europas zu einem allgemeinen Aufstand auffordern konnte. Er wollte um keinen Preis seine Kräfte auf dem rechten Ufer schwächen, um das linke zu vertheidigen. Auch den Vorschlag zu einem verschanzten Lager zwischen Aldea, Gallego und Setubal verwarf

er, obwohl dasselbe dem Landsturm von Alemtejo zur Vertheidigung überlassen werden sollte. Ueberzeugt, daß ein solches Lager einem Angriff der Franzosen nicht widerstehen würde, fürchtete er auch als Folge der Wegnahme desselben Entmuthigung unter den Vertheidigern der Linien von Torres Vedras. Er sagte, die Franzosen in Andalusien seien nicht stark genug zu einem Einfall in Alemtejo, und wenn sie einen solchen versuchten, so würden sie nach Abrantes kommen, um sich an Massena vor Torres Vedras anzuschließen. Lissabon habe also von jener Seite aus nichts ernstliches zu befürchten, und sollten wirklich einige Kugeln hinein geschossen werden, so könne er das nicht ändern, denn er habe genug zu thun mit Vertheidigung des rechten Ufers, von welcher die Rettung Portugals und Europas abhange. — Um jedoch den Schreiern in Lissabon das Maul zu stopfen, hatte er auf den Höhen von Almada, Lissabon gegenüber, einige Schanzen errichtet, überzeugt, daß sie im ersten Anlauf genommen werden würden. In seinen Augen war eine Schanze in den Linien von Torres Vedras mehr werth als alle Paläste Lissabons, und als Kriegsmann hatte er Recht.

In dem Augenblick, wo Wellington seine Stellung hinter den Linien von Torres Vedras nahm, wurde er von seiner Regierung befragt, ob er in dieser Stellung so vollkommen sicher sei, daß die Transportflotte zurückgerufen werden könnte, deren Unterhaltung 75 Millionen Franken jährlich kostete. Er antwortete: er halte sich hier vollkommen sicher und würde sich nicht verloren glauben, wenn man die Flotte zurückzöge; aber eine solche Maßregel der Sparsamkeit widerspreche allen Regeln der Vorsicht, denn die Fran=

zosen könnten aus Altcastilien und aus Andalusien Verstärkung erhalten; jedenfalls würde auf einen aus Paris erhaltenen Befehl Massena angreifen, und einem solchen Feldherrn und solchen Streitern gegenüber lasse sich mit allen Wahrscheinlichkeiten nicht für den Ausgang bürgen; man möge ihm also die Transportflotte, so kostspielig sie auch sei, ferner lassen, obwohl er hoffe, ihrer nicht zu bedürfen, denn vermuthlich würde Massena aus Castilien wenig und aus Andalusien gar keine Hülfe erhalten.

Am 12. October war Junot mit dem 8. Corps auf der Hochfläche von Sobral angekommen; am 13. ließ Massena durch dies Corps das Dorf angreifen, um die Lage und die Absichten des Feindes zu prüfen. Die Engländer vertheidigten Sobral mit Nachdruck, aber bloß um der Ehre ihrer Waffen willen, denn es lag außer dem Kreis der Verschanzungen, die sie zu behaupten hatten. Sie räumten endlich das Dorf nach einem Bajonnetangriff Junots, nachdem sie den Franzosen 200 Mann getödtet und eben so viel verloren hatten. Als Massena von Sobral aus weiter vordringen wollte, ließ ihn ein heftiges Feuer aus verschiedenen Steinschanzen die Linie der feindlichen Werke erkennen und zugleich ihre Stärke und ihren Zusammenhang.

Massena ließ einstweilen Junot Stellung in Sobral und auf den umliegenden Abhängen, den Vorposten der Engländer gegenüber, nehmen, Reynier zu Villanova in der Nähe des Tejo, Ney weiter rückwärts zu Alenquer. Da das portugiesische Estremadura, in welchem Lissabon liegt, ein gesegnetes Land ist, in welchem die Engländer auf ihrem eiligen Rückzug nicht viel hatten

zerstören können, so hatte das Heer für mehrere Wochen zu leben, und Massena konnte sich Zeit nehmen, in einer beobachtenden Stellung zu überlegen, bevor er einen Entschluß faßte. Er nahm die Stellung der Engländer auf beiden Abdachungen mehrere Tage hindurch selber in Augenschein. Als er am 16. October hinter einer niedrigen Gartenmauer eine englische Batterie durch sein Fernrohr betrachtete, wurde er von den englischen Officieren gegenüber deutlich erkannt. Diese hätten aus allen ihren Stücken feuern und ihn sammt seinem Stab zusammenschießen können; sie begnügten sich aber, nur einen Schuß abzufeuern, so wohlgezielt, daß die Mauer, auf der das Fernrohr ruhte, zusammenstürzte. Massena verstand die freundliche Warnung, grüßte die Batterie, stieg zu Pferd und ritt aus dem Bereich derselben. Nach dem, was er gesehen hatte, konnte er an der Tüchtigkeit der Werke nicht zweifeln. Sowohl Bauern der Umgegend wie Leute, die auf Begehren der beim französischen Heer befindlichen portugiesischen Officiere aus Lissabon kamen, versicherten einstimmig, daß hinter dieser ersten Linie eine zweite und weiterhin eine dritte sei, alle zusammen bewaffnet mit 700 Stück Geschütz, besetzt mit 70,000 Mann Linientruppen und außerdem mit Landwehr und geflüchteten Bauern. Hier war also nicht ein gewöhnliches verschanztes Lager, welches in einem Sturm genommen werden konnte, sondern vielmehr eine Reihe natürlicher Hindernisse, deren Schwierigkeit durch Kunst bedeutend gesteigert war, unter einander verbunden durch Festungswerke, meist mit geschlossener Kehle, die sich nicht mit einem kräftigen Anlauf nehmen und eben so wenig überrumpeln ließen. Während die Engländer mit Hülfe

ihrer Zeichen auf ihren gebahnten Wegen ihre Truppen binnen wenigen Stunden von der einen Abdachung auf die andere ziehen und ihre ganze Macht auf einem angegriffenen Punkt vereinigen konnten, waren die Franzosen außer Stand, Aehnliches zum Zweck eines Angriffs zu thun. In der Gegend, wo Junot stand, erhebt sich die Wasserscheide zu einem ansehnlichen unwegsamen Berg, dem Monte Junto, der ihnen nicht verstattete, sich zu einem plötzlichen Angriff rasch auf die andere Abdachung zu ziehen, nachdem sie auf der einen zum Schein mit einem Angriff gedroht hatten. So konnten sie sicher sein, auf jeder Stelle, wo sie ihre Streitkräfte entfalteten, 70,000 Feinde sich gegenüber zu finden.

Alles wohl erwogen, schien die Stellung unangreifbar, wenigstens für den Augenblick. Der Sinnesart und Lage Massenas hätte nichts besser entsprochen als ein verwegener Versuch, dessen Gelingen dem Kriege ein Ende gemacht haben würde. Aber seine reife Einsicht ließ ihn nicht verkennen, daß die Aussicht auf Gelingen viel zu gering sei, als daß er ihn wagen durfte, und daß Mißlingen unfehlbares Verderben sei. Mit den geheilten Verwundeten und mit den genesenen Kranken zählte er höchstens 45,000 Mann unterm Gewehr, freilich treffliche Truppen, die im freien Feld es getrost mit ihren 70,000 Gegnern hätten aufnehmen können, die aber nichts gegen diese vermochten, wenn dieselben sich in einer solchen Vertheidigungsstellung befanden. Zur Wegnahme dieser Linien wären 90 bis 100,000 Mann erforderlich gewesen, davon 20,000 auf dem linken Ufer, 70—80,000 auf dem rechten, so daß die Engländer, Portugiesen und Spanier nicht nur auf

beiden Ufern, sondern auch auf beiden Abdachungen des rechten Ufers hätten angegriffen und durch die Gleichzeitigkeit dieser Angriffe verwirrt oder wenigstens zur Theilung ihrer Kräfte hätten genöthigt werden können, daß die Franzosen stark genug gewesen wären, die Hauptwerke durch regelmäßige Belagerung, die kleineren mit Sturm zu nehmen und im Fall eines mißlungenen Versuchs, in die Linien einzubrechen, nicht einen Gegenangriff am folgenden Tag hätten zu fürchten brauchen. Hätte Massena mit seinen 45,000 Mann die Linien angreifen und etwa 10,000 Mann bei dem Versuche opfern wollen, welchen Rückzug hätte er dann im Falle des wahrscheinlichen Mißlingens vor einem durch den Sieg ermuthigten Feind durch eine ergrimmte Bevölkerung und durch ein verwüstetes Land machen können, in welchem er keinen Tag der Rast, keinen Bissen Brod zu finden hoffen durfte? Wie viel Mann würde er wohl nach Almeida zurückgebracht haben? Pulver und Kugeln hatte er, um eine Schlacht zu liefern, aber nicht für zwei, und wenn er sich vor den Linien verschossen hatte, wäre ihm schwerlich genug übrig geblieben, um sich auf seinem Rückzug des Feindes zu erwehren.

Es stand somit außer Frage, daß Massena auf den sofortigen Angriff der Linien verzichten mußte. Damit war aber nicht gesagt, daß er sofort den Rückzug antreten mußte. Indem er die Engländer eingeschlossen hielt, hielt er sie und ihre Regierung in steter Besorgniß, und wurde die Einschließung lange fortgesetzt, so mußten sie ihre Vorräthe aufzehren, und in Lissabon mußte Theuerung entstehen. Stieg die Theuerung zur Hungersnoth, so mußte Wellington gefaßt

sein, daß die Lissaboner die Franzosen vom linken Ufer aus in ihre Stadt einließen, und dann fielen seine Linien von selber. Um aber dies zu erreichen, mußten die Franzosen die Einschließung lange genug fortsetzen und zugleich sich selber Vorräthe verschaffen, während sie den Gegnern die Zufuhr von der Landseite abschnitten und sie auf die ungenügende und unerschwingliche zur See beschränkten. Sie mußten also auch das linke Ufer des Tejo in ihre Gewalt bringen und den Fruchtreichthum von Alemtejo sich aneignen und dem Feinde entziehen. Hierzu war erforderlich, daß ein Theil des Heeres von Andalusien Badajoz nahm und in Alemtejo gegen Lissabon vorrückte. Massena mußte also zunächst sich zwischen Alhandra, Santarem und Abrantes festsetzen, hier den Unterhalt seines Heeres sichern, eine Brücke über den Fluß schlagen, um auch auf dem linken Ufer Bewegungen machen zu können, und von dem Kaiser Verstärkungen aus Castilien und den Zuzug aus Andalusien begehren. Nach dem Eintreffen der Verstärkungen konnte er dann einen wüthenden Angriff auf die Linien versuchen, wenn die Einschließung sie nicht zum Fall gebracht hatte.

Fünfhundert Stunden von Paris, hundert von Salamanca entfernt, war Massena in dem feindlichen Lande so von aller Verbindung abgeschnitten, daß er seit seinem Abmarsch von Almeida nicht ein einziges Schreiben empfangen hatte. In dieser Vereinzelung, in der Ungewißheit der Beschaffung von Lebensmitteln, aufgehalten durch ein fast unübersteigliches Hinderniß, welches den Feind vor seinem Angriff sicher stellte und in den Stand setzte, jeden Augenblick ihn mit überlegener Macht zu überfallen, verlor Massena seine be=

sonnene Haltung nicht und flößte die eigne Entschlossenheit seinen Truppen ein. Unbeirrt durch die Meinung seiner Unterbefehlshaber, daß der Rückzug eine Nothwendigkeit sei, suchte er sein Heer mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß geduldiges Ausharren und Abwarten der Verstärkungen das Beßte sei, da es die Möglichkeit gebe, die unbezwinglich scheinenden Linien durch einen herzhaften Angriff zu nehmen.

Vor allen Dingen ließ Massena sich angelegen sein, einem etwaigen Angriff der Engländer zu begegnen. Da Ney bereits die Abhänge von Aveyras hinter Sobral besetzt hatte, schrieb er dem 8. Corps unter Junot den Rückzug auf jene Abhänge vor, falls die Engländer mit überlegener Macht gegen es vorgehen sollten. Auf denselben Punkt konnte Reyniers Corps in kurzer Zeit gezogen werden, so daß binnen wenigen Stunden das ganze Heer vereinigt war, um dem vordringenden Feind die Spitze zu bieten. Seine zweite Sorge war Beschaffung von Lebensmitteln. Unter den von den Franzosen besetzten Städten am Tejo war Santarem die bedeutendste. Sie hatten diese Stadt verlassen und halb verwüstet angetroffen, und ihre hungrigen Soldaten hatten das Verheerungswerk fortgesetzt. Um diesem ein Ende zu machen, schickte Massena den Obersten der Heerverwaltung und den Artilleriegeneral Eblé nach Santarem. Nach näherer Untersuchung fanden sich in der Stadt noch ziemliche Vorräthe, manche auch in den umliegenden Dörfern, so daß bei sorgfältiger Sammlung und geordneter Vertheilung das Heer eine Zeitlang damit unterhalten werden konnte. Es wurde daselbst ein Krankenhaus für 2—3000 Mann eingerichtet und mit dem nöthi-

gen Geräthe versehen. Außer Korn und Mehl fanden sich auch Speck, gesalzene Fische, Oel, Hülsenfrüchte, Zucker, Kaffee, Rum und treffliche Weine. Aus den Dörfern wurde ein wenig Waizen und viel Welschkorn, von den Auen im Tejo viel Schlachtvieh zusammengebracht. Die verwüsteten Mühlen ließ Eblé durch die vielen gelernten Handwerker, die sich unter den Kanonieren fanden, wieder in Stand setzen, so daß bald das gefundene Korn gemahlen werden konnte. Dann wurden regelmäßige Vertheilungen vorgenommen und wurde die Bildung von Vorräthen aus dem Ueberschuß des täglichen Bedarfs anbefohlen. Oberhalb Santarem erstreckte sich die reiche Ebene von Golgao nach Abrantes und dem Fluß Zezere hin, durch welche das Corps Neys gekommen war mit der Nachricht, daß da noch viel zu holen sei. Massena konnte sich also vorläufig wegen des Unterhaltes seiner Truppen beruhigen. Obwohl diesen das ungewohnte Maisbrod schlecht mundete, so fanden sie doch bei dem Ueberfluß an Fleisch, gesalzenen Fischen, Wein, Branntwein, Zucker und Kaffee das Leben ganz erträglich. Auch zur Ausbesserung ihrer abgerissenen Schuhe fand sich Leder in Santarem. Da in den Städtchen und Dörfern am rechten Ufer des Tejo kaum ein paar hundert Einwohner zurückgeblieben waren, so kam das von den Entflohenen Zurückgelassene den Franzosen zu gut. Uebrigens konnte Massena den Gedanken, die Lebensbedürfnisse der Oberverwaltung des Heeres in die Hände zu geben, nicht durchführen. Fehlte es einen Augenblick irgendwo, so erhob sich ein lautes Geschrei über diese Verwaltung. Der ewigen Beschwerden müde, überließ Massena dem Befehlshaber oder Generalquartiermeister

eines jeden Corps die Beschaffung und Vertheilung des für die Seinen Erforderlichen.

Theils um den Lissabonern die Zufuhr aus Alemtejo abzuschneiden und die Hülfsquellen dieser Landschaft für sein Heer zu benutzen, theils um mit dem Heer in Andalusien in Verbindung treten zu können, zunächst aber um sich der wichtigen Stadt Abrantes zu bemächtigen mußte Massena Schiffbrücken haben. In Santarem hatte man nur noch zwei Kähne gefunden, es waren aber deren 120 erforderlich, nämlich hundert zu einer Brücke über den Tejo und zwanzig zu einer über den Zezere, um nach Punhete und Abrantes und über Castel Branco in nähere Verbindung mit Spanien zu kommen. Die Brücke über den Tejo mußte auf eine bedeutende Länge berechnet werden, weil dieser Fluß, gleich der Loire in Frankreich und allen nicht aus Schneegebirgen kommenden Gewässern, je nachdem regnerisches oder trocknes Wetter ist, um mehrere Schuh bald steigt bald fällt. Von einer Insel bei Chamusca gedachte Montbrun 25 große Kähne zu holen, aber sein Vorhaben ward vereitelt. Also blieb nichts übrig als Brückenschiffe zu bauen. Dies Geschäft übernahm der eifrige General Eblé. In Santarem fanden sich Schmieden, in den verwüsteten Häusern Eisen und Holz. Aber es fehlte an Handwerkszeug, so daß Eblé erst von den dazu befähigten Leuten unter den Kanonieren Aexte, Sägen und Hämmer schmieden lassen mußte. Dann ließ er Häuser niederreißen, um Holz zu gewinnen. Da aber dies Holz nicht zu Bohlen taugte, so mußte er sich nach Bäumen umsehen. Ein hübscher Wald in der Nähe von Santarem bot eine Auswahl. Es wurden die passenden

gefällt und mit den Protzwagen der Geschütze, auf die das dicke Ende befestigt ward, nach der Stadt geschleift. Als es aber ans Schneiden und Zurichten ging, hielt es schwer die Arbeiter zusammenzubringen. Die gelernten Zimmerleute, Schiffbauer u. dgl. in den Regimentern, welche auf Befehl auf dem Bauhof arbeiteten, ließen sich die Arbeit wenig angelegen sein, oder stahlen sich weg, oder blieben aus. Denn wenn sie sich für das ganze Heer müde gearbeitet hatten, mußten sie sich mit der geringen Kost, die geliefert ward, begnügen, während die Anderen mit dem Ertrag ihrer Streifereien sich leckere Mahlzeiten bereiteten. Um sie zum Fleiß zu bewegen, mußte man sie bezahlen, und da die Kriegskasse leer war, so steuerten die Generale, Stabsofficiere und Heerbeamten 20—25,000 Franken als Vorschuß an die Kriegskasse zusammen. Auf diese Weise kam die Arbeit in Gang.

Ohne die Vollendung der Schiffbrücke abzuwarten, versuchten es Loison und Montbrun mit einer Bockbrücke über den Zezere. Nachdem sie sich auf dem andern Ufer festgesetzt hatten, gaben sie ihrer Brücke, die in Gefahr schwebte, fortgerissen zu werden, die nöthige Festigkeit und bemächtigten sich des großen Dorfes Punhete, wo sich Vorräthe fanden. Da der Tejo oberhalb der Mündung des Zezere bei weitem nicht so breit ist als bei Santarem, so wurde beschlossen den Bauhof von Santarem nach Punhete zu verlegen und die bereits fertigen Kähne aufwärts zu rudern. Von Punhete aus streifte Montbrun nach Abrantes hin. Er fand diese Stadt stark verschanzt und von englisch-portugiesischen Truppen besetzt, so daß sie nur durch einen regelmäßigen Angriff mit schwerem

Geschütz genommen werden konnte. Und auch der Erfolg eines solchen Angriffs blieb zweifelhaft, so lange Wellington auf dem linken Ufer Hülfe bringen konnte. Er mußte also verschoben werden, bis es möglich war auf beiden Seiten des Tejo Streitkräfte zu entfalten.

Nachdem Massena sich überzeugt hatte, daß es möglich sei, am Tejo eine feste Stellung zu nehmen, sein Heer zu erhalten und den Fluß zu überschreiten, bis er die weiteren Entschließungen Napoleons erführe, hielt er für passend, seine Truppen mehr flußaufwärts zu ziehen. Indem Junot bei Sobral stand und Montbrun nach Abrantes streifte, war das französische Heer zu weit ausgedehnt. Was sich in der Nähe der Linien gefunden hatte, war aufgezehrt, es war also rathsam etliche Meilen weit zurückzugehen und Stellung zwischen Santarem und Thomar zu nehmen. Selbst Leiria mußte mit einer Abtheilung besetzt werden, und die Heerstraße nach Coimbra zu sichern besonders gegen portugiesische und spanische Freischaaren die bereits Coimbra besetzt und die dortigen Verwundeten zu Gefangenen gemacht hatten. So lange sich Massena zwischen Santarem und Thomar behauptete, blieb Wellington immer noch in der kleinen Halbinsel eingeschlossen. Die täglichen kleinen Gefechte bei Sobral gewöhnten zwar die Truppen Junots ans Feuer, ermüdeten aber ohne Nutzen die erprobten Mannschaften Neys und Reyniers, welche eine ordentliche Schlacht vorgezogen hätten. So lange Junot bei Sobral stand, konnte jedes Ausrücken der Engländer aus ihren Linien als Anzeichen einer bevorstehenden Feldschlacht gelten, waren aber die Franzosen weiter von den Linien entfernt, dann mußten die Engländer ihre Absicht unzweideutig offenbaren, wenn die-

selbe auf eine Feldschlacht ging; den bloßen Beunruhigungen war ein Ende gemacht, und Ueberrumpelungen waren nicht weiter zu fürchten. Die Stellung bei Santarem und Thomar machte auch eher einen erfolgreichen Angriff auf Abrantes möglich, dessen Wegnahme für jetzt das Bedeutendste war, was sich ausrichten ließ.

Diese Rückwärtsbewegung führte Massena am 14. November aus, nachdem er schon vorher das Corps Neys in die Gegend von Thomar verlegt hatte. Damit Junot seinen Rückzug ungestört antreten könnte, ließ Massena aussprengen, er beabsichtige einen Angriff auf die Linien. Während die Engländer sich auf einen solchen gefaßt machten, schickten Reynier und Junot ihren Troß nach Santarem zu ab. Bei Einbruch der Nacht brach Junot in aller Eile auf, während Reyniers Truppen unterm Gewehr standen. Am folgenden Morgen befand sich Junot in Sicherheit, und Reynier, der gebahnten Weg hatte, begann seinerseits den Aufbruch. Die Engländer bemerkten erst spät den Abzug des Feindes und brachen dann mit einem Theil ihrer Truppen zur Verfolgung auf. Bei Santarem erreichten sie das Corps Reyniers und drängten es von hinten, während zwei ihrer Regimenter es zu umgehen suchten. Der Schrecken in Santarem war so groß, daß die Kranken und Verwundeten im dortigen Spital zu flüchten anfingen, und mehrere auf den Gassen starben. Auf Reyniers dringende Bitte schickte Massena endlich Hülfe, und die Engländer zogen sich zurück, wobei die zwei seitwärts geschickten Regimenter in Gefahr kamen abgeschnitten zu werden.

Reynier nahm seine Stellung auf den Höhen von Santarem, durch Sümpfe, durch Verhaue und durch

den Fluß Rio Mayor gedeckt. Ihm zur Rechten war eine Brigade Junots in der Gegend von Tremes bis Alcanhede vertheilt. Junot lag zu Torres Novas in der Mitte der fruchtbaren Ebene Golgao, von der ein Theil an Reynier zu seinem Unterhalt überlassen ward. Ney lag mit zwei Divisionen in und um Thomar, eine dritte unter Loison befand sich in Punhete am Zezere, eine Brigade mit der Reiterei zu Leiria. In dieser sicheren Stellung gedachte Massena die Verstärkungen abzuwarten, den Uebergang über den Tejo vorzubereiten und Anstalten zur Einnahme von Abrantes zu treffen. Neys Meinung war, das ganze Heer sollte zwischen Leiria und Coimbra zusammengezogen werden, aber Massena ging nicht darauf ein, weil er noch nicht den Rückzug antreten wollte, der übrigens durch den Posten zu Leirira genügend offen gehalten wurde. Während er seine Truppen mit Vorbereitungen zur Ueberbrückung des Tejo und zur Eroberung von Abrantes beschäftigte, schickte er einen verständigen und tapferen Officier unter dem erforderlichen Geleit nach Paris ab, den General Foy, der seit der Schlacht bei Zürich unter ihm diente und die Gabe besaß, seine Gedanken gut auszudrücken. Foy war beauftragt, die Schreiben Massenas dem Kaiser mündlich zu erläutern und den ganzen Feldzug zu erzählen. In diesen Schreiben verlangte Massena baldige Zusendung von Verstärkungen, Schießbedarf und Lebensmitteln, und verhieß schnelle Beendigung des Kriegs mit den Engländern, wenn das Verlangte bei Zeit einträfe. Für den Fall des Ausbleibens stellte er großes Unglück in Aussicht. Seine Lage schilderte er so. Hätte er bloß ein spanisches Heer vor sich, so brauchte er sich nicht zu beun=

ruhigen. Aber gegenüber einem englischen Heere unter einem geschickten Feldherrn, weit vom Stützpunkt seiner Bewegungen entfernt, genöthigt, während des Winters vom Plündern zu leben, gelagert neben einem Fluß, von dem er nur ein Ufer inne habe, der Feind aber zugleich das andere, an Mannschaft um ein Drittel schwächer als der Feind, mit Schießbedarf bloß für eine Schlacht versehen, umschwärmt von Freischaaren, die keinen Boten durchließen, habe er im beßten Fall die Aussicht, sich, ohne sein Ziel erreicht zu haben, zurückzuziehen, sei aber jeden Augenblick einer Niederlage ausgesetzt, wenn er sich nicht durch stete Wachsamkeit, Festigkeit und richtige Wahl seiner Stellungen unangreifbar mache.

Die beiden großen Kriegsmänner, welche am Ende Portugals einander gegenüber standen, konnten nicht wohl anders handeln, als sie damals thaten. Wellington konnte das einzige Stück von Spanien, welches ihm geblieben war, nicht besser vertheidigen, als er that, und Massena konnte keine besseren Vorkehrungen treffen, ihn daraus zu verdrängen. Von dem Vorgebirg, auf dem Wellington stand, hing das Schicksal der Völker Europas ab. Waren die Engländer einmal aus Portugal vertrieben, so mußte Alles sich zum Frieden neigen; behaupteten sie sich aber, während Massena genöthigt war, den Rückweg einzuschlagen, dann fing das Glück des Kaiserreichs zu sinken an gegenüber dem Glücke Englands. Es war also hier eine Frage von der höchsten Bedeutung zu entscheiden. Aber die Entscheidung hing weniger von den beiden Feldherren ab, als von den Regierungen, die ihnen die Mittel hierzu zu liefern hatten. Wir werden bald sehen, welche Mit-

wirkung dem einen zu Theil ward von seinem in Parteikämpfen begriffenen Vaterland und dem andern von seinem Gebieter, den das Glück verblendet hatte.

Wie ein Mann der viel erlebt hat, Lebensweisheit lernt, so hatte Napoleon sich die Kriegsweisheit angeeignet. Er pflegte zu sagen: Nach einer Schlacht hat jeder sein Theil, und wenn die Feldherrn dies wohl bedächten, so würden sie sich nicht so leicht durch den Schein oder die Wirklichkeit eines erlittenen Nachtheils beunruhigen lassen, vielmehr würden sie durch Beharrlichkeit oft Gelegenheit finden, das Glück wieder auf ihre Seite zu ziehen. Wenn Massena sich in einer bedenklichen Lage befand, so war Wellington eben auch nicht auf Rosen gebettet. Fand der französische Feldherr die Einnahme der Linien von Torres Vedras schwierig, so betrachtete der englische die Behauptung derselben als eine mißliche Aufgabe für den Fall, daß von französischer Seite das durch die Umstände klar vorgeschriebene Verfahren eingehalten würde. Wellington sah sich in zwiefacher Gefahr, einerseits, daß die Franzosen, ihre Streitkräfte gegen ihn vereinigend, ihn überwältigten, andererseits, daß die britische Regierung getheilter Meinung, wie jede Regierung eines freien Landes im Angesicht einer solchen Gefahr sein mußte, ihn ohne die äußerste Noth abriefe oder sonstige Maßregeln nähme, die sein Ausdauern unmöglich machten.

Die Anhäufung französischer Streitkräfte vor Lissabon von Castilien oder von Andalusien aus lag so nahe, daß Wellington blind hätte sein müssen, um sie nicht zu fürchten. Schon war die Rede von dem baldigen Eintreffen der furchtbaren Divisionen unter Drouet, die bei Eßling unter Oudinot gefochten hatten, und

andererseits von dem Erscheinen des 5. Corps unter Mortier, welches schon lange von Sevilla nach Badajoz gerückt war. Die Divisionen Drouets, welche kürzlich in Castilien eingerückt waren, hielt Wellington, der gewöhnlich gut unterrichtet war, für minder zahlreich, als vorgegeben ward, auch meinte er, sie würden im nördlichen Spanien schon zu thun finden und jedenfalls dem Marschall Massena keine Mittel zum Uebergang auf das linke Ufer des Tejo liefern. Beunruhigender war der Gedanke eines Zuzugs aus Andalusien nach Alemtejo, welcher die Franzosen in den Besitz beider Ufer brächte und ihnen möglich machte, die Linien von Torres Vedras mit entsprechender Macht anzugreifen. Darum drängte Wellington die spanische Regentschaft, die Franzosen nach Möglichkeit vor Cadiz zu beschäftigen, alle Brücken über den Guadiana zu zerstören und Elvas, Campo Mayor, Badajoz zu so wichtigen Festungen zu machen, daß die Franzosen nicht wagen durften, sie im Rücken zu lassen und nach Portugal zu ziehen. Und da er an Befolgung dieser Rathschläge zweifelte, wollte er das gesegnete Alemtejo in eine Wüste verwandelt wissen, wie mit der Gegend von Coimbra geschehen war. Aber darauf ging die Regentschaft von Portugal nicht ein, indem sie mit Bitterkeit wiederholte, er thäte besser, die Franzosen mit den Waffen als mit Hunger zu bekämpfen, denn seine Aufgabe sei, Portugal zu befreien, nicht zu veröden.

Wellington ließ sich durch diese ärgerliche Antwort nicht in seinem weisen Entschluß beirren, keine Feldschlacht gegen die Franzosen zu wagen, denn er war sicherer, sie durch Mangel zu Grund zu richten als durch Angriffe. Aber die Durchführung seines Ent-

schlusses kostete große Mühe. In Lissabon herrschte theilweise Mangel und Theuerung. An Waizen und gesalzenen Fischen fehlte es nicht, und doch hatten sie einen hohen Preis, das Fleisch war selten, frisches Gemüse gar nicht zu haben. Um die Armen nicht verhungern zu lassen, mußte man ihnen ihren Taglohn in Lebensmitteln bezahlen, und um den vielen Geflüchteten das Unterkommen möglich zu machen, hatte man von Obrigkeitswegen den Preis der Wohnungen festsetzen müssen. Bei jeder Bewegung der Franzosen zitterte man vor einem Angriff. Die strenge Zucht im englischen Heer und die Achtung, welche Wellington genoß, konnte nicht verhindern, daß gemurrt ward, selbst von den Officieren. Im Wind und Regen unter Zelten zu liegen, war langweilig für die Mannschaft, die sich lieber mit dem Feinde geschlagen hätte, und die Flüchtlinge, welche ohne Obdach innerhalb der Linien herumirrten, konnten noch weniger die Stimmung heben. Viele Officiere schrieben klägliche Briefe nach Haus und vermehrten die Besorgnisse, welche man in England über das Heer gefaßt hatte.

In London glaubten Wenige, selbst unter den Mitgliedern der Regierung, an die Möglichkeit, sich in Portugal zu behaupten. Jeden Augenblick fürchtete man zu hören, daß das Heer sich eingeschifft habe; man wünschte, daß Wellington es lieber freiwillig thäte als von den Franzosen gezwungen. Das Ministerium, den heftigsten Angriffen ausgesetzt, empfahl dem Feldherrn unablässig die größte Vorsicht an, so daß diesem das stete Zureden nicht nur lästig ward, sondern auch die Besorgniß einflößte, er möchte bald im Stich gelassen oder nur ungenügend unterstützt werden. Ein schlimmer

Zufall machte die Lage des Cabinets und zumal Wellingtons noch schwieriger. Der König Georg III. war von einer neuen Geistesstörung befallen. Anfangs redete man sich ein, der Anfall werde bald vorübergehen, und zögerte einen Monat lang, im Parlament die erforderlichen Maßregeln zu beantragen, womit Parlament und Volk zufrieden waren, da man sich nicht nach der Regentschaft des Fürsten von Wales sehnte. Am Ende aber mußten die Minister den Antrag auf Uebertragung der Regentschaft an den Fürsten einbringen. Da dieser mit den Häuptern der Opposition befreundet war, so erwartete man, er werde diese ans Ruder bringen. In dieser Besorgniß suchte die herrschende Partei die Gewalt des Regenten so viel wie möglich zu beschränken, während die Gegenpartei sie recht ausdehnen wollte, so daß die Opposition monarchischer war als die Regierung. Die Opposition behauptete: es sei kein Gesetz zu erlassen, da die Verfassung den Thronfolger ermächtige, im Fall der Unfähigkeit des Königs die Zügel der Regierung zu ergreifen, und es sei sogar nicht möglich ein Gesetz zu erlassen, denn die verfassungsmäßige Bestätigung durch den König würde ja fehlen. Es sei lediglich eine Zuschrift an den Thronfolger zu richten, daß er die ihm von Rechtswegen zukommende Regentschaft übernehmen möge; und da die königliche Gewalt, ein und untheilbar, in keinem Falle eine Verminderung erleiden dürfe, so müsse der Regent sie auch in seiner ganzen Fülle üben. Dagegen behaupteten die Minister: allerdings sei eine Bill nöthig; die mangelnde königliche Genehmigung werde durch eine auf Parlamentsbefehl vollzogene Siegelung der Bill ersetzt. Und da man hoffen müsse, daß die Waltung

des Regenten nur vorübergehend sein werde, so dürfe die ihm ertheilte Gewalt nicht vollständig sein, nicht ihn in Stand setzen, den Gang der Regierung so zu ändern, daß der König, wenn er die Regierung wieder übernehme, den Faden seiner Politik nicht wieder aufnehmen könne. In diesem Sinn übertrug das Parlament dem Fürsten von Wales die Regentschaft durch eine Bill, in welcher ihm die Ernennung von Peers, von Hofbeamten und Gardeofficieren, sowie die Beantragung gewisser Gesetze untersagt war. Da ihm natürlich die Ernennung der Minister nicht entzogen werden konnte, so erwartete man jetzt um so mehr, daß er die Verwandten oder Amtsgenossen von Fox, die Lords Holland, Grey und Grenville ins Cabinet berufen würde. Allein der Regent trug Bedenken, eine so gewaltige Umwandelung vorzunehmen und die Regierung von der kriegerischen Richtung auf die friedliche umspringen zu lassen, obwohl ihm die Personen der gegenwärtigen Minister nicht angenehm waren, am wenigsten Perceval. Er wollte erst zusehen, ob die Gemüthskrankheit des Königs sich als so andauernd ankündigte, daß es der Mühe werth sei, die bisherige Richtung zu ändern. Die Opposition, in der Meinung, daß ein Vortheil, den sie im Parlament davon trüge auf die Entschließung des Regenten einwirken würde, verdoppelte jetzt, im December 1810, ihre Angriffe gegen die Minister.

Abgesehen von den steten Beunruhigungen und den schweren Lasten, die der Krieg mit sich brachte, hob die Opposition die gegenwärtige klägliche Lage des Handels hervor. Sobald die spanischen Colonien, den König Joseph verwerfend, sich für unabhängig erklärt und

ihre Häfen den Engländern geöffnet hatten, war von den englischen Fabrikanten in blinder Gier mehr nach Amerika verschifft worden, als jene Länder brauchen oder bezahlen konnten. Ein Theil der Waaren kam unverkauft zurück, für die übrigen war Zucker, Kaffee u. dgl. an Zahlungsstatt gegeben worden. Dadurch war der Markt in London überführt. Die durch Napoleons Schreckensmaßregeln aus der Ostsee zurückgescheuchten 600 Schiffe hatten durch ihre Rückkehr nach London die Entwerthung der Colonialwaaren aufs Höchste gesteigert. Durch die den Bewohnern spanischer und portugiesischer und selbst eroberter französischer Colonien ertheilte Befugniß, ihre Erzeugnisse in London niederzulegen, war es so weit gekommen, daß manche Ladung Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak, Farbholz, Indigo nicht mehr so viel werth war, als sie Niederlagegebühr kostete. Die für solche Waaren ausgestellten Wechsel verloren ihren Werth, wurden also nicht angenommen, und die Bank, welche sie in ihrer Brieftasche hatte, gerieth in die ärgste Verlegenheit. Die Banknoten, welche vorher 16 — 17 Procent unterm Nennwerth waren, standen jetzt 20 darunter, so daß England, welches in diesem Jahr mehrere hundert Millionen außer Landes geben mußte, um Heer und Flotte zu erhalten, in größter Verlegenheit war, wie es die Zahlung bewerkstelligen sollte. Man hatte sechsthalb Millionen Pfund bewilligt, um dem Handel und den Fabriken aufzuhelfen, allein diese Hülfe war von geringem Belang. Und während Manche den Fabrikanten, Manche der Bank die Schuld gaben, behaupteten gar Viele, die Regierung sei mit ihrem hartnäckigen Beharren auf dem Krieg und besonders

mit ihren Geheimerathsverordnungen Urheber alles Uebels.

Im Oberhaus sprachen Grenville, Holland und Grey, im Unterhaus Tierney, Burdett, Brougham und Huskisson etwa folgendermaßen: Wir sehen, wohin uns eine unvernünftige Fortsetzung des Kriegs geführt hat. Man hat Frankreich demüthigen wollen, und hat es zum Herrn von Europa gemacht. Deutschland, Italien, Spanien und neuerdings Holland sind von ihm verschlungen. Wo soll das enden? Unsere Einnahmen betragen 37, unsere Ausgaben 56 Millionen Pfund, so daß wir jährlich 19 Millionen als Anlehen aufnehmen müssen. Die Verbrauchssteuern sind aufs Höchste getrieben, die Einkommensteuer ist erdrückend. Das stets vermehrte Papiergeld muß bald allen Verkehr im Innern und die Erhaltung von Heer und Flotte unmöglich machen. Es bleibt nichts übrig, als den verderblichen Krieg durch einen ehrenvollen Frieden zu endigen, der leicht abzuschließen ist, wenn man nur will. Unsere Siege dienen bloß, uns über unsere Lage zu täuschen. Unser Heer hat sich wacker gehalten, aber seine Lage muß die guten Bürger beunruhigen. Während sein Führer Titel und Gehalte empfängt, die er allerdings verdient hat, läßt es vor seinen Augen Ciudad Rodrigo und Almeida wegnehmen. Bei Busaco hat es den Feind zurückgetrieben, und gleich darauf hat es Coimbra und den größten Theil von Portugal preisgeben müssen. Gegenwärtig ist es auf eine Erdzunge gebannt, wo es von dem leben muß, was ihm zur See zugeführt wird; es ist ein Wunder daß es noch vorhanden ist, und die Franzosen müßten arg bethört sein, wenn sie nicht bald alle ihre

Kräfte zu seiner Vernichtung vereinten. Was soll aus England werden, wenn dies Heer, der einzige Schutz gegen einen feindlichen Einfall, vernichtet wird oder in Gefangenschaft geräth? Welche Machterweiterung, welche Eroberungen sind gegen solche Gefahren in die Wagschale zu legen?

Diese Worte verhallten nicht ohne Anklang im Land. Ließen auch die Engländer sich schwere Abgaben, jährliche Vermehrung der öffentlichen Schuld und Entwerthung des Papiergelds im Hinblick auf die Ausdehnung ihrer Handelsmacht gefallen, so zitterten sie doch bei dem Gedanken, daß Napoleon einen entscheidenden Schlag gegen Wellingtons Heer führen möchte. Die Kriegspartei hatte viele Anhänger verloren, und jeden Tag konnte eine unvorhergesehene Abstimmung den Regenten veranlassen, die Friedensmänner ans Ruder zu bringen. In dieser mißlichen Lage schrieb das bestehende Ministerium die ängstlichsten Briefe an Wellington. Selbst sein Bruder Wellesley begann zu fürchten, Arthur möchte aus Hartnäckigkeit oder aus Ehrgeiz länger in Portugal bleiben als es die Sicherheit des englischen Heeres erlaubte. Zugleich enthielten die Briefe Klagen über die ungeheuren Kosten des Kriegs in Portugal, der, abgesehen von der Geldhülfe an die portugiesische Regentschaft, jährlich 10 Millionen Pfund kostete, davon 3 für die Transportflotte. Man fragte ihn, ob er nicht, wie die französischen Heerführer, auf Kosten des Landes leben könne, in welchem er Krieg führe und ob er nicht bald die theure Transportflotte entbehren könne. Man bat ihn, die Hartnäckigkeit nicht zu weit zu treiben, und sich lieber aus Portugal zurückzuziehen, als sein Heer, die Schutzwehr Englands,

einer ernstlichen Gefahr auszusetzen. — Denn in London wurde noch immer eine Landung der Franzosen gefürchtet, obwohl die einst dazu bestimmten Schiffe bei Boulogne halb verfault waren.

Den Verdruß, welchen diese Zureden in ihm erweckten, konnte Wellington damals nicht ganz offenbaren, denn so hoch war sein Ansehn noch nicht gestiegen, daß er sich eine so unumwundene Sprache hätte erlauben dürfen wie später. Er erwiederte: es sei ihm peinlich, daß die Erfahrung, welche er seit zwei Jahren im Kriege mit den Franzosen gewonnen habe, so wenig Vertrauen einflöße, daß jeder Brief, jeder Officier, jeder Neugierige, der aus England komme, ihm den Ausdruck dieser verletzenden Zweifel bringe. Wenn er in Portugal bleibe, so geschehe es, weil er die Ueberzeugung habe, daß er es ohne Gefahr könne, wenigstens nach aller menschlichen Berechnung; bei einer wirklichen Gefahr würde er sich gewiß nicht besinnen, sich zurückzuziehen, um nicht sein Heer und seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen. Aber in jener Berechnung sei die kostspielige Transportflotte mitbegriffen. Denn wenn er für jetzt noch keine Gefahr sehe, aus Portugal vertrieben zu werden, so würde es doch unverständig sein, das künftige Eintreten dieser Gefahr für unmöglich zu halten. Allerdings glaube er, daß Napoleon nicht viel weitere Streitkräfte nach Spanien schicken werde, als er bis jetzt gethan habe, aber die viel besprochenen Divisionen von Eßling könnten eben doch über kurz oder lang eintreffen, und aus Andalusien könnten ansehnliche Streitkräfte entsendet werden. Wenn nun etwa Drouet mit 15,000 Franzosen von Salamanca und Mortier mit 25,000 von Cadiz und Badajoz kä=

men, dann würde er es mit 85,000 Franzosen auf beiden Ufern des Tejo aufzunehmen haben. Diese 85,000 Mann würden sich auf einen Befehl Massenas wie Rasende auf die Linien von Torres Vedras werfen, und was diese Menschen zu leisten im Stande seien, könne nur der beurtheilen, welcher sie gesehen habe. Vermessen würde es sein, sich einzubilden, daß sie in keinem Fall der ersten Linie Herr werden könnten. Aber dann habe er noch die zweite Linie, und zuletzt die dritte, welche ihm Zeit gebe, sich einzuschiffen. Also auf den Schanzen und auf der Flotte miteinander beruhe seine Zuversicht, und die Vereinigung beider Hülfsmittel sei es, die seinem Verhalten das Gepräge der Unbesonnenheit entziehe, welches man ihm so häufig geben wolle. Eine Verminderung der Kosten könne er nicht herbeiführen. Den Krieg durch den Krieg zu ernähren sei für die Franzosen leicht, mit Engländern völlig unthunlich. Das französische Heer sei nicht der Auswurf des Landes, gebändigt durch eine eiserne Zucht, sondern in gesetzlichem Wege aus der Gesammtheit der Nation genommen, Gute und Schlechte miteinander, die Guten überwiegend. Französische Truppen könnten 20—30 Stunden Wegs weit nach Lebensmitteln ausgeschickt werden und kämen pünktlich zur Fahne zurück, ohne daß ein Mann ausbliebe. Wollte er seine Engländer einige Tage lang sich im Lande zerstreuen lassen, um sich ihre Nahrung aufzutreiben, so würde kein Mann zur Fahne zurückkehren. Uebrigens seien die französischen Soldaten, indem ihr Herr sie darauf anweise, sich selber ihren Unterhalt beizutreiben, häufig dem Verhungern ausgesetzt. Man möge bedenken, ob das freie England ihm erlauben würde, mit dem Leben seiner

Söldlinge so umzugehen, wie Napoleon mit dem Leben der durchs Gesetz unter die Fahnen gerufenen Bürger, von denen jährlich die Hälfte vor Elend umkomme, ohne daß die Pariser Zeitungen ein Wort davon sagten. Wenn ein englischer Heerführer Soldaten haben wolle, müsse er sie ernähren, bezahlen und stets unter der Fahne behalten. Portugal zu verlassen sei ihm ein Leichtes; damit aber würde er das Zeichen zur völligen Unterwerfung Spaniens und vielleicht Europas geben. Wolle man die Kosten zur Führung des Kriegs bei Lissabon scheuen, dann würde man dieselben zum Krieg zwischen Dover und London aufwenden müssen. Bei Lissabon könne er England gegen einen Einfall sicherer schützen als zwischen Dover und London. England möge sich Kosten und Sorgen nicht verdrießen lassen, während er und seine Truppen furchtbare Kämpfe und schweres Ungemach nicht scheuten.

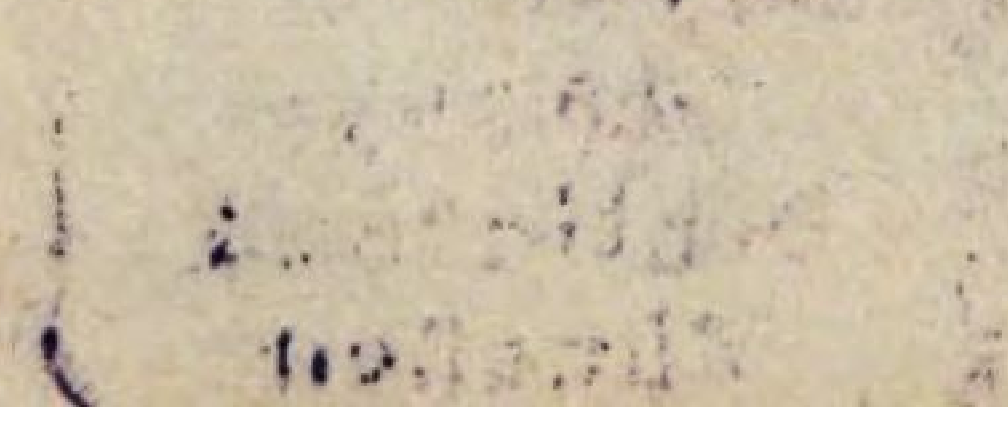
Dies waren die Schwierigkeiten, welche dem geschickten und willenskräftigen englischen Feldherrn von seinem freien Vaterland gemacht wurden, wo der Gegensatz von Kriegslust und Friedensliebe ewiges Schwanken in dem Ministerium verursachte. Massena hing nicht von einem solchen Ministerium ab, sondern von einem Gebieter, der nur sich selber Rechenschaft zu geben hatte. Von diesem, sollte man denken, hätte er allen möglichen Beistand empfangen müssen zur Lösung einer Aufgabe, von der das Schicksal der Welt abhing. An Napoleon, der wußte, wie es in London und bei Lissabon stand, wäre es gewesen, seine großen Mittel zu entfalten, um alle Besorgnisse Wellingtons zu verwirklichen und den billigen Wünschen Massenas zu genügen. Was

er in diesem Stücke gethan hat, werden wir im folgenden Buche sehen.

Der General Foy, von Santarem ausgesandt, um die Forderungen Massenas nach Paris zu überbringen und dem Kaiser mündlich alle verlangten Aufschlüsse zu geben, legte den gefährlichen Weg durch Spanien glücklich zurück. Zum Geleit hatte ihm der Feldherr 400 gute Fußgänger und gute Schützen gegeben, die aus verschiedenen Regimentern ausgesucht waren, und als den sichersten Weg den durchs Zezerethal südlich von der Estrella über Sobreira Formosa, Sarzedas und Belmonte nach Ciudad Rodrigo vorgeschrieben. Um die Besatzung von Abrantes zu hindern, gleich den ersten Tagmarsch der kleinen Schaar zu stören, unternahm Loison eine starke Streife nach jener Stadt. Foy zog zwischen einem spanischen Heertheil, der oberhalb Abrantes bei Villa Velha am Tejo stand, und zwischen den Streifern Trents und Silveiras hindurch. Es kam ihm in Portugal nichts in den Weg als 200 Mann Ordenanza (Landsturm), durch die er sich mit Verlust von ein paar Mann durchschlug. Nach einer Woche voll Abenteuer erreichte er wohlbehalten Ciudad Rodrigo. Dort lag der General Gardanne, der, von Massena beauftragt, die Wege sicher zu halten, die Ankunft der Zufuhren zu schützen und die genesenen Kranken wieder einzureihen, mit den auf allen Seiten schwärmenden Banden vollauf zu thun hatte. Derselbe hatte fast eben so viel Lebensmittel verbraucht, als er in Ciudad Rodrigo und Almeida eingebracht, und statt der gehofften 6000 Mann kaum 2000 aus den Krankenhäusern ziehen können. Foy brachte ihm den Befehl, augenblicklich auf dem von ihm zurückgelegten Weg,

geführt von einem Officier aus dem Geleite, nach Santarem aufzubrechen und so viel Schießbedarf, als er fortbringen könnte, mitzunehmen. Von Ciudad Rodrigo nahm Foy seinen Weg durch Leon und Altcastilien, wo die Freischaaren von Tag zu Tag kecker auftraten. Er fand die Spanier voll Zuversicht, die Franzosen entmuthigt durch die Betrachtung, daß der Krieg trotz den vielen in diesem Jahre eingetroffenen Verstärkungen sich in die Länge zog, und daß die großen Unternehmungen gegen Andalusien und Portugal nichts weiter erzielt hatten als die Einnahme von Sevilla und eine Stellung am Tejo. Zu Burgos traf er den General Drouet nur mit einer seiner Divisionen, die andere noch erwartend, während General Dorsenne die größte Mühe hatte, mit 18,000 Mann von der Garde die Straße von Burgos nach Valladolid zu sichern. Foy gab überall Nachricht von dem Heer in Portugal, welches wie verschollen war, da man nichts von ihm erfahren hatte, als was die Spanier in ihrer übertreibenden Weise sagten. Nachdem er den General Drouet gedrängt hatte, sich von Burgos nach Coimbra und Thomar in Bewegung zu setzen, eilte er über die Pyrenäen und traf nach dreiwöchentlicher Reise zu Ende Novembers in Paris ein, wo er sofort dem Kaiser vorgestellt wurde.

Maltiz, F. Frhr. v., Athalia; Trauerspiel von Racine. Metrisch übersetzt. 48 kr. oder 15 Ngr.
— Gedichte, geschmackvoll broschirt. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Ngr.
— A., poetische Versuche. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 Ngr.
Marx, C. M. Ph. Dr., Professor der Physik und Chemie in Braunschweig, Geschichte der Christallkunde. Mit neun schwarzen Kupfertafeln und einer colorirten. gr. 8. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.
Mineralquellen, die, im Großherzogthum Baden, deren Heilkräfte und Heilanstalten, in einer Sammlung medicinisch-theoretischer und praktischer Abhandlungen, zur Förderung für Wissenschaft und Kunst in diesem Theile der Heilkunde und zum Leitfaden und Nutzen für Kranke, die an diesen Quellen Hülfe suchen. Herausgegeben von Dr. W. L. Kölreuter, großh. bad. Hofmedikus ꝛc.; erster Jahrgang 1820. Mit einem Kupfer, einem Steinabdrucke und einer systematischen, tabellarischen Darstellung der Mineralwasser. 8. brosch. 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.
Nebenius, Fr., Betrachtungen über den national-ökonomischen Zustand Großbrittaniens mit vergleichender Rücksicht auf Deutschlands Handels- und Industrie-Verhältnisse. Nebst einer Uebersetzung der französischen Schrift über England und die Engländer, von J. B. Say. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 Ngr.
— der öffentliche Kredit. 2te Aufl. Erster allgemeiner Theil. Auch unter dem besondern Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Kredits, Staatsanlehen, die Tilgung der öffentlichen Schulden, den Handel mit Staatspapieren und die Wechselwirkung zwischen den Kredit-Operationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder. 2te Aufl. gr. 8. Velin. eleg. brosch. 6 fl. 36 kr. oder 3 Thlr. 22 Ngr.
Rigel, Fr. X., Kampf um Tarragona während des Befreiungskrieges der Catalonier vom Jahre 1808 bis 1814, nebst ausführlichem Belagerungsplan. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 Ngr.
— Tagebuch der Operationen der Armee von Catalonien in den Jahren 1808 und 1809, unter den Befehlen des Generals Gouvion Saint-Cyr. 2 fl. 50 kr. oder 1 Thlr. 22 Ngr.
— die Belagerung von Valencia. Mit ausführlichem Belagerungsplan Druckpapier. netto 1 fl. 21 kr. oder 25 Ngr.
Sammlung der baierischen Forst- und Jagdgesetze. Herausgegeben von Behlen und Laurop. 3 Bände. Im Subscriptionspreis 9 fl. oder 5 Thlr. 15 Ngr.
Schmezer, die Weihestunden, oder tägliche Erhebungen des Gemüthes zu Gott. 2 Bde. (12 Lieferungen). 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. Jede Lieferung 36 kr. oder 10 Ngr.
Stengel, Franziska v., Adrienne. Roman. 3 Bände. 6 fl. oder 3 Thlr. 18 Ngr.
— der Fürst und die Bäuerin. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 5 Ngr.
— Sinzendorf, Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. 3 fl. oder 1 Thlr. 22 Ngr.



Thiers, Adolphe, / Fenner von Fenneberg, Ferdinand Daniel, / Funck, Friedrich,

Geschichte des Consulats und Kaiserreichs

Bd.: 12

Mannheim 1856